



**Reader zur Vorlesung [BA 2-2-1 und Magister]:**

*Literaturtheorien/Methoden der Textarbeit*

**(Wintersemester 2011/12)**

**Prof. Dr. Peter Tepe**

**Vorlesung im Wintersemester 2011/12: BA 2-2-1 und Magister**

***Literaturtheorien/Methoden der Textarbeit***

### **Sitzungsplan**

- 1) 11.10. Einführung
- 2) 18.10. Positivismus
- 3) 25.10. Geistesgeschichte
- 4) 08.11. Hermeneutik: Schleiermacher und Gadamer
- 5) 15.11. Psychoanalyse: Freud
- 6) 22.11. Werkinterpretation
- 7) 29.11. Rezeptions- und Wirkungsästhetik
- 8) 06.12. Strukturalismus
- 9) 13.12. Diskursanalyse
- 10) 20.12. Dekonstruktion
- 11) 10.01. Neuere literatursoziologische und sozialhistorische Ansätze: Bourdieu und New Historicism
- 12) 17.01. Feminismus/Gender Studies
- 13) 24.01. Intertextualität
- 14) 31.01. Kognitive Hermeneutik

## Peter Tepe

### *Zum Konzept der Vorlesung*

#### *Hauptziel*

Hauptziel ist es, einen gründlichen Überblick über historisch und aktuell besonders wichtige Literaturtheorien sowie die in deren Kontext entwickelten und dann auch praktisch angewandten Methoden der Textanalyse und -interpretation zu verschaffen und dadurch *literaturwissenschaftliches Orientierungswissen* zu vermitteln. Die Vorlesung bewegt sich primär auf einer theoretischen und allgemeinen Ebene, sie will über die Literaturtheorien und Methoden informieren, die Ansätze durchsichtig und begreiflich machen. Praktische Anwendungen der Methoden auf konkrete literarische Texte kommen nur am Rande zur Sprache.<sup>1</sup> Es handelt sich also *nicht* um eine primär praxisbezogene Einführung, die Sie in die Lage versetzen soll, bestimmte Verfahren der Textanalyse und -interpretation dann auch eigenständig und kompetent *anwenden* zu können. Dieser – durchaus verständliche – Wunsch ist durch eine Überblicksvorlesung grundsätzlich nicht erfüllbar. Die kompetente Anwendung z.B. einer psychoanalytischen, einer feministischen, einer wirkungsästhetischen oder literatursoziologischen Methode auf literarische Texte setzt relativ umfassende Kenntnisse der jeweiligen Literaturtheorie sowie eine längere Phase der praktischen Einübung voraus. All das ist in einer Überblicksvorlesung dieses Typs prinzipiell nicht leistbar; durch ihren Besuch kann man nicht direkt zu einem kompetenten *Methodenanwender* werden.

#### *Nebenziele*

1. Da die literaturtheoretisch-methodologischen Ansätze jeweils den Kern der zugehörigen literaturwissenschaftlichen Richtungen bilden, kann die Vorlesung zugleich als *Einführung in die Fachgeschichte* (der Germanistik, allgemeiner: der Literaturwissenschaft, noch allgemeiner: der Kulturwissenschaften) dienen.
2. Die Vorlesung hat darüber hinaus eine individuelle Orientierungsfunktion für das Studium. Der Überblick über die literaturtheoretischen Positionen ermöglicht den Studierenden, begründete, sachbezogene Entscheidungen darüber zu treffen, mit welchen Ansätzen sie sich während ihres Studiums näher befassen wollen. Man kann sich aus Zeitgründen nicht mit allen oder auch nur mit den meisten Positionen intensiv auseinandersetzen. Sinnvoll ist eine spätere Konzentration auf ein bis zwei Ansätze.

#### *Struktur der Veranstaltung*

In der Vorlesung werden vorrangig, aber nicht ausschließlich die gerade aktuellen Ansätze vorgestellt. Einige für die Geschichte der Literaturwissenschaft bedeutsame Positionen kommen hinzu, weil ihre Analyse besonders lehrreich ist bzw. weil neuere Konzepte häufig nur als Gegenbewegungen zu früheren Positionen verständlich sind, die somit ebenfalls der Aufarbeitung bedürfen.

#### *Didaktisches Konzept*

Das didaktische Konzept beruht auf folgenden Entscheidungen und Überlegungen:

1. Die Einführung in Literaturtheorien und Methoden findet auf der Grundlage vorliegender Einführungen in diese Thematik statt. Dazu gehören u.a. die folgenden Publikationen bzw. die entsprechenden Kapitel daraus (die bibliographischen Angaben finden sich im Reader):  
Baasner/Zens: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft*  
Eagleton: *Einführung in die Literaturtheorie*  
Maren-Grisebach: *Methoden der Literaturwissenschaft*

---

<sup>1</sup> Um solche praktischen Anwendungen geht es – mit jeweils spezifischer Zielsetzung – im Grundseminar B2-2-2 und im Erweiterungsseminar B2-2-3.

Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*  
Brackert/Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*  
Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*  
Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*  
Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien in der Praxis*  
Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*  
Geisenhanslücke: *Einführung in die Literaturtheorie*

2. Zu jedem Ansatz wurde in einem langwierigen und aufwändigen Prozess eine *Kompakteinführung* erarbeitet, welche die relevanten Informationen aus mehreren Fachtexten sammelt. Der umfangreiche Reader zu früheren Vorlesungen bestand aus solchen Kompakteinführungen. Vom Wintersemester 2008/09 an wird ein gekürzter Reader angeboten, der nur noch diejenigen Teile der ausgewerteten Einführungen enthält, auf die in der Vorlesung tatsächlich zurückgegriffen wird; er ist daher auch deutlich billiger. Der gesamte Reader für die ursprünglich zweiteilige Vorlesung ist aber weiterhin im *Mythos-Magazin* zugänglich (<http://www.mythos-magazin.de>).
3. Die Vorlesung vermittelt Basisinformationen über die theoretisch-methodologischen Konzepte und ist bestrebt, die ‚innere Logik‘ der Ansätze zu *begreifen*. Ein bestimmter Ansatz kann als begriffen gelten, wenn folgende Fragen beantwortet sind:
  - a) Auf welche Hintergrundtheorie stützt sich der jeweilige Ansatz? Die Aufarbeitung der jeweiligen Hintergrundtheorie strebt an, deren Prämissen, deren grundsätzliche Ausrichtung und Ziele sowie deren Hauptthesen zu erfassen. Als Hintergrundtheorie kann z.B. eine Philosophie, aber auch – insbesondere in früheren Zeiten – eine Religion/Theologie, ferner eine Großtheorie (wie die Psychoanalyse oder die Systemtheorie) sowie eine speziellere Theorie (z.B. eine Sprachtheorie) fungieren.
  - b) Welche Literaturtheorie entwickelt der jeweilige Ansatz, und wie hängt diese mit der Hintergrundtheorie zusammen? Die Aufarbeitung der Literaturtheorie strebt wiederum an, deren Prämissen, deren grundsätzliche Ausrichtung und Ziele sowie deren Hauptthesen zu erfassen. Zusätzlich ist zu erkennen, wie sie mit der Hintergrundtheorie zusammenhängt. Hierbei wird angenommen, dass die jeweilige Literaturtheorie sich aus der Anwendung der Hintergrundtheorie auf den Bereich der Literatur ergibt. Eine solche Anwendung kann jedoch mehr oder weniger konsequent, mit inneren Widersprüchen behaftet sein usw. Ferner wird davon ausgegangen, dass aus einer Hintergrundtheorie unter bestimmten Umständen mehrere literaturtheoretische Konzepte gewonnen werden können.
  - c) Welche Methode der Textanalyse und -interpretation oder allgemeiner: der Textarbeit bildet der jeweilige Ansatz aus, und wie hängt diese mit der Literaturtheorie sowie mit der Hintergrundtheorie zusammen? Auch die Aufarbeitung der Methode des Umgangs mit literarischen Texten strebt an, deren Prämissen, deren grundsätzliche Ausrichtung und Ziele sowie deren Hauptthesen zu erfassen. Zusätzlich ist zu erkennen, wie sie mit der Hintergrund- sowie der Literaturtheorie zusammenhängt. Hierbei wird angenommen, dass die jeweilige Methode sich aus der Anwendung der Hintergrund- und der Literaturtheorie auf den Spezialbereich der wissenschaftlichen Textarbeit ergibt. Eine solche Anwendung kann wiederum mehr oder weniger konsequent sein usw. Ferner gilt, dass aus einer Literaturtheorie unter bestimmten Umständen mehrere Methodenkonzepte gewonnen werden können. Ein Ansatz kann als begriffen gelten, wenn diese drei Fragen bzw. Fragenkomplexe beantwortet worden sind und damit auch das *Zusammenspiel* der drei Ebenen (Hintergrundtheorie, Literaturtheorie, Methode) durchsichtig geworden ist. Durch die konsequente Ausrichtung auf dieses Zusammenspiel, auf die ‚innere Logik‘ jedes Ansatzes geht die Vorlesung über die vorliegende und ausgewertete Fachliteratur hinaus.
  - d) In der in den jeweiligen Literaturtheorie-Methoden-Komplex einführenden Sitzung verzichte ich ganz auf eigene kritische Kommentare, liefere also eine *neutrale Einführung*.

4. Die Textauszüge aus der einführenden Fachliteratur sind im Reader in der Reihenfolge geordnet, in der sie behandelt werden; nur in wenigen Fällen ist ein Zurückblättern erforderlich. Diese Textpassagen lese ich stets vor, ganz oder in gekürzter Version. Ich füge dann erläuternde Kommentare hinzu, um den gerade behandelten Punkt – z.B. die Frage, auf welchen Voraussetzungen die Hintergrundtheorie beruht – noch schärfer herauszuarbeiten. Diese für eine Vorlesung ungewöhnliche Vorgehensweise wurde gewählt, damit das Basiswissen über Literaturtheorien und Methoden der Textarbeit auch tatsächlich bei Ihnen ankommt, sodass Sie in Ihrem Studium Nutzen daraus ziehen können. Eine freiere Vorlesung ist sicherlich eleganter und angenehmer zu hören; sie führt aber, wie die Erfahrung lehrt, in der Regel dazu, dass nur eine (mehr oder weniger große) Minderheit die entscheidenden Dinge tatsächlich lernt. Mein Ziel ist es demgegenüber, dass *alle* Teilnehmer am Ende ein solides Basiswissen über Literaturtheorien und Methoden der Textarbeit besitzen; um dieses Ziel erreichen zu können, nehme ich das Vorleseritual in Kauf.
5. Am Ende jedes Readerkapitels findet sich erstens eine Stichwortliste, die in der Vorlesung auch als Folie aufgelegt wird, und zweitens die Aufgabenstellung für die Nachbereitung. An der Stichwortliste sollen Sie sich bei der Nachbereitung orientieren.

#### *Der Reader ist unerlässlich*

Eine ertragreiche Teilnahme an der Vorlesung ist nur möglich, wenn die Studierenden über den Reader verfügen und das gerade behandelte Kapitel zur Sitzung mitbringen. Dann können die ausgewählten – und, wie in der Fachliteratur üblich, nicht immer einfach formulierten – Passagen mitgelesen werden, was das Verständnis erheblich erleichtert. Da es oft um komplexe Zusammenhänge geht, verlieren Studierende, die nicht mitlesen können, leicht den Faden. Außerdem benötigen Sie den Reader zur Nachbereitung sowie zur Beantwortung der BN-Fragen. Um die Textbeschaffung zu erleichtern, können bis zur 3. Sitzung noch Nachbestellungen vorgenommen werden.

#### *Vorlesung mit Diskussionsanteilen*

Zum Vorlesungskonzept gehören Diskussionsanteile. Sie haben in jeder Sitzung mehrfach Gelegenheit, Fragen zu stellen und Anmerkungen zu machen, und zwar nach jedem größeren Arbeitsabschnitt (z.B. der Aufarbeitung der jeweiligen Hintergrundtheorie). Sie können ferner generell davon ausgehen, dass Ihre Beiträge erwünscht sind und dass die Diskussionsrunden für den Dozenten keine lästige Pflichtübung darstellen.

#### *Nachbereitung statt Vorbereitung*

Zum didaktischen Konzept gehört die Regel: Bereiten Sie jede Sitzung gründlich *nach*, aber bereiten Sie die nächste Sitzung *nicht* vor! Es reicht für den Lernerfolg aus, wenn Sie in jeder Woche außer der aufmerksamen Teilnahme an der Lehrveranstaltung selbst rund 90 Minuten für die *Nachbereitung* investieren, und zwar

- für die erneute Lektüre der in der Vorlesung zitierten Passagen,
- für die Aufarbeitung meiner mündlichen Erläuterungen zu diesen Passagen,
- für die eigenständige schriftliche Aufarbeitung der jeweiligen Position am Leitfaden der Stichwortliste und der am Ende des jeweiligen Kapitels formulierten Aufgabe.

#### *Veranstaltungsregeln*

1. Kommen Sie immer pünktlich, denn um 10.30 Uhr wird direkt mit dem jeweiligen Sitzungsthema begonnen. Eine Zusammenfassung der vorigen Sitzung findet nicht statt. Wenn Sie zu spät kommen, verpassen Sie erstens wichtige Informationen und können den folgenden Ausführungen nur schwer folgen, zweitens stören Sie die Anwesenden erheblich.

2. Verlassen Sie den Raum nicht vorzeitig!<sup>2</sup> Auch wer vorzeitig geht, verpasst wichtige Informationen und stört die Anwesenden.
3. Unterlassen Sie vor allem alle Privatgespräche während der Vorlesung sowie vergleichbare Aktivitäten, welche es den anderen erschweren oder sogar unmöglich machen, aufmerksam teilzunehmen (z.B. das Frühstück im Hörsaal)! Verhalten Sie sich *rücksichtsvoll*!
4. Fragen Sie, wenn Ihnen etwas unklar ist!

---

<sup>2</sup> Sollte es zwingend erforderlich sein, dass Sie vor Ende der Sitzung gehen, so informieren Sie bitte vorab den Dozenten und setzen Sie sich auf einen Randplatz, um die Störung so gering wie möglich zu halten.

## Zum Beteiligungsnachweis im Bachelorstudium

Zu einem in der Vorlesung zu vereinbarenden Termin werden Ihnen einige der Ihnen bereits bekannten Nachbereitungsfragen zur Vorlesung zugeschickt, die dann innerhalb einer Woche zu beantworten sind.

Bringen Sie zur vorletzten oder letzten Sitzung einen mit Ihrer Adresse versehenen und mit 0,55 Euro frankierten Briefumschlag (Format 11 x 22 cm – größere Umschläge, die mehr Porto erfordern, sind nicht nötig) mit.

Schicken Sie Ihre Antworten an meine Dienstadresse (HHU, Universitätsstr. 1, Germanistik II, Raum 1.57) oder geben Sie sie im Sekretariat ab oder schieben Sie sie unter meiner Tür durch. Auf 2–3 Tage kommt es dabei nicht an. Eine deutlich spätere Abgabe ist nur aus besonderen Gründen und nach vorheriger Absprache mit dem Dozenten zulässig.

Der Lernstoff besteht aus

1. den in den Sitzungen benutzten Readerpassagen. Einige Passagen werden nur teilweise genutzt: Streichen Sie sich die verwendeten Teile an und vernachlässigen Sie die anderen!
2. den erläuternden mündlichen Kommentaren des Dozenten zu den vorgetragenen Textpassagen. Die wichtigen Punkte sollten Sie mitschreiben und bei Ihrer schriftlichen Aufarbeitung der Sitzung berücksichtigen.
3. den Stichwortlisten, die ebenfalls im Reader enthalten sind. Bei der schriftlichen Aufarbeitung der jeweiligen Position können Sie sich an der Stichwortliste orientieren.

Die Vorlesung ist bei jedem einzelnen Ansatz – wie bereits dargelegt – darauf ausgerichtet, Informationen erstens über die Hintergrundtheorie, zweitens über das literaturtheoretische Konzept, drittens über die zugehörige Methode der Textanalyse und -interpretation zu vermitteln sowie viertens das Zusammenspiel dieser Größen zu erhellen und dadurch ein elementares Begreifen des jeweiligen Ansatzes zu ermöglichen. Die Fragen beziehen sich auf diese zentralen Anliegen des Kurses. Hier gilt es, in verdichteter Form zu zeigen, dass man das in der Lehrveranstaltung vermittelte Wissen über den jeweiligen Ansatz tatsächlich nachvollzogen hat.

*Empfehlung:* Schreiben Sie zum Thema der gerade absolvierten Sitzung mit noch frischem Gedächtnis einen Text von 1–2 Seiten! Gehen Sie dabei auf möglichst alle in der Sitzung tatsächlich behandelten Punkte aus der Stichwortliste ein und erläutern Sie diese! Dann verfügen Sie hinsichtlich des behandelten Ansatzes über ein solides Grundlagenwissen.

Zur formalen Gestaltung des Textes für den BN-Nachweis:

1. Verwenden Sie eine 12-Punkt-Schrift mit einzeiligem Zeilenabstand und einen nicht zu breiten Rand. Geben Sie keinen mit der Hand geschriebenen Text ab.
2. Verwenden Sie für jede Antwort auf eine Frage maximal eine Seite. Wenn Sie nach der Sitzung einen etwas längeren Text verfasst haben, so kürzen Sie diesen entsprechend.
3. Orientieren Sie sich an der Stichwortliste und an der Grobgliederung *Hintergrundtheorie – Literaturtheorie – Methode der Textarbeit*. Aus Platzgründen können Sie jedoch in der Regel nicht auf alle Punkte aus der Stichwortliste eingehen. Wählen Sie die aus Ihrer Sicht wichtigsten aus.

## 2. Sitzung: *Positivismus*

### *Ausgewertete Texte*

- R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 47–52.
- H. Brackert/J. Stückrath (Hg): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek 1992, S. 551–553 (H. Brackert).
- D. Gutzen/N. Oellers/J.H. Petersen: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft. Ein Arbeitsbuch*. Berlin <sup>6</sup>1989, S. 140–155 (D. Gutzen).
- J. Hauff/A. Heller u.a.: *Methodendiskussion. Arbeitsbuch zur Literaturwissenschaft*, Bd. 1. Frankfurt a.M. <sup>6</sup>1991, S. 29–63.
- J. Hermand: *Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft*. München <sup>4</sup>1973, S. 19–28.
- L. Kolakowski: *Allgemeine Charakteristik des Positivismus*. In: Ders.: *Die Philosophie des Positivismus*. München 1971, S. 9–19.
- Z. Konstantinovic/A.M. Reh/K. Sauerland: *Literaturwissenschaftliche Betrachtungsweisen I*. Bern 1990, S. 7–50 (Z. Konstantinovic).
- M. Maren-Grisebach: *Methoden der Literaturwissenschaft*. Tübingen/Basel <sup>11</sup>1998, S. 10–22, 28.
- R. Rosenberg: *Zehn Kapitel zur Geschichte der Germanistik. Literaturgeschichtsschreibung*. Berlin (Ost) 1981, S. 101–127.
- P. Salm: *Drei Richtungen der Literaturwissenschaft. Scherer – Walzel – Staiger*. Tübingen 1970, S. 5–35.
- O. Walzel: *Wilhelm Scherer und seine Nachwelt*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Bd. LV (1930), S. 391–400.

### *1. Hintergrundtheorie*

#### *Hauptvertreter und -werke*

- Hauptvertreter des Positivismus in der Philosophie sind Auguste Comte (1798–1857) und John Stuart Mill (1806–1873). Weiter können Herbert Spencer (1820–1903) und Ernst Mach (1838–1916) angeführt werden.
- Das Hauptwerk Comtes ist *Cours de philosophie positive* (1830–1842). J. St. Mill: *System der deduktiven und induktiven Logik* (1843). H. Spencer: *System der synthetischen Philosophie* (1862–1896).

#### *‘Übergreifende’ Hintergründe*

- Positives Wissen über die wirklichen Gegebenheiten der Welt wird angestrebt. Was der Erfahrung (Empirie) nicht zugänglich ist, kann wissenschaftlich nicht untersucht werden. Ziel der Wissenschaft ist die Formulierung von allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, die die Gegenstände und Sachverhalte in kausale Beziehungen zueinander setzen. Ausgegrenzt werden metaphysische Spekulationen ebenso wie Rekonstruktionen von nicht näher nachvollziehbaren geistigen Vorgängen.
- Das positivistische Denken ist grundsätzlich anti-metaphysisch. Die Nachprüfbarkeit der Aussagen muß gewährleistet sein; durch die Erfahrung nicht kontrollierbare Annahmen sollen ausgeschaltet werden. Alles Metaphysische gilt als müßig, nutzlos und irrelevant. Die Wissenschaft hat sich auf die übersichtliche Darstellung des Tatsächlichen zu beschränken. Es gilt als unmöglich, durch reines Nachdenken und ohne empirische Kontrolle (mittels Beobachtungen) einen Aufschluß über die Beschaffenheit und über die Gesetze der wirklichen Welt zu gewinnen. Die Konstruktion auf der Basis vorgegebener philosophischer Prinzipien wird abgelehnt. Das empirisch Nachweisbare steht im Vordergrund. „Wir fliegen nicht gleich



zu den letzten Dingen empor. Die ‘Weltanschauungen’ sind um ihren Credit gekommen“. (Scherer 1874, 411)

- Comtes Drei-Zeitalter-Modell der menschlichen Erkenntnis oder *Dreistadiengesetz*, das zwischen einem theologischen, einem metaphysischen und einem positiven Stadium unterscheidet, ist vielfach als Hintergrundtheorie wirksam. Nach Comte ist das positiv(istisch)e Denken die Konsequenz einer notwendigen, nicht umkehrbaren Entwicklung der Welt- und Naturerklärung, die einen Fortschritt der Menschheit darstellt. Jede Wissenschaft wie auch jeder Mensch macht demnach im Laufe der Entwicklung drei einander ablösende Phasen durch.

Im ersten – theologischen oder fiktiven – Stadium strebt der Mensch auf der Grundlage seines religiösen Weltbildes absolute Erkenntnis an und führt die Naturerscheinungen auf die Einwirkung göttlicher Wesen zurück. Im zweiten, dem metaphysischen oder abstrakten Stadium treten Philosophie und Metaphysik an die Stelle von Theologie und Religion; das bedeutet noch nicht die Aufgabe des Wunsches nach absoluter Erkenntnis, doch werden die übernatürlichen göttlichen Mächte durch abstrakte Kräfte oder Wesenheiten ersetzt wie beispielsweise die Vorstellung vom Wirken der Natur. Erst in dem positiven Stadium, auf das die ganze Entwicklung hinsteuert, verzichtet das menschliche Denken auf Erklärungen der Wirklichkeit, die außerhalb der erfahrbaren Tatsachen liegen. Die Bestimmung der ‘eentlichen’ Ursachen, die unerreichbar ist, wird ersetzt durch die einfache Erforschung von Gesetzen, d.h. der konstanten Beziehungen, die zwischen den beobachteten Phänomenen bestehen.

Das besagt auch: Das Relative wird an die Stelle des Absoluten gesetzt.

Sichere Erkenntnis ist nur durch Beobachtung und Experiment zu gewinnen, indem man auf induktivem Wege, d.h. fortschreitend von dem Besonderen zum Allgemeinen, zur Feststellung allgemeiner Tatsachen kommt.

- Comte sieht das Dreistadiengesetz auch als Grundlage für den gesamten geschichtlichen Zivilisationsprozeß an; in Analogie zur wissenschaftlichen Entwicklung spricht er von dem theologisch-militärischen, dem metaphysisch-juristischen und dem wissenschaftlich-industriellen Zustand der europäischen Gesellschaft. Dieser geschichtsphilosophischen Konstruktion verdankt der Positivismus seine starke Anziehungskraft. Er versprach Antwort zu geben auf die Frage nach dem Sinn der Geschichte, dem Ziel geschichtlicher Entwicklung und der Bewertung einzelner Zeiträume, und er schien die Geschichte zur Wissenschaft zu erheben.

- Die naturwissenschaftlich-technische Entwicklung wird grundsätzlich bejaht. „Die Naturwissenschaft zieht als Triumphator auf dem Siegeswagen einher, an den wir Alle gefesselt sind“. (Scherer 1874, 411)

## 2. Literaturtheorie

### *Hauptvertreter und -werke, Konjunktur*

- Hauptvertreter des literaturwissenschaftlichen Positivismus in Deutschland ist Wilhelm Scherer. Daneben ist Erich Schmidt zu nennen. Zu Scherer-Schule werden weiter u.a. Konrad Burdach, Richard Moritz Meyer, Richard Maria Werner, Edward Schröder gerechnet.

Wegbereiter der positivistischen Literaturwissenschaft sind Henry Thomas Buckle und Hippolyte Taine (1828–1893).

In Frankreich können ferner Ferdinand Brunetière und Gustave Lanson mit dem Positivismus in Verbindung gebracht werden, in England Matthew Arnold, in Rußland Aleksandr Veselovskij, in Italien Luigi Capuana.

- Wichtige Werke sind in der Liste der benutzten Literatur angegeben.

- Als Beginn des literaturwissenschaftlichen Positivismus ist etwa das Jahr 1850 anzusetzen, die Blütezeit geht von 1880 bis 1910, der Einfluß reicht bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

### *Literaturtheoretische Grundannahmen*

- Das wichtigste Merkmal des Positivismus ist die naturwissenschaftlich-empirische Ausrichtung der geisteswissenschaftlichen Verfahren.

Man orientiert sich in der Literaturwissenschaft am (damaligen) naturwissenschaftlichen Methodenideal. Methoden der Naturwissenschaften, insbesondere der naturwissenschaftlichen Erforschung von Gesetzen, sollen auf die Geisteswissenschaften im allgemeinen und auf die Literaturwissenschaft im besonderen übertragen werden. In den Geisteswissenschaften soll den Naturwissenschaften Gleichwertiges geleistet werden; man erwartet wissenschaftliche Ergebnisse, die an Genauigkeit, Endgültigkeit und intersubjektiv überprüfbarer Objektivität den Naturwissenschaften vergleichbar sind. Die naturwissenschaftliche Objektivität wird als Vorbild angesehen.

Die Naturwissenschaften boten den Entdeckungs- und Erklärungserfolg im Feld der Wirklichkeit, der der (spekulativen) Philosophie versagt geblieben war.

- Man glaubt an die strenge Kausalität auch im geistigen Leben, d.h. an die Unfreiheit des Willens, anders formuliert: an die strenge Determiniertheit des Willens. „[...] wir glauben mit Buckle dass der Determinismus, das demokratische Dogma vom unfreien Willen, diese Centrallehre des Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erfassung der Geschichte sei. Wir glauben mit Buckle dass die Ziele der historischen Wissenschaft mit denen der Naturwissenschaft insofern wesentlich verwandt seien, als wir die Erkenntniss der Geistesmächte suchen um sie zu beherrschen, wie mit Hilfe der Naturwissenschaften die physischen Kräfte in menschlichen Dienst gezwungen werden.“ (Scherer 1995, VIII)

Die ganze Geschichte und speziell die Literaturgeschichte soll als „lückenlose Kette von Ursachen und Wirkungen“ (Scherer 1893, 67) dargestellt werden; schöpferische Freiheit und Spontaneität sind damit ausgeschlossen, Zufall und metaphysische Einwirkungen werden nicht als geschichtsbildende Mächte anerkannt.

Das Denkmuster ist daher linear, es zeigt Kausal-Ketten. Auch die Dichtungsphänomene sind kausal bedingt. Literaturgeschichte „erkennt das Sein aus dem Werden und untersucht wie die neuere Naturwissenschaft Vererbung und Anpassung und wieder Vererbung und so fort in fester Kette.“ (Schmidt 1886, 480)

- Literatur läßt sich mit den aus der Naturwissenschaft bekannten Methoden erklären: durch Kausalität, durch äußerlich einwirkende Kräfte.

Kein Werk eines Dichters kann ohne Wissen um die Person, die es hervorbrachte, kein Werk ohne Wissen um das Leben und Lebensmilieu, aus dem diese Person hervorging, verstanden werden; die genaue Untersuchung des Dichterlebens ist die Voraussetzung für das Verständnis des Werkes. Leben und Werk bilden eine Einheit. Es gibt eine Kausalbeziehung zwischen Leben und Werk.

Nicht der Geist allein ist demnach der Vater von Geisteswerken, ihre Entstehung hängt ab von der Naturanlage des Künstlers, von seiner Erziehung und seinem Leben. Die soziale Umwelt des Autors ist dabei ein wichtiger Faktor.

Ein literarischer Text ist stets auch ein geschichtliches Produkt. Er ist zu einer bestimmten Zeit geschrieben worden und von ihr abhängig.

- Nach Scherer heben auch die Heroen des Geisteslebens den Zusammenhang von Ursache und Wirkung nicht auf; sie dürfen daher nicht als dem Forschergeist unfaßbare Phänomene dargestellt werden, sondern sind ebenfalls auf die sie prägenden Einflüsse hin zu untersuchen. Goethe wird dafür gerühmt, daß er die ihn prägenden Einflüsse in *Dichtung und Wahrheit* selbst analysiert und insofern eine „Causalerklärung der Genialität“ gegeben habe.

#### *Perspektive/Ziele*

- Angestrebt wird generell, aber auch im Hinblick auf literarische Texte, die Erkenntnis gesetzmäßiger Beziehungen zwischen Fakten. Man will die Ursachen des Gegebenen ergründen. „Keine noch so treue und gewissenhafte Erforschung der Thatsachen [...] kann den Historiker der Pflicht entheben, die Ursachen dessen zu ergründen, was geschieht“. (Scherer 1893, 66) „Gewissenhafte Untersuchung des Thatsächlichen ist die erste und unerläßliche Forderung. Aber die einzelne Thatsache als solche hat an Werth für uns verloren. Was uns interessirt, ist vielmehr das Gesetz, welches daran zur Erscheinung kommt. Daher die ungemaine Bedeu-

tung, welche die Lehre von der Unfreiheit des Willens, von der strengen Causalität auch in der Erforschung des geistigen Lebens erlangt hat.“ (Scherer 1874, 412) Die „sicher erkannte Erscheinung“ ist auf die „wirkenden Kräfte“ zurückzuführen, „die sie ins Dasein riefen“. (Ebd., 411)

Von diesem Erkenntnisziel her läßt sich die positivistische Methode als „Gesetzeswissenschaft“ bezeichnen, deren Verfahrensweise ‘nomothetisch’ ausgerichtet ist.

Der Anspruch der Wissenschaftlichkeit, den der Positivismus erhebt, besteht also entgegen landläufiger Ansicht nicht in der bloßen Anhäufung von Tatsachen, sondern in der Zusammenstellung von aus diesen Fakten zu gewinnenden Gesetzen und gesetzmäßig ablaufenden Entwicklungen.

#### *Ausdifferenzierung der Gesamtrichtung*

- Von denjenigen Positivisten, die hauptsächlich an der Erkenntnis gesetzmäßiger Beziehungen zwischen Fakten interessiert sind, sind andere zu unterscheiden, bei denen sich die Detail- und Stoffsammlung, der Tatsachen-Empirismus verselbständigt.

Bei vielen Nachfolgern Scherer wurde das Faktensammeln zum Selbstzweck. Literaturwissenschaftliches Arbeiten begnügte sich mit dem Anhäufen von Lebenszeugnissen, Stoffen und Motiven, ohne diese als Material und Ausgangspunkt zur Erforschung allgemeiner Gesetze hinter den besonderen Fakten zu nutzen.

Für diese Ausformung des Positivismus gilt: Überall begegnet man dem Postulat der vollständigen Beschreibung, der quellengeschichtlichen Erschließung und der biographischen Einbettung der aufgefundenen Stoffmassen, um nur ja keinen charakteristischen Einzelzug auszulassen. Es findet eine Verengung auf das bloß Empirische statt. Um 1880 wurde in weiten Kreisen der akademischen Welt das bloße Zusammentragen der Fakten bereits als eine wissenschaftliche Leistung angesehen, während man das Befragen der aufgehäuften Stoffmassen meist auf später verschob. Das Gelehrtenideal dieser Ära ist der Enzyklopädist, der seine immense Kenntnis nur einem sorgfältig ausgeklammerten Teilgebiet zugute kommen läßt und sich mit entsagungsvoller Gebärde darauf beschränkt, die berühmten ‘Lücken’ im Turmbau der Wissenschaften zu stopfen. Damit brach eine Zeit der Kleinarbeit an.

### *3. Methode der konkreten Textarbeit*

#### *Perspektive/Ziele*

- Aufgabe der Literaturwissenschaft ist es, das literarische Werk, das durch bestimmte Bedingungen determiniert ist, ist auf diese hin zu untersuchen.

Es soll herausgefunden werden, wie weit die Umwelteinflüsse den Künstler und sein Werk determinieren. Die Werke der Kunst sind Fakten, deren charakteristische Züge Resultate bestimmter Ursachen sind, die es zu erforschen gilt. Man sucht vorrangig nach den äußeren Bedingungen eines Kunstwerks, nach den äußeren Gegebenheiten, die zur Entstehung der Werke (und dann auch zu ihrer Wirkung) geführt haben.

- Das Werk soll biographisch erklärt werden. Hat man das vom Autor Ererbte, Erlernte und Erlebte – seine Naturanlage, seine Erziehung und seinen Lebensgang – erforscht, so ist damit zugleich das Verständnis der Werke gewährleistet. Dichtung ist als Produkt einsehbar und erklärbar.

#### *Leitfragen*

- Generell wird gefragt: Wie hängt das Werk des Dichters mit seinem Leben zusammen? Welche Elemente der Biographie der Schriftsteller könnten auf die Dichtungstätigkeit Einfluß gehabt haben? Woher hat es der Dichter?

- Gefragt wird, „was der Einzelne seiner Familie, seiner Heimat, seinen Schulen, seinem Volk, seinem Zeitalter dankt und was die freiere Entfaltung seiner Eigenart diesem Zeitalter Neues zugebracht hat“. (Schmidt 1899, 3) „[...] nie zuvor hatte man so scharf geschieden zwi-

schen der literarischen Tradition mit ihren vererbten Typen, Motiven und Mitteln, und dem, was der Einzelne den überkommenen Formen entgegenbringt.“ (Heinzel 1907, 157)

Welche äußeren Gegebenheiten haben zur Entstehung der Werke und ihrer Wirkung geführt? Einige von Schmidt aufgeführte Fragen: „Läßt der Dichter fremde Sprache auf sich wirken, welche kennt er, und hat er gar in einem fremden Idiom geschrieben? [...] Treibt der Dichter Dialektpoesie, gestattet er seiner Mundart ein stärkeres oder schwächeres Recht über die Schriftsprache? [...] was ist das Fränkische bei Goethe, das Sächsische bei Gellert, das Schwäbische bei Schiller? [...] Stammt der Dichter aus einer Republik oder Monarchie? Stand seine Wiege in einem Dorf, in einer Landschaft, Großstadt, Residenz? Ist es ein historisch ausgezeichneter Ort mit bestimmten geistigen Traditionen?

Dieses Forschungsprogramm geht von der Analyse des Literaturprodukts also auf die Persönlichkeit des Schriftstellers zurück.

#### *Vorgehensweise*

- Die Subjektivität, die subjektiven Anteile des Wissenschaftlers, vor allem die nur vom Subjekt abhängigen Glaubensdinge sollen möglichst weitgehend ausgeschaltet werden, damit die Nachprüfbarkeit der getroffenen Aussagen gewährleistet ist.

Das erkennende Subjekt tritt zurück, das gegebene Objekt steht im Zentrum. Nur die empirisch gegebenen Sachverhalte zählen. Jede subjektive Wertung des Analyseobjekts durch den Forscher gilt als unwissenschaftlich. Man will ganz empirisch und möglichst exakt, ohne jeden metaphysischen Zusatz, ohne jegliches subjektive Moment vorgehen.

#### *Textauffassung*

- Nach Scherer ist der literarische Text Produkt des (vom Autor) Ererbten, Erlernen und Erlebten. Das Sein des Autors spiegelt sich im Werk.
- Das einzelne Werk erscheint als Summe addierter Materialien, Quellen, ‘erlernter’ Motive, Stilistika.

### *4. Würdigung/Kritik*

#### *Verdienste*

- Der Positivismus hat in der Literaturwissenschaft erstens für gesicherte Textgrundlagen gesorgt, d.h. Ausgaben erarbeitet, die die Texte in einer Fassung enthalten, die dem Willen des Autors entspricht oder diesem möglichst nahekommt. Zweitens hat er die Erklärung der Werke aufgrund biographischer Forschungen vorangetrieben, und drittens hat er die Wirkung des jeweiligen Textes sowohl auf das Publikum wie auf nachfolgende Autoren untersucht.

#### *Kritik*

- Als wesentlichste Schwäche der positivistischen Literaturwissenschaft wurde bemängelt, daß ihr die spezifischen ästhetischen Werte unerreichbar bleiben, daß sie bei der Beschreibung der einzelnen Teile das Gesamtbild aus den Augen verliert und bei den genetischen Untersuchungen die Aufmerksamkeit von der endgültigen Redaktion des Werkes ablenkt, indem sie sich in den ersten Ansätzen zu einem solchen Werk oder in seinen Varianten verliert. Bei den biographischen Forschungen wiederum bleiben die Werke selbst im Hintergrund und dienen vorwiegend als biographische Dokumente, statt die Biographie der Erkenntnis der Werke unterzuordnen. Eine solche literaturwissenschaftliche Untersuchung läßt die relative Selbständigkeit des literarisch-künstlerischen Bereichs außer acht und behandelt diesen als ein Resultat der außerliterarischen Einflüsse. Und durch ihre Unfähigkeit, ästhetische Urteile zu fällen, verfällt sie einem ästhetischen und zugleich historischen Relativismus, oder sie übernimmt einfach unreflektierte subjektive Werturteile.

- Die unvergleichbare Einzigartigkeit bestimmter Werke und unwiederholbarer Einzelheiten bleiben im positivistischen Programm nebensächlich.

### *Krise der Hintergrundtheorie*

- Zur Jahrhundertwende melden sich im kompakten System des Positivismus klar erkennbare Auflösungserscheinungen. Die positivistischen Positionen beginnen ihre entscheidende Rolle in der Wissenschaft und in der Philosophie zu verlieren. So stützte sich der Positivismus im Bereich der Wissenschaft vor allem auf ein mechanistisches Weltmodell, das sich in der Physik seit Galilei und Newton herausgebildet hatte und durch die Entwicklungslehre des 19. Jahrhunderts ergänzt wurde. Nun aber begann die Physik in den Bau der Atome einzudringen und damit änderte sich auch wesentlich die bis dahin vorherrschende Ansicht von der Materie. Gewisse neue Theorien, darunter vor allem die Relativitätstheorie, stellten auch die absolute Determiniertheit der physikalischen Prozesse in Frage, in der aber gerade die Möglichkeit einer kausalen Erklärung und wissenschaftlichen Voraussage begründet war. Die bis dahin selbstverständlichen Voraussetzungen des kausal determinierten Weltbildes wurden so problematisch.

## **Stichwortliste zur 2. Sitzung: *Positivismus***

### *1. Hintergrundtheorie*

Positives, empirisches Wissen – Gesetzeserkenntnis – Anti-Metaphysik – Drei-Zeitalter-Modell – Bejahung der technischen Entwicklung

### *2. Literaturtheorie*

Orientierung der Geisteswissenschaften am naturwissenschaftlichen Methodenideal – Kausalprinzip – Kausalbeziehung zwischen Leben und Werk – Gesetzes- vs. Tatsachen-Positivismus

### *3. Methode der konkreten Textarbeit*

Determinanten des Werks – biographische Erklärung des Werks – Ausschaltung der Subjektivität des Wissenschaftlers

### *4. Würdigung/Kritik*

Gesicherte Textgrundlagen und biographische Forschung – Vernachlässigung ästhetischer Dimensionen – Krise des mechanistischen Weltmodells

## Frage für die Nachbereitung

### *Positivismus*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

### 3. Sitzung: Geistesgeschichte

#### *Ausgewertete Texte*

R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 53–63.

W. Falk: *Über die geistesgeschichtliche Verfahrensweise*. In: W. Falk/V. Zmegac/G. Brude-Firna: *Literaturwissenschaftliche Betrachtungsweisen II*. Bern 1989, S. 7–93.

Gutzen/Oellers/Petersen: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft*. S. 164–178 (D. Gutzen).

J. Hauff: *Hermeneutik*. In: J. Hauff/A. Heller u.a.: *Methodendiskussion. Arbeitsbuch zur Literaturwissenschaft*, Bd. 2. Frankfurt a.M. <sup>5</sup>1985, S. 10–18, 35–38.

J. Hermand: *Synthetisches Interpretieren*, S. 28–61.

M. Maren-Grisebach: *Methoden der Literaturwissenschaft*, S. 23–38.

K. Riha: *Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte. Ein historisch-kritischer Exkurs*. In: V. Zmegac/Z. Skreb (Hg.): *Zur Kritik literaturwissenschaftlicher Methodologie*. Frankfurt a.M. 1973, S. 75–94.

R. Wellek: *Die Auflehnung gegen den Positivismus in der neueren europäischen Literaturwissenschaft*. In: Ders.: *Grundbegriffe der Literaturkritik*. Stuttgart <sup>2</sup>1971, S. 183–199.

#### *1. Hintergrundtheorie*

##### *Hauptvertreter und -werke*

- Der methodische Ansatz der Geistesgeschichte bildet sich mit Diltheys (1833–1911) Bemühen heraus, auf dem Boden des deutschen Idealismus und insbesondere von Hegels Interpretation des Geistes und seiner Rolle in der Geschichte die Geisteswissenschaften durch eine philosophische Grundlegung gegen die Naturwissenschaften abzugrenzen. (Gutzen, 164)

##### *Vorläufer, Vorbilder*

- Die entscheidenden Antriebskräfte der neuidealistischen Welle gingen vom Philosophischen aus. Der wichtigste Anreger war dabei zweifellos Nietzsche, dessen Schriften ab 1895 einen kaum zu überschätzenden Einfluß auf die geistige Situation auszuüben begannen. Als besonders wirkungsmächtig erwies sich die Abhandlung *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1874), in welcher der „antiquarische“ Positivismus als eine blinde Sammelwut hingestellt wird, die über dem rastlosen Zusammenscharren von Stoffen und Fakten jeden Nutzen des eigenen Tuns vergißt. Aus dem „Dunstkreis“ dieser antihistorischen Betrachtungsweise entwickelte sich um 1900 die sogenannten „Lebensphilosophie“, wie sie Wilhelm Dilthey und zum Teil auch Karl Joel und Georg Simmel vertraten. (Hermand, 32)

##### *‘Übergreifende’ Hintergründe*

- Um 1900 läßt sich in vielen Wissenschaftszweigen ein ständig wachsendes Interesse an den „ideellen“ Grundpositionen der menschlichen Erkenntnistätigkeit beobachten. Und dabei wurde neben dem philosophischen Neuidealismus alles ins Spiel gebracht, was zu einer geistig-seelischen „Vertiefung“ dieser Richtung beitragen konnte: der Vitalismus, die Neuromantik, der Bergsonsche Intuitionismus, wie überhaupt alle neureligiösen, theosophischen oder neumythologischen Konzepte der Jahrhundertwende, die auf dem Prinzip des Selbstschöpferischen beruhen. (Hermand, 33)

- Die Grundüberzeugung ist, daß sich der Geist im Ablauf der Geschichte innerhalb verschiedener Medien manifestiert: Philosophie, Religion, Recht, bildende Kunst, Musik und schließlich Literatur. Alle Auswirkungsgebiete sind zu berücksichtigen. (Maren-Grisebach, 23)

- Die Trennung von den Naturwissenschaften wird vollzogen, so daß die Geisteswissenschaften zum ersten Maß eine eigene autonome Bedeutung von Wissenschaft beanspruchen. Grundlegend ist die Überzeugung von der prinzipiellen Andersartigkeit der Geisteswissen-

schaften gegenüber den Naturwissenschaften, Geist ist anders zu rezipieren als Natur, Ideelles als Materielles. „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir. [...] Der erlebte Zusammenhang ist hier das erste, das Distinguieren der einzelnen Glieder desselben ist das Nachkommende.“ (Dilthey 1961, 136) (Maren-Grisebach, 29f.)

### *Perspektive/Ziele*

- Es wird angenommen, daß ein enger Zusammenhang besteht z.B. zwischen Dichtung, Philosophie, Religion und Musik, daß es einen ‘Gesamtgeist’ einer Epoche gibt, der sich in den einzelnen Phänomenen des geistigen Lebens ausdrückt. Die Epoche wird als *Synthese* aller ihrer kultureller Erscheinungen gesehen. Doch muß festgehalten werden, daß, wenn vom ‘Geist’ einer Epoche gesprochen wird, dieser nicht im Hegelschen Sinn metaphysisch als die selbsttätige Erfassung des Weltgeistes aufgefaßt werden darf. Vielmehr hat man unter ‘Geist’ oder ‘Ideen’ historische Kategorien bzw. menschliche Leistungen zu verstehen. Die einzelnen Tatsachen und Phänomene einer Epoche sind unter einer aus dem Vorverständnis gewonnenen ‘Idee’ zu ordnen, aus dieser Ordnung der wesentlichen Erscheinungen einer Zeit ist der ‘Geist’ der Zeit herauszudestillieren, als dessen Ausdruck und Spiegelung nun wiederum die einzelnen Manifestationen interpretiert werden; dabei kann keine Beschränkung auf die Leistungen *eines* geistigen Gebiets statthaben, da alle für sich und untereinander im Bezug auf den ‘Gesamtgeist’ ihrer Zeit verbunden sind. (Gutzen, 173f.)
- Ziel ist es, aus der gesamten Objektivation einer Zeit – von ihrer Religion bis zu ihrer Tracht – den Geist zu konstruieren, aus dem dies alles möglich und notwendig war: aus den *Objekten* einer Zeit ihr *Subjekt*. Wir suchen also die hinter den Kulturobjektivationen liegende Totalität, auf die wir jede einzelne Erscheinung zurückbeziehen dürfen, um von dort ihre ‘Erklärung’, besser: ihre Sinndeutung zu erfahren. (Eppelsheimer) (Gutzen, 174)
- Die synthetische Schau des Geistes wird angestrebt. Das Ziel sind Synthese und damit Ganzheit, Zusammenhang, Totalität hinsichtlich der geistigen Bereiche der schöpferischen Werke. Erst im Blick auf die großen Zusammenhänge kann für die einzelnen Glieder der Entwicklung die rechte Perspektive gewonnen werden. (Maren-Grisebach, 24f.)
- Ein philosophisches Einheitsstreben macht sich geltend, das sich weniger für die positivistisch zertrümmerten Einzelfakten als für das Grundsätzliche und Weltanschauliche interessiert. Die Analyse wird mehr und mehr durch die Synthese abgelöst. Das „Wesenhafte“, nicht das „Vordergründige“ der Dinge will man erkennen. Das wissenschaftliche Leitbild dieser Richtung ist der „freischöpferische“ Geist, der sich jedem materialistisch bedingten Kausalnexus zu entziehen scheint. Überall spürt man das Bemühen, endlich eine spezifisch geisteswissenschaftliche Begriffsbildung zu entwickeln. (Hermand, 29)

## *2. Literaturtheorie*

### *Hauptvertreter und -werke*

• Wesentlich zur Grundlegung einer geistesgeschichtlichen Methode tragen Wilhelm Diltheys späte Schriften *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (1910) sowie *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing – Goethe – Novalis – Hoelderlin* (1905) bei. Dilthey ist der gründlichste und methodenkritischste Stammvater der Geistesgeschichte; neben ihm allerdings arbeiteten andere gleichzeitig an ähnlichen Projekten. Weitere bekannte und erfolgreiche Schriften sind: Rudolf Haym *Die romantische Schule* (1870), Rudolf Unger *Philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft* (1908) und Friedrich Gundolf *Shakespeare und der deutsche Geist* (1911). (Baasner, 54f.)

### *Konjunktur*

• Das Jahr 1906 gilt mit dem Erscheinen von Diltheys Schrift *Das Erlebnis und die Dichtung* als das Jahr, in dem sich die Geistesgeschichte ‘überzeugend als Führerin einer neuen Richtung der Literaturwissenschaft dokumentierte’. (Kluckhohn) Dilthey gilt als Hauptbegründer



der geistesgeschichtlichen Methode im Ganzen, als der große Revolutionär, der die größte Revolution der Geschichte der Literaturwissenschaft durchführte. (Maren-Grisebach, 23, 26)

- In der Literaturwissenschaft setzte sich die geistesgeschichtliche Methode seit 1906 immer stärker durch; ihre Blütezeit fällt in der Zwanzigerjahre und knüpft sich in erster Linie an die Namen Rudolf Unger (1876–1942), Hermann August Korff (1882–1963), Fritz Strich (1882–1963) und Paul Kluckhohn (1886–1957). Die Arbeiten der einzelnen Gelehrten kann man jedoch nur von ihrer gemeinsamen Grundlage her als geistesgeschichtlich im Sinn einer geistesgeschichtlichen Schule bezeichnen, da sie in ihrer Betrachtungsweise stark voneinander differieren. (Gutzen, 164)

#### *Abgrenzung*

- Die Geistesgeschichte richtet sich gegen die Übertragung naturwissenschaftlicher Erkenntnisprinzipien auf die Geisteswissenschaften. (Gutzen, 164)
- Man setzte sich ab gegen die vorwiegend analytisch erscheinende Auffassungsweise des Positivismus. Dort wurde ein Ganzes, der Lebens- oder Werkzusammenhang zerlegt, sie waren Ausgangspunkt, während sie nun *Ziel* jeder Untersuchung zu sein haben. (Maren-Grisebach, 24f.)
- Oskar Walzel warnt, „nicht vom Geistigen und dessen Gesetzen sich weglocken zu lassen in die Welt naturwissenschaftlicher Verknüpfung von Ursache und Folge“. (Walzel 1957, 9) (Baasner, 62)
- Die Positivisten erscheinen als bloße Kleinlichkeitskrämer. Nicht die Vollständigkeit des Stoffes, sondern die subjektive Kühnheit der Ideen gilt als das höchste wissenschaftliche Ideal. An die Stelle rein genetischer Betrachtungsweisen, nach denen sich jedes Kunstwerk nur aus seiner vielfältig determinierten zeitgeschichtlichen Herkunft erklären läßt, tritt eine allgemeine Renaissance philosophischer, weltanschaulicher oder rein formalistischer Deutungsversuche, die sich lediglich mit dem ‘Geistentsprungenen’ beschäftigen, das von allen empirisch zu überprüfenden Voraussetzungen unabhängig ist. (Hermand, 28ff.)

#### *Textauffassung*

- Das literarische Werk ist ein transrationales Gebilde, das mit bloßem rationalem Erkennen nicht erschließbar ist. In extremer Form wird das von Walzel artikuliert: „Das Kunstwerk kann nur als Ganzes erlebt, niemals begrifflich erfaßt werden.“ (Walzel 1959, 18) (Maren-Grisebach, 30)

#### *Vorgehensweise*

- Generell und individuell bezogene Aussagen sollen sich wechselweise steigern. Typologische Konstruktionen sollten die Vielfalt gliedern helfen. Dilthey entwarf Weltanschauungstypen, Wölfflin Sehtypen, Walzel die Unterscheidung zwischen einem gotisch-deutschen und einem goethisch-deutschen Typ. Fritz Strich traf eine typische Einteilung in Klassiker und Romantiker, Herbert Cysarz stellte synthetisch den Typ des ‘barocken’ Menschen her und Ferdinand Josef Schneider den des ‘expressiven Menschen’“. Ähnlich werden Epochenstile zusammengetragen, seien diese nun formal-ästhetisch oder ideengeschichtlich fundiert. (Maren-Grisebach, 36f.)

#### *Einzelne Ansätze*

- Innerhalb der geistesgeschichtlichen Richtung kann die Ideenorientierung ganz im Vordergrund stehen, sie kann aber auch mit einer historischen Denkweise verbunden sein. Bei den reinen Geistakzentuierenden, die philosophisch auf Hegel basieren und deren Wirken in Rudolf Haym, Karl Rosenkranz, Kuno Fischer, Karl Voßler, Rudolf Unger repräsentativ vertreten ist, kann man auch von ‘idealistischer’ Methode sprechen. Das Ideeorientierte überwiegt zuweilen derart, daß eine Darstellung der übergreifenden Ideen ohne jede Nennung von Dichtern oder Ideurhebern, das heißt aber ohne Fixierung an konkret geschichtliche Personen, möglich wird.

Dilthey nimmt eine Zwischenstellung ein. Bei aller idealistischen und lebensphilosophischen Einstellung ist er auch ein historischer Kopf, er würde einer zeitenthobenen Betrachtung der Ideen in der Literatur nie zugestimmt haben. Er hat den Widerspruch bestehen lassen zwischen Übergeschichtlichkeit der Ideen, der immer gleichbleibenden Bedingungen im menschlichen Subjekt und der geschichtlichen Abhängigkeit und Relativität. (Maren-Grisebach 26f.)

- Zu unterscheiden ist zwischen einer 'abstrakten' Geistesgeschichte und der Stil- und Formgeschichte, die stärker literarische Texte und ihre spezifischen Formen berücksichtigt. Fritz Strich nimmt z.B. eine stilgeschichtliche Unterscheidung von Epochen wie Klassik und Romantik vor. Während in der 'abstrakten' Geistesgeschichte primär der ideelle Gehalt von Werken interessiert und ihr Kunstwerkcharakter vernachlässigt wird, konzentriert sich die Stil- und Formgeschichte auf deren (Text-)Form. Die 'abstrakte' Geistesgeschichte ist über weite Strecken Philosophiegeschichte im Spiegel der Literatur, betrieben von Gelehrten mit philosophischer Bildung.

### 3. Methode der konkreten Textarbeit

#### *Leitfragen*

- Welcher 'Geist' manifestiert sich im vorliegenden Text? Wie zeigt sich in der *Gestalt* von Texten der ideelle *Gehalt*?

#### *Abgrenzung*

- Dem positivistischen Verfahren 'beschreiben und dann erklären' wird das Verstehen auf der Basis des Erlebens entgegengestellt. Die Methode ist anti-kausal und antibiographisch. Entgegen der positivistischen Art, literarische Werke erklären und herleiten zu können, setzte man die These von der Irreduzibilität.

Indem die freiheitlich schaffende Phantasie bei den Untersuchungen mit zu durchleuchten war, wurde die kausaliter fortschreitende Kette vom Biographischen zum Werk gelöst. Durch das dichterisch manifestierte Erlebnis wurden Leben und Werk zwei getrennte Ebenen. (Maren-Grisebach, 29)

#### *Vorgehensweise*

- Dem auffassenden Subjekt werden entscheidende Maßnahmen zuerkannt. Daher wird auch der Mut zur je eigenen Sprechweise über Literatur gefördert und unterstellt, daß keinerlei exaktes Abbilden eines Tatbestandes in der Sprache möglich sei. Das positivistische Vertrauen gegenüber einer Aussagbarkeit des objektiv Gegebenen weicht der Notwendigkeit, das Subjektive in individueller Hinsicht zur Sprache werden zu lassen. (Maren-Grisebach, 32)

- Das geforderte Verfahren der intuitiven Synthese läßt sich an der geistesgeschichtlichen Auffassung von Sprache verdeutlichen. Karl Voßler sieht den Sprachakt als jeweils neue und eigenschöpferische Tat des Individuums. Neue Sprachformen beruhen auf Intuition, auf dem Geist des Dichters, sie sind Verlautbarungen des Geistigen, das immer das metaphysisch Frühere sei. "Die Aufgabe der Sprachwissenschaft ist darum gar keine andere als die: den Geist als die alleinig wirkende Ursache sämtlicher Sprachformen zu erweisen." (Voßler 1904, 63) Der poeta creator habe im schöpferischen Forscher seine Entsprechung. Intuitives Vorgehen verbietet die genaue Analyse des Vereinzelten, die Atomistik der positivistischen Ära gilt als unangemessen. Den Zusammenhang, das 'geistige Band' finde man erst im Geist (Voßler) oder im Gefüge der Syntax und Stilistik (Burdach), niemals in den einzelnen Teilen, wie Scherer meinte. Auch die geistesgeschichtliche Verslehre verdammt jedes Messen und Zählen, es sei viel zu singularisierend. Jeder Vers sei, wie die Sprache eines Dichters, ein Individuum, und für Individuen gibt es nichts, was durch Zählen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen wäre. Metrum und Rhythmus eines Verses sind wie Takt und Rhythmus der Sprache im Ganzen als Emanationen des je einzigartigen Geistes zu sehen, und dieser ist zu untersuchen, was niemals durch Messen möglich sei. (Maren-Grisebach, 31f.)

#### 4. Würdigung/Kritik

##### *Verdienste*

- Die entscheidende Leistung gegenüber dem Positivismus liegt in der Betrachtung des dichterischen Werkes als eines organischen Ganzen und in der Erweiterung des literaturwissenschaftlichen Blickwinkels in Richtung auf philosophisches und historisches Denken. Im Einzelnen erweisen sich diese Ansätze als fruchtbar bei der Behandlung von bis dahin weniger beachteten Epochen wie Barock und Romantik sowie bei Dichtung und Philosophie einbeziehenden Untersuchungen, z.B. des Mittelalters. (Gutzen, 176)

##### *Kritik*

- Die Grenzen des geistesgeschichtlichen Ansatzes liegen einerseits in der Verengung, die mit der Rückführung der Mannigfaltigkeit dichterischer Werke auf wenige Grundzüge, die eine Typisierung oder Gruppierung ermöglichen, einhergeht. Der von Dilthey betonte interpretatorische Ansatz bei der Individualität des Einzelwerks oder des einzelnen Autors läuft – insbesondere wenn man glaubt, auf umfassende Tatsachenkenntnis verzichten zu können – Gefahr, hinter Einheit stiftenden Konstruktionen übersehen zu werden.

Zum anderen wird auch der geschichtliche Aspekt eher nebensächlich, wenn die Literatur auf bestimmte Grundprobleme oder zwei wesentliche Grundbegriffe hin untersucht wird.. An die Stelle historischer Perioden- oder Epochenbildung tritt ein rhythmischer Wandel unhistorischer Stile. (Gutzen, 176f.)

- Die Inanspruchnahme der Geistesgeschichte für eine Ideologie des Nationalen hat zu einer Korruption der Geistesgeschichte geführt. Sie rührt nur teilweise daher, daß die Geistesgeschichte in den zwanziger Jahren mit anderen idealistischen und zeitgenössischen Strömungen für eine Erneuerung der geistigen Kräfte des Volkes in Anspruch genommen wurde. Es ist nicht nur die in der geistesgeschichtlichen Fragestellung angelegte Tendenz zur Synthese und Vereinheitlichung auf das Wesen und das Typische, das sie verwendungsfähig macht für nationale und politische Ideologie; denn wenn die Frage nach dem Wesen des deutschen Volksgeistes gestellt und beantwortet werden kann, dann auch die nach dem Wesen des Deutschen oder die nach dem Völkischen an sich. Hinzukommen muß aber eine positive Wertung, die gerade das Deutsche als etwas Besonderes auffaßt. So erscheinen z.B. Strichs Grundbegriffe zunächst als wertneutrale Kategorien, sie verschieben sich aber zu Wertbegriffen in dem Maß, in dem Strich das Unendliche oder das Romantische als vorzugsweise dem deutschen Geist adäquate Seins- und Ausdrucksweise hervorhebt. Von hier aus ist der Weg nicht weit zur Gleichsetzung von Dichtung und absolut verstandenem Volkstum.

Die Pervertierung der geistesgeschichtlichen Methode durch den Nationalsozialismus aber ist eine wesentliche Ursache für den Rückzug der deutschen Literaturwissenschaft auf das 'sprachliche Kunstwerk', das als 'autonom' und nahezu 'autarkes' künstlerisches Gebilde betrachtet wird. (Gutzen, 177f.)

## **Stichwortliste zur 3. Sitzung: *Geistesgeschichte***

### *1. Hintergrundtheorie*

Orientierung am deutschen Idealismus und an Nietzsche – „Geist“ einer Epoche – Sonderstellung der Geisteswissenschaften – Synthese, Ganzheit

### *2. Literaturtheorie*

Dilthey als Begründer – Anti-Positivismus – Typologie – ‘Abstrakte’ Geistesgeschichte vs. Stil- und Formgeschichte

### *3. Methode der konkreten Textarbeit*

Zusammenhang von Gehalt und Gestalt – Beteiligung des ganzen Menschen – Intuitives Vorgehen

### *4. Würdigung/Kritik*

Positiv: Werk als organisches Ganzes – Negativ: Einheit stiftende Konstruktionen – Inanspruchnahme für eine Ideologie des Nationalen

## Frage für die Nachbereitung

### *Geistesgeschichte*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

#### 4. Sitzung: *Hermeneutik: Die Ansätze von Schleiermacher und Gadamer*

In dieser Sitzung wird vom Schema „Hintergrundtheorie – Literaturtheorie – Methode der Textarbeit“ abgewichen.

##### *Ausgewertete Texte*

Baasner, Rainer: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 38–42.

Bogdal, Klaus-Michael: *Problematisierungen der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 137–156.

Jacob, Joachim: *Verstehen konstruieren*. In: Pechlivanos/Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 324–336.

Japp, Uwe: *Hermeneutik*. In: Brackert/Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek 1997, S. 581–593.

Jung, Werner: *Neuere Hermeneutikkonzepte. Methodische Verfahren oder geniale Anschauung?* In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen 1997, S. 159–180.

Rusterholz, Peter: *Hermeneutische Modelle*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 101–136.

Schneider, Jost: *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld 1998, S. 213–215.

##### *Vorbemerkung*

- Die deutschen Fremdwörter „Hermeneutik“ und „hermeneutisch“ werden je nach historischem und philosophischem Kontext mit so verschiedenen Wortinhalten, Denkformen und Interpretationskonzepten in Verbindung gebracht, daß es höchst gefährlich geworden ist, sie zu gebrauchen. Dennoch werden alle, die literaturwissenschaftlich tätig sind, sich mit den Beziehungen zwischen Theorie und Praxis der Textanalyse und Interpretation beschäftigen müssen. Unterschiedliche hermeneutische Konzepte gehen implizit oder explizit von völlig verschiedenen Modellvorstellungen der Sprache, der Kunst und des Verstehensprozesses aus. (Rusterholz, 101f.)

##### *Zu Schleiermacher*

- Man hat sich daran gewöhnt, die Wende der Hermeneutik ins Allgemeine und Philosophische mit Schleiermacher beginnen zu lassen. Schleiermachers Reflexion auf den hermeneutischen Zirkel richtete sich zunächst gegen die eingeschränkte Bedeutung der sog. *Stellenhermeneutik*, die eigentlich nichts anderes als ein Kommentar war. Erst dort, wo das Verstehen aus der alles Reden begleitenden Unausdrücklichkeit hervortritt, wird es zur Praxis der Auslegung. Schleiermacher wollte die Hermeneutik in den Rang einer allgemeinen Kunstlehre der Auslegung, d.h. alles Verstehens fremder Rede, erheben.

Schleiermacher betrachtet die Auslegung als Kunst und grenzt sich damit gegen die Spezialhermeneutiken seiner Vorgänger ab. Er unterscheidet ferner zwischen einer laxeren und einer strengeren Praxis. Die laxere Praxis geht davon aus, daß sich das Verstehen von selbst ergibt. Ihr kommt es nur darauf an, in gewissen schwierigen Fällen ein mögliches Mißverstehen zu vermeiden. Dies sei das Verfahren der speziellen Hermeneutiken. Dagegen gehe die strengere Praxis davon aus, „daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und daß Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden“ (Schleiermacher 1959, 86)

- Mit Schleiermachers Hermeneutik beginne in jeder Hinsicht etwas grundsätzlich Neues, das Verstehen als solches werde zum Problem gemacht, und so stelle die psychologische Interpre-

tation „sein Eigenstes“ dar: lange ist diese Meinung die vorherrschende gewesen. Dabei verdankt gerade die grammatische Interpretation Schleiermachers der vorangehenden Tradition der Bibelhermeneutik trotz gravierender Differenzen jedenfalls die Anregung zu kritischer Transformation.

Im Zentrum von Schleiermachers Hermeneutik steht weder der Bezug auf eine Wahrheit der Sache noch der auf eine fixierte Bedeutung, sondern das Verstehen eines Aktes, einer Handlung sprachlicher Kommunikation. Sein Interesse gilt gleichermaßen mündlicher und schriftlicher Kommunikation, handle es sich nun um einen alltäglichen Dialog oder um einen literarischen Text. Schleiermacher versteht eine sprachliche Äußerung als ein Lebensmoment, als Handlung, als Prozeß, den er in seiner Genese und Funktion zu verstehen versucht. Das heißt, er versucht sprachliche Äußerungen oder ihre Dokumente aus dem Textkontext und dem historischen Lebenskontext so zu rekonstruieren, daß nicht nur intuitives, sondern intersubjektiv begründbares Wissen sein Verständnis belegt.

Er unterscheidet im Akt des Sprachverstehens zwei Momente, die nur in gegenseitiger Relation zureichend erkannt werden können: Mit der Analyse der Rede in bezug „auf das Ganze der Sprache“ befaßt sich die *grammatische* Interpretation; die Untersuchung der Rede im Kontext des Denkens des Autors oder der Sprechenden leistet dann die *psychologische* oder *technische* Interpretation.

Seine Hermeneutik ist in Beziehung zu setzen zu seiner Dialektik, die die sprachliche Verständigung bestimmt. Sie ist charakterisiert durch die relative Identität von Sprechen und Denken. Sprache wirkt als Begrenzung der Subjektivität des Denkens. Umgekehrt wirkt die Subjektivität des Denkens als kreative Energie der Individualisierung der Sprache.

Die beiden Hauptteile der Auslegung sind die allgemeine, sprachbezogene (die „grammatische“) und die personenbezogene (die „psychologische“ oder „technische“) Auslegung. Die letztere untersucht dabei die individuelle Seite des Textprozesses als umgekehrte Komposition; die erstere, dem Allgemeinen der Sprache geltende Auslegung, untersucht den Textprozeß als umgekehrte Grammatik. Der gegenseitige Bezug aber macht deutlich, daß es hier nicht um Reproduktion einer einmal gesetzten Bedeutung geht, sondern um die Analyse einer Sprachhandlung, um die Analyse eines kreativen Prozesses. Schleiermachers Sprachverständnis ist nicht instrumentell-rhetorisch, auch hält er nicht an der Vermittlung fixer Vorstellungen oder Sachaussagen fest. Wortbedeutungen werden vielmehr durch das sprechende Subjekt konstituiert und schaffen damit immer ein durch das Verstehen des Interpreten analysierbares Verhältnis von Tradition und Innovation.

Diese Hermeneutik unterscheidet sich grundsätzlich von all jenen interpretationstheoretischen Modellen, die Kommunikation lediglich als Bedeutungstransport und Interpretation als Bedeutungszuweisung betrachten (zum Beispiel durch die Rekonstruktion der Autorintention) oder die etwa die Logik der Aussagen und ihr Entsprechungsverhältnis zur Wirklichkeit als Kriterium eindeutig richtiger Interpretation postulieren. (> *Verdienste*) Die kreative Funktion der Sprache wird bei Schleiermacher in zuvor nicht vorhandener Klarheit analysiert.

Der Begriff der psychologischen oder technischen Auslegung umfaßt sowohl die psychologische Auslegung im engeren Sinn, die sich auf die Individualität des je besonderen Sprachprozesses bezieht, als auch die je besondere Vermittlungsqualität von Gedanken und Bildern auf das Lebensganze der Schreibenden oder Sprechenden. Die psychologische Auslegung im weiteren, „technischen“ Sinn betont die „techné“, die spezifische Fügungsart des Stils, als charakteristische Modifikation der Sprache und der Weise der Komposition. (Rusterholz, 113ff.)

• Schleiermacher legt seinen Überlegungen die These zugrunde, daß das Verstehen insofern eine *Kunst* sei, als es nach einer methodisch gesicherten Anwendung von Regeln verlangt, obgleich diese selbst nicht wieder auf Regeln gebracht werden kann. Damit verbietet sich nicht nur die Formulierung eines geschlossenen Regelsystems, aus welchem die richtige Auslegung schwieriger Texte abgeleitet werden könnte, sondern auch die Behauptung endgültiger und notwendiger Resultate bei der Auslegung von Texten.

Die wesentliche Neuerung, die Schleiermacher mit seinem Begriff der *Konstruktion* einführt, liegt darin, daß die Reflexion der Auslegungspraxis sich nicht mehr nur auf einzelne, sogenannte dunkle Stellen in Texten beschränkt, die sich einem unmittelbaren Verständnis entziehen. Vielmehr ist nun *jede* auf Verständnis gerichtete Operation zu kontrollieren, d.h. eigens zu konstruieren. Anders gesagt, nicht mehr das Verstehen soll als Regelfall im Umgang mit Texten angenommen werden, sondern das Mißverstehen. Die Möglichkeit des Mißverstehens aber ist für Schleiermacher nicht primär durch fremden oder veralteten Sprachgebrauch in einem vorliegenden Text gegeben, sondern durch den Umstand, daß sprechende Menschen, die Texte produzieren, *Individuen* sind, die je auf ihre Weise über ihren Sprachschatz verfügen. „Die strengere Praxis“ hat somit davon auszugehen, „daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden.“ Kunstvolles Verstehen bedeutet nun bewußte Rekonstruktion der sprachlichen *Kombinationsweise* dessen, der geredet hat. Die Konstruktionsarbeit kann nur beginnen, wenn sich der eigene Sprachgebrauch „auf jedem Punkt“ zu irritieren bereit ist, um für fremden Sprachgebrauch aufmerksam zu werden. (Jacob, 325f.)

- Der hermeneutische Prozeß wird oft metaphorisch umschrieben: es läßt sich mit einem Text ‘ins Gespräch’ kommen, ein Text kann ‘antworten’ oder ein Geheimnis verbergen, und vor allem kann er wieder und wieder befragt werden, bis man glaubt, ihn angemessen verstanden zu haben – nur eines kann ein Text für Schleiermacher nicht, sich verstellen. „Denn keiner redet oder schreibt etwas gegen seinen eigenen Geist außer in einem gestörten Gemütszustand“ (Schleiermacher 1977, 344) – wäre dies nämlich der Regelfall, brähe die Korrespondenz-Theorie von Reden und Verstehen zusammen.

Die praktische *Unabschließbarkeit* des Auslegens resultiert für Schleiermacher aus der Rückbindung der hermeneutischen Operation an den individuellen Sprachgebrauch der Schreibenden, welcher nie vollständig nachkonstruierbar ist.

Auffällig ist, wie häufig Schleiermacher den Umgang mit Texten an Beispielen aus dem Umgang mit Menschen erläutert. Seine Überzeugung, daß sich durch das Reden die Gemeinschaftlichkeit des Denkens erst herstellt, erhält so eine ethische Dimension, die über die philologische Arbeit hinausweist – die der Einübung in den achtungsvollen, einfühlsamen Umgang gebildeter Menschen untereinander.

Im Hintergrund dieses ethischen Programms steht Schleiermachers Auffassung der Sprachäußerung als eines *individuellen Allgemeinen* (Frank 1977). Die Versöhnung dieser sich scheinbar ausschließenden Momente realisiert sich in der *Form* jedes Sprechakts. Individuell, insofern die Kombinatorik der Gedanken eine spontane Leistung des redenden Subjekts ist, dessen feinste Seelenregungen sich in seinem „Stil“ abbilden. Allgemein, insofern jede sprachliche Äußerung an ein grammatisches Regelsystem gebunden ist, durch das überhaupt ein Zusammenhang der Gedanken hergestellt werden kann. (Jacob, 327f.)

- Das hermeneutische Gespräch mit einem Text ist zunächst jedoch keine Kommunikation zwischen Gleichberechtigten. Das literarische Werk ist seinem Interpreten in der Weise vorgeordnet, daß es ihm etwas zu verstehen gibt. Soll der Text als Ausdruck der Gedankenkombination des Autors verstanden werden, haben die Interpreten einerseits sich *divinatorisch* in den Autor hineinzusetzen, andererseits *komparativ* seinen eigentümlichen Stil nachzu konstruieren. Nun darf dieses Ausdrucksmoment aber nicht mit einer unmittelbar abgebildeten Autorintention verwechselt werden, die etwa direkt durch eine Selbstinterpretation des Dichters erschlossen werden könnte. Für Schleiermacher gilt, daß der Autor als Schöpfer strikt vom Autor als Leser seines Werkes unterschieden werden muß. Es gibt keinen überzeugenden Grund anzunehmen, daß der Autor seinem Werk gegenüber aufmerksamer sein sollte als seine Interpreten.

Die Fremdheit, auf welche die Hermeneutik reflektiert, liegt in der Erwartung, daß der Sprachgebrauch des zu verstehenden Textes durchgängig anders sein könnte als der gewohnte. Dabei hängt die Aufmerksamkeit für das Ungewöhnliche von der Gewohnheit des indivi-

duellen Sprachgebrauchs des Auslegenden ab. Der Auslegung selbst eignet also eine *Zirkelstruktur* insofern, als der Interpret immer schon *seinen* Sprachgebrauch und seine Begriffe an das fremde Werk heranträgt. Darum unterscheidet Schleiermacher, im Widerspruch zur traditionellen Hermeneutik, nicht mehr zwischen Verstehen und Auslegen von Texten, da jedes Verstehen immer schon eine Auslegung ist und jede Auslegung immer Ausdruck eines Verstehens. Und darum wird sich schließlich das Nichtverstehen nie ganz auflösen. (Jacob, 328f.)

- Daß gerade Schleiermacher als erster Neuerer angesprochen werden muß, kommt nicht von ungefähr, hat sich doch seine Theorie im Umkreis wahlverwandter frühromantischer Überlegungen herausgebildet. Deren ästhetische und poetologische Reflexionen kreisen darum, den Interpretieren des Werks zu ermächtigen, weil nur er das Werk vollendet, ergänzt und systematisiert. Ganz ähnlich spricht auch Schleiermacher von der Interpretation als einer Kunst, die zwar einerseits methodisch und regelgeleitet verfährt, am Ende aber das interpretierte Werk auf methodisch indemonstrable Weise nach- und neubildet.

(>B 6: *Kritik*) Das Grundproblem, an dem die Hermeneutik bis heute laboriert, hängt mit der Definition des Kunstbegriffs zusammen. Erteilt man diesem selbst eine poetische Lizenz, dann ist fraglich, was angesichts der Überlegenheit schöpferischer Phantasie („Divination“) vom regelgeleiteten Verfahren (dem grammatischen Verstehen) übrig bleibt, ja was dieses noch soll. Umgekehrt droht der Kunst dort, wo der Vorrang des Regelgeleiteten angenommen wird, ihr Verschwinden zwischen den Maschen (grammatischer) Strukturen. Hermeneutik oszilliert zwischen methodischen Verfahrensweisen und genialer Interpretation. (Jung, 161f.)

- Schleiermacher gebührt das Verdienst, herausgearbeitet zu haben, daß gerade jenseits allgemeingültiger Sprach- und Wissensbestände Texte Besonders zu verstehen geben und daß gerade dieser Bereich für eine produktive Auseinandersetzung mit Texten geeignet ist.

Er unterscheidet zwei Arten des Zugangs zum Text im Verstehensprozeß: eine grammatische und eine psychologische.

Erst bei besonderen Texten bedarf es einer eigenen *grammatischen Auslegung*. „Alles, was noch einer näheren Bestimmung bedarf in einer gegebenen Rede, darf nur aus dem dem Verfasser und seinem ursprünglichen Publikum gemeinsamen Sprachgebiet bestimmt werden.“ (Schleiermacher 1977, 101) Verfasser und Leser mit ihrem gemeinsamen Wissen und Sprachgebrauch sind zu berücksichtigen. Das Verfahren, das in der ‘grammatischen’ Auslegung eines Textes angewendet wird, bezeichnet Schleiermacher als ‘Spezialhermeneutik’, weil die jeweiligen Grundlagen nur für einen Text, seinen Verfasser und seine ursprünglichen Leser bestimmt sind. Diese Bestimmung ist nicht ohne weiteres auf andere Texte übertragbar. (Baasner, 39f.)

- Die Wende in der Hermeneutikgeschichte vollzieht Schleiermacher mit der zweiten Variante, der *psychologischen Auslegung*. Diese „strengere Praxis geht davon aus, daß sich das Mißverstehen von selbst ergibt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden“. (Ebd., 92) Statt der Konstruktionsregeln der Sprache, die in der ‘grammatischen’ Auffassung die Texteinheit zusammenhalten, wird hier die Einheit aufgefaßt als „das, wovon der Verf.[asser] zur Mitteilung in Bewegung gesetzt wird“. (Ebd.) Die Einheit entsteht aus dem eigenen Willen und ist deshalb nur psychologisch zugänglich. Der Verfasser erscheint aus dieser Perspektive nicht als Vollzugsinstanz, die den Regeln der Sprache gehorchen muß, sondern als Individuum, das eigenmächtig „in der Sprache mitarbeitet“. (Ebd.) Dieses sprachliche Tun, das im Textverlauf als schöpferische Rede hervortritt, heißt bei Schleiermacher *Stil*. Stil zu verstehen ist die Aufgabe der ‘psychologischen Auslegung’. Diesem Verstehen bleiben immer Grenzen gesetzt, es ist „nur durch Annäherung zu erreichen“. (Ebd., 168) Voraussetzung dafür ist die Beherrschung und Durchführung der grammatischen Auslegung. In ihrer psychologischen Seite ist die Auslegung jedoch nicht fest regelbar und bleibt deshalb selber eine ‘Kunst’. (Baasner, 40f.)

- Der Hermeneutiker geht sogar davon aus, daß er einen Autor besser verstehen kann, als dieser sich selbst verstand. Drei Argumente werden hierfür ins Feld geführt, und zwar ein histo-



risches, ein psychologisches und ein linguistisches. Das historische Argument besagt, daß der Autor im Moment der Abfassung seines Textes noch nicht zutreffend beurteilen konnte, in welchen Kontexten seine Worte standen, da ihm der hierzu erforderliche Abstand und Überblick zwangsläufig fehlte. Das psychologische Argument besagt, daß der Autor seine eigenen Seelenregungen und Charaktereigenschaften nicht vorurteilsfrei betrachten kann, so daß ihm vielleicht seine subjektive Weltsicht wie eine objektive Wirklichkeit vorkommt. Das linguistische Argument besagt schließlich, daß der Autor die Bedeutung seiner Worte nicht perfekt kontrollieren oder stillstellen kann. Das Gesagte deckt sich also niemals mit dem Gemeinten, es läßt sich also immer mehr als nur dieses eine Gemeinte aus ihm herauslesen.

Es gibt einen Streit darüber, ob schon Schleiermacher selbst das linguistische Element vorformulierte oder ob nicht erst Manfred Frank diesbezügliche Andeutungen Schleiermachers zu einem vollgültigen Argument ausbaute. (Schneider, 214f.)

### *Zu Gadamer*

#### *Ausgewertete Texte*

Baasner, Rainer: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 91–100, 102–104.

Bogdal, Klaus-Michael: *Problematisierungen der Hermeneutik im Zeichen des Poststrukturalismus*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 137–156.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 50–68.

Jacob, Joachim: *Exkurs: Literarische Hermeneutik*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 337–339.

Japp, Uwe: *Hermeneutik*. In: Brackert/Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek 1997, S. 581–593.

Jung, Werner: *Neuere Hermeneutikkonzepte. Methodische Verfahren oder geniale Anschauung?* In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen 1997, S. 159–180.

Rusterholz, Peter: *Hermeneutische Modelle*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 101–136.

Rusterholz, Peter: *Zum Verhältnis von Hermeneutik und neueren antihermeneutischen Strömungen*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 157–177. (= Rusterholz 2)

Schneider, Jost: *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld 1998, S. 213–215.

#### *Vorab: Skizzen zu Heidegger*

- Martin Heideggers Hauptwerk *Sein und Zeit* (1927) versteht sich selbst als Versuch einer hermeneutischen Phänomenologie. Das Fundament der Diltheyschen Philosophie war das Postulat der Unhintergebarkeit des Lebens, der Lebenswelt gewesen. Grundlage der Heideggerschen Philosophie ist nun die Frage nach der Seinsgeschichte, nach dem „Sinn von Sein“, und das Postulat der Unhintergebarkeit der Sprache. Wir befinden uns immer schon in geschichtlich verstandener, sprachlich erschlossener Welt.

Der Vorgang des Verstehens ist nicht mit einem Dekodierungsvorgang zu verwechseln, der einen verschlüsselten Text entschlüsselt, wo eine feststehende, immer gleiche Botschaft übermittelt wird. Gegenstand der Auslegung ist nicht ein Text, sondern das Dasein als eigenste, als höchste Möglichkeit der Art und Weise zu sein. Verstehen ist ein „Existential“, das heißt eine Grundbestimmung des Menschen, der sich im Verstehen Möglichkeiten des Seins erschließt. Eigentliches und uneigentliches Verstehen bedingen sich gegenseitig. Verstehen wird dann

„eigentliches“ Verstehen genannt, wenn es dem Selbst entspringt. „Uneigentliches“ Verstehen wird es genannt, wenn es sich auf die Welt bezieht.

Verstehen als Existential (als allgemeine Bestimmung des Daseins) ist dem Verstehen als Auslegung von Texten (als einem abgeleiteten Modus dieses Existentials) vorgeordnet. „Auslegung ist nie ein voraussetzungsloses Erfassen eines Vorgegebenen. Wenn sich die besondere Konkretion der Auslegung im Sinne der exakten Textinterpretation gern auf das beruft, was ‘dasteht’, so ist das, was zunächst ‘dasteht’, nichts anderes als die selbstverständliche, undiskutierte Vormeinung des Auslegers, die notwendig in jedem Auslegungsansatz liegt als das, was mit Auslegung überhaupt schon ‘gesetzt’, das heißt in Vorhabe, Vorsicht, Vorgriff vorgegeben ist.“ (Heidegger 1979, 150) Die Auslegung von „Etwas als Etwas“ will uns bewußt machen, daß wir Dinge nicht ‘an sich’, sondern immer mit unserem lebensweltlichen Vorverständnis als etwas betrachten.

Heidegger meint, daß das Bestreben, den ‘hermeneutischen Zirkel’ der Auslegung zu vermeiden, das Verstehen von Grund auf mißverstehen hieße. Entscheidend sei, nicht aus dem Zirkel heraus, sondern auf rechte Weise in ihn hineinzukommen. Er hält das Methodenideal konsequenter Subjekt-Objekt-Trennung für eine Fiktion.

Heidegger kommt deshalb zu einer neuen Hierarchie der Erkenntnis. Er ordnet grundsätzlich die naturwissenschaftliche Form von Erkenntnis der historischen Erkenntnis als einer Abart von Verstehen unter, die ihre eigenen Voraussetzungen negiert. Das Objekt der Geisteswissenschaften hingegen wird vom Erkennenden zu großen Teilen selbst konstituiert. Welches Textobjekt eine Interpretin generiert, ist nicht unabhängig von ihrem Vorwissen.

(>*Kritik*) Die sprachliche und begriffliche Prägnanz des Terminus ‘hermeneutischer Zirkel’ ist allerdings mit guten Gründen kritisiert worden. Der „hermeneutische Zirkel“ ist ja, wenn er eine Progression der Erkenntnis beschreibt und nicht nur einen Zirkelschluß darstellt, eher als Wendeltreppe oder Spirale zu beschreiben: Wir konstituieren aus unserer Weltsicht eine erste Vormeinung des Ganzen, analysieren die Teile, schließen von den Teilen aufs Ganze, um es prägnanter zu bestimmen, und konstituieren in der Folge im Rückschluß von diesem Ganzen die Teile neu.

(>*Werkinterpretation*) Emil Staiger hat unter Berufung auf Heideggers Lehre *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters* (1939) als Fundament des Verstehens betrachtet, das es erlaube, die Einheit im Mannigfaltigen einer Dichtung darzustellen. In seinem Aufsatz *Die Kunst der Interpretation* (1955) hat er exemplarisch eine Vollzugsform des hermeneutischen Zirkels der Literaturwissenschaft im genannten Sinne beschrieben. (Rusterholz, 121ff.)

Verstehen ist für Heidegger die Seinsweise des Daseins selber. Heideggers Anliegen in *Sein und Zeit* ist es, das (historische) Dasein menschlicher Existenz zu begreifen. Inmitten einer Welt der Inauthentizität und Entfremdung, der Welt des Man, bleibe dem Menschen nichts anderes übrig, als sich der Sprache als dem „Haus des Seins“ auszuliefern. In der Sprache nämlich zeige sich das Sein. Sprachliche Kunstwerke werden zu Medien, in deren verstehendem Nachvollzug sich dem Interpreten das Sein enthüllt.

(>*Kritik*) Trotz der herausragenden Bedeutung, die Heidegger dem Verstehensakt verleiht, bleibt dieser selbst – am Ende – nur passiv. Ebenso wie Kunst und Sprache kein Ausdruck eines individuellen Subjekts sind, müsse sich auch der Interpret dem Text unterwerfen. Er müsse die Autorität des Textes anerkennen und dürfe ihm nur passiv gegenüberreten. (Jung, 170f.)

a) Während der hermeneutische Zirkel zumeist als ein unter allen Umständen zu vermeidender Teufelskreis erscheint, betont Heidegger die Ursprünglichkeit des Verstehens, um dessen Zirkelhaftigkeit positiv zu wenden. „Das Entscheidende ist nicht, aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach der rechten Weise hineinzukommen“ (Heidegger 1984, 153).

Heidegger begreift den hermeneutischen Zirkel dementsprechend nicht so sehr als eine philologische oder philosophische Auslegungstechnik, sondern als einen Teil der Verstehensstruk-

tur des Daseins: Im Vorgriff auf die Zukunft erschließt der hermeneutische Zirkel dem Dasein dessen eigene Möglichkeiten. (Geisenhanslücke, 50)

b) Mit der scharfen Abgrenzung der hermeneutischen Lehre des Verstehens von dem Erkenntnisideal der Naturwissenschaften führt Heidegger Diltheys Versuch einer Abgrenzung der Geistes- von den Naturwissenschaften zu Ende. (Geisenhanslücke, 50)

c) Der Schritt, der Heidegger über bisherige Versuche einer Begründung der Hermeneutik im Begriff des Verstehens hinausführt, besteht darin, die Hermeneutik gegen eine phänomenologische Wesensontologie in die Existenz des Daseins selbst einzubetten. Wie Gadamer hervorgehoben hat, liegt Heideggers Theorie der Versuch zugrunde, die Existenz selbst in ihren wesentlichen Möglichkeiten als einen Prozess des Verstehens zu interpretieren.

Die Aufgabe der philosophischen Reflexion besteht darin, den allem menschlichen Verhalten zugrundeliegenden Akt des Verstehens durchsichtig zu machen. (Geisenhanslücke, 51)

d) Absetzung von den Selbstbewusstseinsmodellen des deutschen Idealismus. Im Unterschied zu traditionellen Subjektivitätsmodellen denkt Heidegger das Dasein nicht mehr als eine vorliegende Substanz, die sich im Denken und Verstehen reflexiv auf sich selbst bezieht, sondern als den prozessualen Vollzug des Sich-auf-sich-selbst-Beziehens.

Erst das Verstehen macht dem Dasein demnach seine eigenen Möglichkeiten zugänglich, indem es in einer Form des zeitlichen Entwurfs bestimmt, was dieses eigentlich sein will. Heidegger unterteilt das Verstehen daher in zwei unterschiedliche Formen: das uneigentliche Verstehen, das sich nicht am Leitfaden der Möglichkeiten des eigenen Daseins bewegt, sondern dieses aus der Welt heraus versteht, und das eigentliche Verstehen, in dem sich das Dasein auf ein Ziel hin entwirft, das mit seinen eigenen Möglichkeiten übereinstimmt.

„Auslegung gründet existenzial im Verstehen“ (Heidegger 1984, 148). Im Rahmen der ontologischen Theorie des Verstehens wird das technische Moment der Auslegung zurückgedrängt. (Geisenhanslücke, 51f.)

e) Die besondere Bedeutung Heideggers liegt vor allem darin begründet, dass er sowohl moderne hermeneutische Entwürfe wie den Gadamer als auch antihermeneutische Positionen wie die Derridas erst möglich gemacht hat. Er steht am Anfang des Widerstreites von Hermeneutik und Dekonstruktion in der Postmoderne. (Geisenhanslücke, 52)

f) Indem Heidegger einen allgemeinen Begriff des Verstehens entwirft und die Auslegung nur noch als deren Derivat darstellt, hat auch er an dem Zurückdrängen der literarischen Hermeneutik teil, das sich bereits bei Dilthey beobachten ließ. Es klafft eine Lücke zwischen dem philosophischen Anspruch der Hermeneutik und ihrer literaturwissenschaftlichen Relevanz.

Außerdem weist der zentrale Begriff des Seins wie der des Sinns des Seins von sich aus keinen erkennbaren Bezug zu Fragen der Kunst und Literatur auf. (Geisenhanslücke, 53).

• *Verstehen im Kontext der Wirkungsgeschichte der Tradition.* Hans-Georg Gadamer's epochemachendes Werk *Wahrheit und Methode* (1960) steht ganz ausdrücklich in der Nachfolge Martin Heideggers. Gadamer grenzt sich ebenso dezidiert gegen den Verstehensbegriff als Methodenbegriff ab wie gegen Diltheys Versuche einer hermeneutischen Begründung der Geisteswissenschaften. Nicht durch die Trennung des Interpretieren von seinem Gegenstand werde historische Erkenntnis möglich; vielmehr führe Heideggers Interpretation des Verstehens zu einer neuen Dimension der Hermeneutik.

Gadamer übernimmt Heideggers Beschreibung und existentielle Begründung des 'hermeneutischen Zirkels' und betont deren grundsätzlichen Unterschied zu seinem Verständnis sowohl gegenüber der Tradition Schleiermachers wie gegenüber der Sicht zeitgenössischer analytischer Philosophie noch stärker. Das Verstehen sei weder eine Handlung der Subjektivität noch eine Anpassung an ein bestehendes Dogma, sondern bestimme sich aus der Gemeinsamkeit, die uns mit der Überlieferung verbinde.

In diesem Zusammenhang sind zwei schwer verständliche und häufig mißverstandene Begriffe zu klären. Mit „Vorgriff auf Vollkommenheit“ meint Gadamer die alles formale Verstehen

leitende Voraussetzung, daß nur das verständlich sei, was eine vollkommene *Einheit von Sinn* darstelle.

(>*Kritik*) Schon hier kann man fragen, ob das für alle Textsorten, und wenn für literarische Texte, dann nur für die klassische Tradition gelte. Für Gadamer besteht der Vollzug des Verstehens darin, „in konzentrischen Kreisen die Einheit des verstandenen Sinnes zu erweitern“. (Gadamer 1965, 296) Jacques Derrida hat als einer der einflußreichsten Vertreter antihermeneutischer Strömungen die bedenkenswerte Gegenfrage gestellt: „Kontinuierliche fortschreitende Auswirkung? oder nicht eher diskontinuierliche Umstrukturierung?“ (Derrida 1984)

Die Erweiterung des Sinns erfolgt nach Gadamer im Kontext der Wirkungsgeschichte der Tradition. Gadamer betont, daß wir, mehr als wir wüßten, immer schon von der Tradition geprägt wären. Der Begriff „Horizontverschmelzung“ meint weder ein unvermitteltes Zusammentreffen von gegenwärtigen und vergangenen Positionen noch gar eine konfuse Vermischung. Vielmehr bezeichnet er einen Prozeß der Abhebung von einem Gegenwartshorizont, der sich seiner Bildung durch die Tradition bewußt wird und an ihr seine Vorurteile erprobt, bis er im Prozeß des Verstehens den Horizont findet, der als höhere Allgemeinheit Gegenwärtiges und Vergangenes umfaßt. Am Überlieferungsgeschehen teilhabend, werden die Verstehenden, dieses bestimmend, von ihm bestimmt.

Gadamers Hermeneutik ist von verschiedenen Seiten kritisiert, aber auch von einflußreichen Strömungen der Literaturwissenschaft rezipiert und für die Entwicklung ihrer Methoden und Verfahrensweisen in Anspruch genommen worden. (Rusterholz, 125f.)

Gadamer reformuliert Heideggers Passivität des Interpreten unter dem Aspekt des Dogmas und der Autorität der *Tradition*, die sich dem Verstehenden im einem Kanon überlieferter Texte zeigt. Verstehen ist für ihn ein Akt, in dem der „Bedeutungshorizont“ des (historischen) Interpreten mit dem „Horizont“ des Werks verschmilzt.

(>*Kritik*) Wiederum bleibt das Werk in seiner (grundsätzlichen) Andersheit und damit Unabhängigkeit von uns bestehen. Zwar denkt Gadamer den Verstehensprozeß als produktiven Akt, durch den einem gegebenen, historisch überlieferten Werk – in bezug auf die Zeit des Interpreten – neue Aspekte, also Deutungsmöglichkeiten abgewonnen werden, das Werk selbst aber ist in einer Tradition gegründet, die vorab vorausgesetzt ist und fraglos gilt. Spätestens hier wird Hermeneutik dogmatisch, weil sie sich durch diese Voraussetzung über alle Kritik hinwegsetzt. (Jung, 171)

Gadamer steht in der Tradition Heideggers. Dessen Existenzphilosophie weist Verstehen als einzigen Weg aus, dem ‘Sein’ seinen Sinn abzugewinnen. Damit ist Hermeneutik ontologisch, mit dem Sein bereits gegeben. Da alles Sein durch Sprache erst artikulierbar wird, muß diese Sprache als verstehbar angenommen werden.

Der hier emphatisch begrüßte Zirkel des Verstehens setzt die vorhandene Seinserfahrung als Vorverständnis im Subjekt voraus (‘Vorstruktur des Verstehens’). In ihm wirkt nach Gadamer die Autorität der Tradition, das je von den Vorgängern als bewahrenswert Angesehene präformiere einen Horizont des historischen Verstehens. Gadamer wendet sich damit gegen Schleiermacher, der die Eigenleistung des Subjektes im Wiederentdecken eines gegebenen Sinnes hervorhebt. Dagegen behauptet er dessen überwiegende Prägung durch die unentrinnbare Tradition.

Der in diesem Konzept festgeschriebene Überlegenheitsanspruch der historisch überlieferten Autorität ist Ausdruck einer konservativen Haltung. Nach Auffassung nicht nur der Zeitgenossen schreibt Gadamer damit die ältere Germanistik fort. Eine geregelte Methode, bekräftigt Gadamer, biete die Hermeneutik nicht, ihr Verstehensbegriff sei dem Erkenntnisideal der analytischen (Natur-)Wissenschaften entgegengesetzt. (Baasner, 95f.)

Gadamer sieht in der sprachlichen Kommunikation die Basis des Verstehens. Der von ihm angestrebte methodisch-reflexive *Dialog* zwischen Werk und Leser stärkt die Position des Interpreten. Aufgrund der dialogischen Grundstruktur jeglichen Verstehens steht für ihn „der universale Anspruch der Hermeneutik außer allem Zweifel“. (Gadamer 1984, 24) Auf der ande-

ren Seite wird das literarische Werk selbst hermetisiert. Der Dichtung wird Symbolhaftigkeit und semantische 'Fülle' zugeschrieben. Für Gadamer „gewinnt das Wort im literarischen Text erst seine volle Selbstpräsenz“. (Ebd., 47) Der Begriff der „Selbstpräsenz“ zielt auf die Prämisse der Intentionalität und damit der Autorität von Texten, die eine hermeneutische Lektüre erst in Gang setzen.

Gadamer orientiert sich an der kulturellen Tradition, dem „Überlieferungsgeschehen“, dessen historischer 'Gewalt' das Kunstwerk abgerungen wurde und mit deren Hilfe es durch den Interpretieren zu erneutem Sagen gezwungen wird. Dennoch vermag der Sinn eines Werks in der Begriffssprache des Interpretieren nicht eingeholt zu werden, „weil das Eigentliche unübertragbar bleibt“. (Gadamer 1986, 8) Aus dieser Vorstellung erwächst die Motivation hermeneutischer Verfahren, weil die Uneinholbarkeit Befremden, Unverständlichkeit und Strittigkeit beim Leser hervorruft, die Gadamer für unerträglich hält.

Damit wäre Literatur, was ihr „Eigentliches“ betrifft, unlesbar, wenn dieses nicht in der Intuition, das heißt 'ganzheitlich' wahrgenommen werden könnte. Hier kehrt die romantische Vorstellung des Individuellen als des Singulären innerhalb einer Sprache wieder, die ohne dessen 'Inspiration' allgemein – und gewöhnlich – ist.

Literarische Texte sind bei Gadamer und überhaupt in der Hermeneutik nach Schleiermacher von eigenartiger Ambivalenz. Sie sind einmalig, 'Wort' in dessen Selbstpräsenz und deshalb uneinholbar, und sie sind als Schrift defizitär, weil sich in ihnen der lebendige Anteil nicht sichtbar überliefert. Daher sind sie doppelt interpretationsbedürftig, um das 'Wort' und den intentionalen, dialogischen Anteil zu retten. (Bogdal, 144f.)

a) Gadammers Entwurf läßt sich als Erweiterung wie als Reduktion von Heideggers Position verstehen. Als privilegierter Ort der Wahrheitsfindung wird die Kunst bei Gadamer zum Stathalter der Metaphysik.

Wie schon Dilthey folgt Gadamer einem geistesgeschichtlichen Ansatz, der das Verstehen auf universale Weise als eine Form der Welterfahrung begreift. (Geisenhanslücke, 54)

b) Gadammers Unterfangen beruht auf zwei aufeinander aufbauenden Schritten. Der erste besteht darin, eine Erfahrung von Wahrheit auszumachen, die speziell in der Kunst zutage tritt. (Traditionell wird Kunst ja nicht als Ort des Wahren, sondern als der des Schönen oder des Erhabenen verstanden.) Der zweite Schritt besteht darin, den auf dem Boden der Kunst erarbeiteten Begriff der Wahrheit auf das Ganze der Hermeneutik und damit auf den Bereich der Geisteswissenschaften überhaupt auszuweiten.

(>*Kritik*) Als Wahrheit und Methode der Geisteswissenschaften verkörpert die Hermeneutik einen problematischen Anspruch auf Universalität, der dazu neigt, alles, und insbesondere die philosophische Ästhetik, vollständig in der Hermeneutik aufgehen zu lassen. (Geisenhanslücke, 54f.)

c) Das Kunstwerk fordert schon von sich aus sein Verstehen, so Gadammers Ausgangsthese. Damit ist die zweite These verbunden, dass das Ziel des Verstehens die Verständigung sei.

(>*Kritik*) Indem er das Einverständnis in der Sache als Ziel allen Verstehens ausgibt, stellt Gadamer die Hermeneutik in den Kontext einer ästhetischen Theorie des Konsenses, die insbesondere von postmodernen Theorien des Widerstreits in Frage gestellt wurde. (Geisenhanslücke, 55)

d) Im Unterschied zu dekonstruktiven Theorien der Schriftlichkeit orientiert sich Gadammers Theorie der Verständigung an einem Moment der lebendigen Rede, das er im Lesen als der Verlebendigung des geschriebenen Wortes erfüllt sieht. Indem er das Verstehen und den Akt des Lesens miteinander verknüpft, vollzieht Gadamer einen Schritt, der zugleich auf die rezeptionsgeschichtlichen Modelle der Konstanzer Schule um Jauf und Iser vorausweist. (Geisenhanslücke, 55)

e) Der privilegierte Bereich von Gadammers Theorie der Hermeneutik bleibt die humanistische Tradition und der Bildungsgedanke der Klassik. Er deutet das Klassische als eine Herrschaftsmacht, die sich im Lauf der Geschichte scheinbar zeitlos erhält. (Geisenhanslücke, 55f.)

f) (>*Kritik*) Indem Gadamer Sein und Sprache gerade durch das Verstehen zu vermitteln versucht, reduziert er sowohl das Sein als auch die Sprache auf ein Modell der Wahrheit, das sich in der Kunst erfülle.

Die Grenzen von Gadamers Hermeneutik zeigen sich gerade an der Frage nach der Deutbarkeit moderner Kunst. In seiner Celan-Interpretation verweigert er sich dem philologischen Rückgriff auf Lexika und Enzyklopädien, da diese das wahre Wort der Dichtung nur verstellen würden. Er unterstellt die Arbeit der Auslegung einem Ideal des Verstehens, das sich letztlich nur durch das subjektive Genie des Auslegers rechtfertigt.

Mit der Universalisierung der philosophischen Hermeneutik zu einer allgemeinen Theorie des Verstehens geht ihm die Gestalt einer spezifisch literarischen Hermeneutik verloren. (Geisenhanslücke, 56f.)

- In Gadamers *philosophischer* Hermeneutik kommt es nicht so sehr darauf an, was wir tun, sondern darauf, „was über unser Wollen und Tun hinaus mit uns geschieht“. (Gadamer 1965, XIV) Im Anschluß an Heideggers Auslegung des hermeneutischen Zirkels erscheint an unserem Tun nur das wichtig, was wir immer schon tun. In Hinsicht auf die Textauslegung heißt es etwa: „Wer einen Text verstehen will, vollzieht immer ein Entwerfen. Er wirft sich einen Sinn des Ganzen voraus, sobald sich ein erster Sinn im Text zeigt. Ein solcher zeigt sich wiederum nur, weil man den Text schon mit gewissen Erwartungen auf einen bestimmten Sinn hin liest. Im Ausarbeiten eines solchen Vorentwurfs, der freilich beständig von dem her revidiert wird, was sich bei weiterem Eindringen in den Sinn ergibt, besteht das Verstehen dessen, was dasteht.“ (Ebd., 251) Daraus soll folgen: „Der Zirkel des Verstehens ist also überhaupt nicht ein ‘methodischer’ Zirkel, sondern beschreibt ein ontologisches Strukturmoment des Verstehens.“ (Ebd., 277)

Gadamer radikalisiert hiermit, was sich bereits im 19. Jahrhundert als Tendenz abzuzeichnen beginnt. Schon Boeckh meinte, die Hermeneutik solle nicht „bloß praktische Regeln“ enthalten, sie solle vielmehr zum Bewußtsein bringen, was sonst nur „bewußtlos“ getrieben werde. Diese Tendenz zur Selbstthematisierung der Hermeneutik wird von Gadamer in Form einer ontologischen Verstehens-Metaphysik zugespitzt: „*Das Verstehen ist selber nicht so sehr nicht so sehr als eine Handlung der Subjektivität zu denken, sondern als Einrücken in ein Überlieferungsgeschehen*, in dem sich Vergangenheit und Gegenwart beständig vermitteln. (Ebd., 274f.) (Japp, 590f.)

## **Stichwortliste zur 4. Sitzung: *Hermeneutik: Die Ansätze von Schleiermacher und Gadamer***

### *Schleiermacher*

Allgemeine Kunstlehre der Auslegung – Laxere und strengere Praxis des Verstehens – Grammatische und psychologische Interpretation

### *Heidegger*

Verstehen als „Existenzial“ – In den Zirkel hineinkommen – Abgrenzung vom Erkenntnisideal der Naturwissenschaften.

### *Gadamer*

Nachfolge Heideggers – Von der Tradition geprägt – Horizontverschmelzung – Vorverständnis – Einverständnis in der Sache

## Frage für die Nachbereitung

### *Hermeneutik: Die Ansätze von Schleiermacher und Gadamer*

Stellen Sie die Ansätze von Schleiermacher und Gadamer in den Hauptpunkten zusammenfassend dar!

## 5. Sitzung: Psychoanalyse: Freud

### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer: *Literaturpsychologie / Psychoanalytische Literaturwissenschaft*. In: Baasner, Rainer/Zens, Maria: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 2001, S. 147–158.

Gallas, Helga: *Psychoanalytische Positionen*. In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek 1997, S.593–606.

Haselstein, Ulla: *Exkurs: Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 295–298.

Hiebel, Hans H.: *Strukturelle Psychoanalyse und Literatur (Jacques Lacan)*. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen 1997, S. 57–83.

Reh, Albert M.: *Psychoanalytische Literaturbetrachtung*. In: Konstantinovic, Zoran u.a.: *Literaturwissenschaftliche Betrachtungsweisen I*. Bern u.a. 1990, S. 51–102.

Rühling, Lutz: *Psychologische Zugänge*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 479–497.

### 1. Allgemeines

- Literatur hat viele Bezüge zur Psychologie. Schon im 18. Jahrhundert verhandelten Schriftsteller wie Publikum in literarischen Texten Entwürfe einer psychologischen Figurenkonstruktion und -deutung. Im 19. Jahrhundert nahm die Psychologisierung der Literatur weiter zu, sei es im Sinne einer Alltagspsychologie der gewöhnlichen Menschenkenntnis, sei es durch Verarbeitung wissenschaftlich-psychologischer Theorien. In der hermeneutischen Tradition wird Literatur als Lebensäußerung (Dilthey) aufgefaßt, die die inneren Zustände der Verfasser ausdrückt. Eigentlich ist es nur konsequent, daß von einem bestimmten Grad von Spezialisierung an ihre Erforschung schließlich als Aufgabe einer eigenständigen Psychologie angesehen wurde; diese löste die Philosophie dort ab, wo sie bis dahin den Gegenstand 'Seele' zu behandeln hatte. Erst mit der Herausbildung einer Disziplin Psychologie (erste Institutionalisierungen um 1875) konnte diese Übertragung im akademischen Bereich geschehen. Während unter dem Dach der Leitwissenschaft Philosophie noch alle Aspekte der Literatur – ästhetische, psychologische, soziale – metatheoretisch zusammengeführt werden konnten, erfolgte nun mit der Spezialisierung eine wechselseitige Distanzierung der Bereiche. (Baasner, 147)

- Die Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Psychologie ergeben sich einmal aus der psychologischen Dimension der Literatur selbst, zum andern aus dem notwendigen Gebrauch psychologischer Termini bei der Interpretation literarischer Texte, der Erhellung der Beziehung von Autor und Werk und der Analyse der Werkrezeption durch den Leser. In der langen Geschichte dieser Wechselbeziehungen lassen sich drei Behandlungsformen des Themas Literatur und Psychologie unterscheiden. (Reh, 51)

- *Der laienpsychologische Ansatz*. Wer in wissenschaftlich ernstzunehmender Weise z.B. das Thema 'Literatur und Gesellschaft' behandeln will, von dem wird erwartet, daß er dabei von den Perspektiven der Literaturwissenschaft *und* der jeweiligen Bezugswissenschaft, hier: den Sozialwissenschaften, ausgeht. Wer dagegen in der Literaturwissenschaft psychologische Aspekte in die Interpretation einbezog, pflegte das in der Regel ohne jeden Bezug auf wissenschaftliche Psychologien zu tun. Statt wissenschaftlicher Psychologie also hausbackene Psychologie, die dem privaten Erfahrungsbereich des Interpreten entstammt. Und dies wurde (und wird) nicht nur auf die „Menschen innerhalb der Dichtung“ angewandt, sondern auch auf den Autor und seinen Leser.

Bei diesem Vorgehen schleicht sich ein subjektiver Faktor, unbemerkt vom Interpreten, in die Analyse ein. Denn Anti- und Sympathien überträgt der Interpret mehr oder weniger unbewußt



auf fiktive Charaktere und Eigenschaften, wobei dann eine bestimmte Vorliebe nur zu leicht zum Vorurteil wird. (Reh, 51f.)

- *Der historische Ansatz.* Er geht aus von der zeitgenössischen Psychologie, so weit sie der Autor gekannt hat und sie im Werk sichtbar zu machen ist. Die *Poetik* des Aristoteles z.B. ist von der Psychologie der attischen Zeitgenossen ausgegangen. Ebenso hat Lessing die Grundperspektiven seiner Wirkungsästhetik aus den psychologischen Erfahrungen des 18. Jahrhunderts entwickelt.

Wer in seiner Interpretation von solchen historisch orientierten fachpsychologischen Ansätzen ausgeht, erfaßt damit das 'Psychologische' an der Dichtung in dem Maße, in dem es in der jeweiligen historischen Epoche zum *Inhalt des Bewußtseins* der Dichter und Theoretiker geworden war. In diesem Sinne wurde das Thema Literatur und Psychologie eines der vielen Unterthemen der Geistesgeschichte.

Im geistesgeschichtlich orientierten psychologischen Verständnis des literarischen Werkes und seiner Wirkung ging es um die Erfassung des inneren Verhältnisses von zeitgenössischen psychologischen Erkenntnissen und dichterischem Ausdruck, den diese vor allem in dramatischen und epischen Werken fanden, womit die Hauptfehlerquelle des laienpsychologischen Ansatzes vermieden wurde. (Reh, 52f.)

- So relevant und legitim dieser literaturpsychologische Ansatz ist, so begrenzt und unvollständig sind seine Ergebnisse. Denn in ihm wird nur der Anteil des 'Psychologischen' in der Dichtung erfaßt, der zum *Inhalt des Bewußtseins* des Dichters oder Theoretikers geworden ist. Ausgesprochen oder unausgesprochen basiert dieser Ansatz auf der Prämisse, daß das 'Psychologische' im Werk nur die Widerspiegelung dessen sein könne, was der Dichter *bewußt* hineingearbeitet hat. Wieweit Charaktere, Handlungsmotive und -entwicklungen, poetische Bilder und Symbole Ausdruck *unbewußter* Intentionen des Dichters sind, das will und kann diese Forschungsmethode nicht zur Diskussion stellen. (Reh, 53)

## 2. Hintergrundtheorie

- *Der fachpsychologische Ansatz.* Die interpretatorische Situation änderte sich grundlegend, als die kurz vor der Jahrhundertwende entstandene *Tiefenpsychologie* in Gestalt der von Sigmund Freud entwickelten *Psychoanalyse* mehr und mehr ins Bewußtsein der Öffentlichkeit drang. „Diese Theorie ... ist bis in die letzten Konsequenzen geprägt von der These, daß es einen Bereich, eine energiegeladene Sphäre gibt, die in höchstem Maße und ohne Unterbrechung aktiv, wirkend ist und von der ich doch nichts weiß.“

„Freuds Stellung zur neuzeitlichen Philosophie ist nun dadurch gekennzeichnet, daß er deren Identifikation von Seele und Bewußtsein zerstörte. Aber anders als seine Vorläufer bei der Formulierung einer Philosophie des Unbewußten [...] konstatiert Freud nicht einfach die Existenz eines 'Anderen der Vernunft', sondern deckte die Dynamik zwischen Bewußtsein und Unbewußtem auf. So erscheint bei ihm das Unbewußte nicht länger als ein Irrationales, vielmehr als eine spezifische Ordnung oder Sprache, die der Entzifferung, und das heißt: der Aufklärung zugänglich ist.“

Die verschiedenen Modellentwürfe vom Unbewußten wurden zu einheitlichen Lehrgebäuden ausgebaut, die sowohl auf den Neurotiker als auch auf den 'normalen' Menschen anwendbar waren. (Reh, 54f.)

- Die Psychoanalyse hat es mit *inneren Zuständen* zu tun, wie sie aus dem Gegeneinander von Wirksamkeit und Abwehr (bis hin zur Verdrängung) der Leidenschaften und der Antriebe entstehen. Sie versucht deshalb zunächst und vor allem den Sinn solcher innerer Zustände wie Depressionen, Manien, Euphorien, Aggressionen, der Minderwertigkeitsgefühle und Geltungsansprüche, der Gefühle der inneren Leere und der Sinnlosigkeit der eigenen Existenz, der verschiedenen Formen der Angst zu verstehen. Für Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen interessiert sie sich nur insoweit, als diese aus solchen inneren Zuständen hervorgegangen sind. (Reh, 55)

• *Das klassische Freudsche Modell.* Die Methode, mit der es Freud gelungen ist, den inneren Zustand eines Menschen in seiner individuellen Ausprägung zu erfassen, ist die Traumdeutung. Der Traum ist für Freud die *via regia* zum Unbewußten, seine Deutung das Kernstück jeder Psychotherapie. Wie in der Literaturwissenschaft steht also auch im Zentrum der psychoanalytischen Arbeit die Deutung von 'Phantasiematerial'.

Die besondere Leistung Freuds in seiner *Traumdeutung* bestand darin, als erster Träume zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung gemacht und für ihre Deutung eine wissenschaftliche Methode entwickelt zu haben. Freud vermochte zu zeigen, daß Träume bestimmte Strukturen haben, nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten verlaufen und stets eine Bedeutung haben und zwar zunächst für den Träumer selbst. (Reh, 57f.)

• Wir träumen aber nicht nur im Schlaf, wir haben auch Tagträume, die uns ständig begleiten und mehr über uns aussagen als unser alltägliches Tun und Sagen.

Die Psychoanalytiker konnten sich mit ihrer These, daß Traum und Dichtung ihrer Natur nach verwandt seien, auf die Dichter berufen. So sagt z.B. Jean Paul: „Der Traum ist unwillkürliche Dichtkunst“.

Was ist Traum und Dichtung gemeinsam? Sie wurzeln – zumindest partiell – im Unbewußten. Während der Nachtraum ein reines Produkt des Unbewußten ist, erfahren die Phantasien des Tagtraums eine deutliche Kontrolle durch das Bewußtsein, in ähnlicher – wenn auch keineswegs gleicher – Weise wie die Einbildungskraft der bewußten Kontrolle (und Gestaltung) des Dichters unterworfen ist. (Reh, 58)

• Die große Entdeckung der Psychoanalyse war das Phänomen der *Verdrängung*. Im Gegensatz zur bewußten Unterdrückung von Triebkräften, wie sie z.B. der Asket übt, ist der Persönlichkeit nicht bewußt, wann und was sie verdrängt.

Freud sieht die Psyche als permanenten *Konfliktzustand*: der Anspruch der Leidenschaften, des Triebpotentials stößt auf Abwehr und erleidet in vielen Fällen das Schicksal der Verdrängung. Auch Einsichten in Aspekte unseres Selbst, die mit unserem Selbstwertgefühl nicht übereinstimmen, begegnen einem bewußten Widerstand ebenfalls bis hin zur Verdrängung.

Die Verdrängung beginnt als Folge der Erziehungseinflüsse bereits in den verschiedenen Phasen der frühen Kindheit. Sie determiniert dadurch von Anfang an bei jedem Entwicklungsschritt die Bildung des individuellen Charakters. (Reh, 59f.)

• Mit der Entdeckung des Verdrängungsphänomens war für Freud die Tür geöffnet  
– zu einer wirksamen (*Psycho-*)*Therapie*, welche in einer analytischen Technik besteht, durch die das Verdrängte ins Bewußtsein gehoben und integriert werden kann,  
– zu einer psychoanalytischen *Theorie* als Basis dieser Therapie, und  
– zu einem neuen *Verständnis von Kunst und Literatur*, ja der Kulturphänomene überhaupt. Denn jede Kultur hatte und hat einen Wertekanon, der zwar jeweils verschieden ist (oder sein kann), der aber doch als allgemein zu befolgende Norm das Leben jeder Kulturgemeinschaft beherrscht und damit den Einzelnen unter bestimmte Tabus stellt. Den im kollektiven Bewußtsein aufgerichteten Tabus korrespondiert im Unbewußten ein Verdrängungsprozeß, der von jenen unter bestimmten Bedingungen ausgelöst wird. (Reh, 60)

• Vom Verdrängungsphänomen her gesehen ergibt sich für die Traumdeutung folgende psychoanalytische Hermeneutik: Als verdrängte Bewußtseinsinhalte haben die in Gestalt von Träumen erscheinenden unbewußten Phantasien ein doppeltes Gesicht. Die Bilderwelt, so wie sie sich dem erinnernden Bewußtsein im Traume darstellt, nennt Freud die *Traumfassade* oder den *manifesten Trauminhalt*. Er unterscheidet ihn vom *latenten Trauminhalt*. Da für Freud alle menschlichen Leidenschaften in der Triebstruktur wurzeln, ist der latente Trauminhalt stets ein verdrängter Triebwunsch. Als solcher kann er nur auf Umwegen ins Bewußtsein gelangen. Diese 'Umwege' nennt Freud die Traumarbeit. In ihr geht der verdrängte Wunsch, der bei Freud auch die Form eines bestimmten Traumgedankens annehmen kann, durch eine *Zensur*, die durch verschiedene Mechanismen auf den Wunsch wirkt. Solche Mechanismen sind z.B.

die Entstellung, die Verschiebung, die Verdichtung und die Verbildlichung des latenten Traumwunsches, der durch sie hindurchgehend zum manifesten Trauminhalt wird. (Reh, 60)

- In der *Entstellung* wird der latente Traumwunsch bzw. -gedanke in manifeste Szenen oder Gedanken verwandelt, in denen er oft schwer wiederzuerkennen ist. In der *Verschiebung* löst sich die Intensität einer Vorstellung von ihr und geht auf eine andere über, die mit der ersteren aber durch eine Assoziationskette verbunden bleibt. In der *Verdichtung* stellt eine Traumvorstellung gewissermaßen den ‘Knotenpunkt’ verschiedener Traumgedanken dar, so daß oft gegensätzliche Elemente zu einer Einheit mit widerspruchsvollen Zügen zusammengefügt werden. So kann z.B. eine Traumfigur eine ‘Sammelperson’, d.h. ein gemeinsamer Ausdruck für verschiedene Personen sein. Freud nennt das Überbesetzung oder Überdetermination. In der *Verbildung* wird ein latenter Traumgedanke, bzw. -wunsch in ein manifestes Traumbild verwandelt. (Reh, 60f.)

- Die Psychoanalyse spricht in diesem Zusammenhang von einem *Primär-* und einem *Sekundärvorgang*. Während des Traumes kann die psychische Energie (Libido) im Primärvorgang, der das Unbewußte kennzeichnet, frei abströmen. Dieser Primärvorgang genannte Prozeß folgt damit dem Lustprinzip. Demgegenüber ist beim Sekundärvorgang, der das Vorbewußte und das Bewußtsein kennzeichnet, die Libido zunächst gebunden, d.h. die Befriedigung wird aufgeschoben, da erst die verschiedenen Befriedigungswege gefunden und erprobt werden müssen. Der Sekundärvorgang folgt damit dem Realitätsprinzip.

Freud hat später den Gegensatz von Bewußtsein und Unbewußtem ersetzt durch die Topik Es, Ich und Überich: das Es, das Triebpotential, folgt dem Lustprinzip, das Ich dem Realitätsprinzip und das Überich repräsentiert die innere moralische Instanz. (Reh, 61)

- Die allgemeine Psychologie kennt zwei menschliche Triebkräfte: den Arterhaltungstrieb und den Selbsterhaltungstrieb. Die von Konrad Lorenz und anderen entwickelte Verhaltensbiologie postuliert darüber hinaus noch einen Aggressionstrieb. Die Psychoanalyse hat ihr Gedankengebäude (zunächst) nur auf einen Trieb, auf die Sexualität aufgebaut. (Erst später spricht sie auch von Ichtrieben und schließlich vom Lebens- und vom Todestrieb.) (Reh 63)

- Am Beginn seiner Forschungen noch fest in der Tradition des wissenschaftlichen Materialismus stehend, konnte Freud sich keine starken seelischen Kräfte ohne nachweisbare physiologische Wurzeln vorstellen. *Das* Phänomen, bei dem die Verbindung von Physiologischem und Psychischem schon damals wohl bekannt war, war die Sexualität. Aus dieser Tatsache leitete er seine Arbeitshypothese ab: die Sexualität ist letztlich als die Wurzel *aller* Leidenschaften anzusehen. Ausgehend von seiner Hypothese, deren Wurzeln eindeutig im wissenschaftlichen Denken seiner Zeit lagen, stieß Freud aber dann auf die Gesetzmäßigkeiten des Unbewußten, die nichts mehr mit der wissenschaftlichen Tradition seiner Zeit zu tun hatte. (Reh, 63)

- Im folgenden werden unter ‘Tiefenpsychologie’ oder ‘Psychoanalyse im weiteren Sinne’ alle psychologischen Strömungen verstanden, die *unbewußten* Wünschen und Gefühlen einen zentralen Platz bei der Erklärung menschlicher Handlungen und Gefühlsäußerungen einräumen. Als ‘klassische Psychoanalyse’ hingegen wird ausschließlich jene tiefenpsychologische Richtung bezeichnet, die sich seit ihren Anfängen bis heute auf Sigmund Freud als ihren Gründer und wichtigsten Theoretiker beruft. Obwohl alle tiefenpsychologischen Richtungen ursprünglich auf Freud zurückgehen, haben sich einige seiner Schüler im Laufe der Zeit von ihm abgewandt und eigene Theorien entwickelt, die den Grundüberzeugungen Freuds in wesentlichen Punkten widersprechen. Insbesondere zwei dieser Richtungen haben Bedeutung für die Literaturpsychologie erlangt: die „analytische Psychologie“ Carl Gustav Jungs und die „strukturelle Psychoanalyse Jacques Lacans. (Rühling, 480)

- Um 1900 begründete Sigmund Freud (1856–1939) eine neue wissenschaftliche Disziplin, die Psychoanalyse. Im Unterschied zum Großteil der damaligen Psychiater ging er davon aus, daß seelische Störungen meist nicht auf organische Schäden (z.B. des Gehirns) zurückzuführen sind, sondern auf unbewußte psychische Konflikte. Gegenstand der neuen Wissenschaft war daher die Aufdeckung der unbewußten Bedeutung von Handlungen, Reden, psychischen

und somatischen Symptomen. Den Zugang zu dieser den Patienten unbewußten Bedeutung verschaffte sich Freud mit einer neuen Methode, der sogenannten freien Assoziation. Er ließ die Patienten frei und ohne Selbstzensur alles sagen, was ihnen zu bestimmten Elementen ihrer Rede und ihres Traums einfiel. Diese spontanen Einfälle führten auf die unbewußten Gedanken, die jeder Rede, und, wie sich zeigte, auch den neurotischen Symptomen zugrunde liegen; in der Regel drehen sie sich um einen unbewußten Wunsch, der oft sexueller Herkunft ist. Speziell die Analyse der Träume brachte Freud darauf, wie das Unbewußte 'arbeitet': Bestimmte Mechanismen der Traumarbeit – nämlich Verdichtung, Verschiebung, Überdeterminierung, Symbolisierung und sekundäre Bearbeitung – sorgen dafür, daß aus den latenten Traumgedanken (so nennt Freud die Gedankenketten, zu denen man durch freie Assoziation gelangt) der sog. manifeste Trauminhalt wird (der Traum in der Form, in der man ihn nach dem Erwachen erinnern und erzählen kann). Schließlich konnten Träume, Fehlleistungen, Witze, psychische und bestimmte körperliche Symptome als Bildungen des Unbewußten aufgefaßt werden, in denen sich verdrängte Wünsche manifestieren – jedoch entstellt und für das wache Bewußtsein unkenntlich gemacht. (Gallas, 593f.)

- Gleichzeitig mit seiner Behandlungsmethode für psychische Krankheiten und der Entdeckung der Gesetze des Unbewußten schuf Freud eine Theorie der Entwicklung der menschlichen Sexualität und der menschlichen Subjektwerdung: wie aus dem auf die Mutter angewiesenen, aber auch rücksichtslosen Neugeborenen der mehr oder weniger selbstbewußte und lebensstüchtige Erwachsene wird, der – als Mann oder als Frau – seine Rolle in der Gesellschaft übernimmt. Dieser Prozeß hat die Verdrängung unerfüllbarer Kindheitswünsche ins Unbewußte zur Folge (z.B. die dauernde Nähe zur Mutter und die sofortige Befriedigung aller Bedürfnisse), ferner die Sublimierung der Wünsche, d.h. ihre Ausrichtung auf andere, von der Gesellschaft höher bewertete Ziele. Freud nannte diesen langwierigen Prozeß den Übergang vom „Lustprinzip“ zum „Realitätsprinzip“, es sei kein endgültiger Übergang, immer wieder gebe es Regressionen, d.h. Rückfälle auf überwunden geglaubte Stadien der Entwicklung. Knotenpunkt dieser Entwicklung ist für Freud der sog. Ödipuskomplex, in den die Kinder im Alter von drei bis fünf Jahren eintreten: Das Kind wendet sich dem gegengeschlechtlichen Elternteil als Liebesobjekt zu und empfindet den gleichgeschlechtlichen Elternteil in dieser Hinsicht als Rivalen – nachdem zuvor für beide Geschlechter, den Jungen wie das Mädchen, die Mutter das erste libidinöse Objekt war. Der Haß gegen den Rivalen kann bis zum Todeswunsch gehen, die Liebe für die gegengeschlechtliche Person bis zum Wunsch nach genitaler Vereinigung (Inzest mit Vater oder Mutter). Diese Konstellation zeigt aber auch Momente des Gegenteils: eine zärtliche Einstellung zum gleichgeschlechtlichen und eine eifersüchtig-feindselige zum gegengeschlechtlichen Elternteil (homosexuelle Komponente). (Gallas, 594f.)

- Die Überwindung des Ödipuskomplexes erfolgt nach Freud beim Jungen durch die Kastrationsangst (aufgrund der dem Vater-Rivalen zugeschriebenen Kastrationsdrohung), beim Mädchen durch den Penisneid (wobei die Mutter für den fehlenden Penis verantwortlich gemacht wird). Kastrationsangst und Penisneid bewirken die Aufgabe des inzestuösen Objekts und die Identifizierung mit der Rolle des gleichgeschlechtlichen Elternteils. Für Freud stellt der Ödipuskomplex ein notwendiges Durchgangsstadium der geschlechtlichen Reifung dar; durch die mit seiner Überwindung in Zusammenhang stehende Bildung des Über-Ichs steht er zudem am Anfang von Moral, Gewissen und Gesetz. Das Inzestverbot durch den Vater steht symbolisch für alle späteren Autoritäten. (Gallas, 595)

### 3. Literaturtheorie

- Der Beitrag der an der Traumdeutung entwickelten psychoanalytischen Hermeneutik für die Literaturwissenschaft besteht darin, in der Interpretation des Werkes und seiner Beziehung zum Autor wie zum Leser das unbewußte Phantasiematerial bis hin zum Primärvorgang zu entschlüsseln. Die psychoanalytische Hermeneutik kann also nie die literaturwissenschaftliche ersetzen, sondern nur ergänzen.

Und anders als in den Hermeneutiken der historischen Wissenschaften geht es in der psychoanalytischen Hermeneutik um innere Zustände und deren Wandlungen durch therapeutische Arbeit. Erkenntnisbildung findet hier durch praktische Veränderung statt. (Reh 61f.)

- *Psychoanalyse des Werkinhalts*. Die Psychoanalyse zieht die Lebensgeschichte des Analysanden heran und bringt diesen dazu, sich ungehemmt seinen freien Assoziationen zu seinen Träumen zu überlassen. Durch diese erhält der Psychoanalytiker Hinweise auf die verdrängte „Wahrheit“. D.h. die Bedeutung eines Traumes kann nur aus der ganz persönlichen Situation des Träumers und mit dessen aktiver Hilfe erschlossen werden. Das macht eine direkte Anwendung des psychoanalytischen Modells der Traumdeutung auf das literarische Werk schlechthin unmöglich. Denn dem Interpreten stehen der Dichter und seine freien Assoziationen ja nicht wie dem Psychotherapeuten der Träumer und dessen Assoziationen zur Verfügung. (Reh, 64)

- Die psychoanalytische Literaturinterpretation sah sich daher gezwungen, den Schritt von den individuellen Aspekten der Träume zum *prototypischen Kern* zu tun, der nach Freud in allen Träumen wirksam ist. Darunter versteht er den Niederschlag der Grunderlebnisse und -konflikte, die jede menschliche Entwicklung in ihren verschiedenen Phasen von der Geburt bis zur Reife durchläuft. Es ist demnach die allgemeinmenschliche Triebstruktur, die individuell ausgeprägt in den poetischen Texten zur prototypischen Darstellung kommt.

Diese prototypischen Gehalte weisen auf die Entwicklungsphasen der Libido. In der kindlichen Entwicklung unterscheidet er die orale, die anale und die phallische (oder ödipale) Phase. Freud hatte einen sehr weiten Begriff von Sexualität: Wo Lust, da Sexualität. (Reh, 65)

- Freuds Skizze einer Hamlet-Deutung ist zum Modell der klassischen psychoanalytischen Literaturinterpretation überhaupt geworden, d.h. das immer wiederkehrende Thema psychoanalytischer Literaturdeutungen in den ersten, etwa fünfzig Jahren der Psychoanalyse war die Aufdeckung einer latenten ödipalen Thematik hinter der manifesten Form.. Die Monotonie, die sich aus einem solchen Verfahren für den Leser ergab, wurde zu einer der vielen Ursachen für die Ablehnung der psychoanalytischen Literaturdeutung durch die Literaturwissenschaft. (Reh, 67)

- Bereits beim klassischen Modell der Psychoanalyse öffnet sich der Zugang zum *historischen* und *gesellschaftlichen* Umfeld des individuellen Falles: Die historische Entwicklung dieses Umfelds und damit die Zivilisation überhaupt wird gesehen als ein „Fortschreiten der Verdrängung“, als ein Stärkerwerden der Kontrollfunktion des Überichs. (Reh, 69)

- *Zur Psychoanalyse der Werk-Genese*. Freud hat sich letztlich stets auf das Phantasiematerial und die Abwehrmechanismen des Autors bezogen. Die große Mehrzahl der Freudschen Literaturinterpretationen sind wie diejenigen der meisten Freudschüler deshalb zugleich Werk- und Autorenanalyse geworden.

In der Literaturwissenschaft wird die Beziehung zwischen dem Autor und seinem Werk in der Regel auf den autobiographischen Gehalt des Werkes eingeschränkt, den sie aus einem angenommenen kausalen Verhältnis zwischen den biographischen Determinanten und dem Werkinhalt zu erfassen versucht. Bei diesen biographischen Determinanten unterscheidet sie äußere (Einflüsse der natürlichen Umwelt, Lernerfahrungen und Lektüre) von inneren (Charakter und Persönlichkeitsstruktur des Autors). Zwischen diesen Determinanten sieht sie das ‘freie Spiel der Phantasie’ am Werk, das dem einzelnen Opus dann seinen Charakter gibt. (Reh, 79)

- Aus psychoanalytischer Sicht kann jedoch die sog. äußere Determinante nicht einfach nach dem Ursache-Wirkungs-Schema angewandt werden. Das Kunstwerk ist ‘etwas anderes’ als der einfache Reflex der äußeren Welt.

Was die Persönlichkeit des Autors angeht, hat sich die Literaturwissenschaft auf deren bewußte Elemente beschränkt. Beziehen wir aber das Unbewußte ein, so ist auch der Annahme eines ‘freien Spiels der Phantasie’ zu widersprechen. Auch und gerade die Phantasie folgt Gesetzmäßigkeiten des Unbewußten. So ist und bleibt für die Psychoanalyse das Phantasiematerial, die Figuren- und Bilderwelt des Werkes, der Schlüssel zum Autor, dessen biographische

Daten – vor allem solche aus der frühen Kindheit – das aus dem Werk Erschlossene lediglich bestätigen oder variieren. (Reh, 79)

- Im Mittelpunkt steht die Frage, was und auf welche Weise tiefenpsychologische Theorien zum Verständnis literarischer Texte beitragen können. Zwei Arten eines solchen Bezugs lassen sich unterscheiden. Die eine besteht in der *Anwendung* tiefenpsychologischer Theorien auf den Text: Mithilfe tiefenpsychologischer Konzepte werden die Handlungen und Gefühlsäußerungen der im Text vorkommenden fiktiven Figuren, des Autors oder des Lesers erklärt, also die Personen einer ‘Psychoanalyse’ unterworfen. Die andere besteht in einer spezifisch tiefenpsychologischen *Kunst- und Literaturtheorie*: Mithilfe tiefenpsychologischer Konzepte wird die psychologische Funktion von Kunst und Literatur für Autor und/oder Leser erklärt. (Rühling, 480f.)

- Am Anfang der Literaturpsychoanalyse steht die Beschäftigung mit den im Text vorkommenden Gestalten. Freud rechtfertigt sein Vorgehen, fiktive Gestalten „in allen ihren seelischen Äußerungen und Tätigkeiten“ grundsätzlich so zu behandeln, „als wären sie wirkliche Individuen und nicht Geschöpfe eines Dichters“ (Freud 1907, 41), mit dem Umstand, daß Psychoanalytiker und Dichter „wahrscheinlich aus der gleichen Quelle“ schöpften, „das nämliche Objekt“ bearbeiteten, „ein jeder von uns mit einer anderen Methode, und die Übereinstimmung im Ergebnis scheint dafür zu bürgen, daß beide richtig gearbeitet haben“ (ebd., 82). (Rühling, 481)

- *Psychoanalytische Kunst- und Literaturtheorie*. Der originellste Beitrag der Psychoanalyse zum Verständnis von Kunst und Literatur ist ihre Theorie von der allgemeinen *psychologischen Funktion* des Kunstwerks für Autor und Leser. Erst diese Theorie nämlich gestattet es, statt lediglich einzelner Aspekte das ganze Kunstwerk psychoanalytisch zu betrachten.

Freud faßt den literarischen Text in Analogie zum Traum auf und kann daher von seinen bereits früher formulierten Prinzipien der Traumdeutung ausgehen. Danach ist jeder Traum die Erfüllung unbewußter, ursprünglich anstößiger Wünsche, die in diesem durch die „Traumarbeit“ entstellt zum Ausdruck gebracht werden, so daß sie vom Träumer nicht mehr unmittelbar erkannt werden können. Als Ausdruck einer Wunscherfüllung gelten Freud dabei allerdings auch Angst- und Alpträume, da in ihnen Wünsche des Über-Ichs, also des Gewissens befriedigt würden. Die Traumarbeit hat die Funktion, die Wünsche einerseits zwar zu artikulieren, ihnen andererseits aber das Anstößige zu nehmen und auf diese Weise etwaige Skrupel des Träumers zu umgehen. Der „manifeste Trauminhalt“ ist somit aufgrund der beiden Herren – anstößigen Wünschen und Skrupeln des Träumers – dienenden Traumarbeit das Ergebnis einer Kompromißbildung. (Rühling, 485f.)

- Diese Hypothesen werden nun von Freud auf den literarischen Text, ja auf jedes Kunstwerk überhaupt übertragen. In einem ersten Schritt interpretiert er dazu den Tagtraum und „das Phantasieren“ als traumanalog: Der wichtigste Unterschied zum Nachtraum besteht lediglich darin, daß der Wunsch, der im Tagtraum zum Ausdruck kommt, häufig nicht für den Phantasierenden selbst, sondern nur für seine soziale Umgebung verpönt und damit „ich-synton“ ist; obwohl der Tagträumer seine eigenen Wünsche durchaus anerkennt, sucht er sie vor anderen zu verbergen und schämt sich ihrer. Im einem zweiten Schritt wird dann der literarische Text als Tagtraum aufgefaßt: Das Kunstwerk ist demnach nichts weiter als die Erfüllung eines ursprünglich verpönten Wunsches, dessen „egoistischer“ und nicht zuletzt bereits dadurch für die andere anstößiger Charakter durch „Abänderungen und Verhüllungen“ gemildert wird (Freud 1908, 179), die denen der Traumarbeit entsprechen. (Rühling, 486)

- Freud sieht selbst, daß die Analogie dieser „Abänderungen und Verhüllungen“ zu den Entstellungen der Traumarbeit noch nicht ausreicht, um verständlich zu machen, warum wir bei der Lektüre eines literarischen Textes nicht nur nicht abgestoßen werden, sondern im Gegenteil sogar „hohe, wahrscheinlich aus vielen Quellen zusammenfließende Lust“ empfinden (ebd.). Zur Erklärung greift er auf Hypothesen zurück, die er zuvor bereits für den Witz formuliert hatte. Der Dichter „besticht“ den Leser zunächst „durch rein formalen, d.h. ästheti-

schen Lustgewinn“, der „eine[r] *Verlockungsprämie* oder eine[r] *Vorlust*“ entspricht (ebd.). Die „ästhetische Lust“ am Text ist eine „Vorlust“, die dem Leser einerseits einen Genuß an dessen formalen Qualitäten verschafft, andererseits aber zu einer anderen und tieferen Art der Befriedigung allererst hinführt. (Rühling, 486f.)

- Diese tiefere Befriedigung sieht Freud in einer „Befreiung von Spannungen in unserer Seele“. Diese läßt sich als kathartischer Effekt auffassen, der auf der zeitweisen Bewußtwerdung von ursprünglich anstößigen und daher unbewußten Wünschen beruht; daß dabei Energien, die zur Unterdrückung dieser Wünsche notwendig waren, jedenfalls zeitweise freigesetzt werden, trägt zusätzlich zum „Genuß“ am literarischen Kunstwerk bei.

Der literarische Text kann dieser Theorie zufolge demnach als Darstellung einer Wunscherfüllung charakterisiert werden, wobei die soziale Anstößigkeit des Wunsches 1. durch der Traumarbeit analoge Mechanismen abgemildert wurde und 2. die Darstellung ihrem Leser Lust verschafft, nämlich 2.1 Vorlust durch ihre rein formalen Qualitäten und 2.2. eigentliche Lust durch „Befreiung von Spannungen in unserer Seele“.

Diese Theorie Freuds ist in mehrfacher Hinsicht kritisiert und, als Reaktion auf diese Kritik, modifiziert worden. (Rühling, 487)

- Schon bald erkannten Freud und die Psychoanalytiker um ihn, welche Möglichkeiten sich aus den neuen Einsichten für die Analyse geisteswissenschaftlicher Phänomene ergaben, unabhängig vom medizinischen Bereich. Es war Freud selbst, der in *Die Traumdeutung* erstmals die Ödipuskonzeption zur Erklärung eines literarischen Textes heranzog. Freud führte Hamlets Zögern, den Mörder seines Vaters zu töten, auf einen unbewußten Todeswunsch gegen den Vater aufgrund einer libidinösen Besetzung der Mutter zurück. (Gallas, 595)

- Der literarische Text wird als ein Ort angesehen, an dem regressive Wünsche zur Sprache kommen, ihre Artikulation stehe im Dienste des Lustprinzips oder auch der Abwehr unbewußter Wünsche: das Werk als Kompromißbildung zwischen Phantasie (als der vorgestellten Befriedigung unbewußter Wünsche) und Abwehr (die Verkleidung und Bestrafung dieser Wünsche). Die Traumdeutung gilt als Modell der Literaturdeutung, Ziel ist die Rekonstruktion eines latenten Textes. Die Traumarbeit wird als Analogon zur dichterischen Phantasie angesehen, die Mechanismen der Traumarbeit werden auch im literarischen Text wiedererkannt. (Gallas, 595)

- Neben der Werkinterpretation gibt es zwei weitere Hauptanwendungsbereiche psychoanalytischer Methoden in der Literaturwissenschaft: zum einen die Rezeptionsforschung, wobei ähnliche psychische Prozesse wie die, die zur Ausarbeitung eines literarischen Werkes geführt haben, auch beim Leser vermutet werden – diesem ebenso unbewußt wie dem Autor; zum anderen die Erforschung der Dichterpersönlichkeit, die sich neben den historischen vor allem den psychischen Determinanten der Biographie widmet. (Gallas, 596)

- Freuds Vorgaben auf dem Gebiet der Deutung gehen zurück auf eigene Beobachtungen von Ähnlichkeiten zwischen diversen Strömungen von Textüberlieferungen und Patientenäußerungen im therapeutischen Gespräch. Vorbilder für die spätere literaturwissenschaftliche Interpretation sind dabei auch seine expliziten Auslegungen belletristischer Texte (z.B. *Der Wahn und die Träume in W. Jensens 'Gradiva'*). Freuds Lektüre berücksichtigt besonders den bildungsbürgerlichen Kanon, geht aber gerade in der *Gradiva*-Studie auch auf einen sogenannten trivialen Text ein. Damit belegt er – früher als die Literaturwissenschaft – das gleichartige Funktionieren literarischer Texte höchst unterschiedlichen literarischen Ranges. (Baasner, 151)

- Geistesgeschichtliche Literaturverehrer waren bereits zu Freuds Zeiten weder über seine Entdeckungen noch über den Weg, auf welchem er sie gefunden hatte, begeistert. Die implizite Behauptung einer Verwandtschaft von Künstler und Neurotiker schien die Erhabenheit des Literaturbegriffs ebenso zu beeinträchtigen wie die Rückführung ästhetischer Oberflächenphänomene auf eine verursachende Sexualität. Deshalb erfuhr zeitweilig der konkurrierende

tiefenpsychologische Ansatz Carl Gustav Jungs größere Anerkennung, der eine Idealisierung der Kunst betreibt. (Baasner, 151f.)

- *Psyche des Autors*. Konkrete Autoren werden für den psychoanalytischen Blick in gewisser Weise durchsichtig, weil sie in ihren 'Tagträumen' nach dem skizzierten Modell gleichzeitig Auskunft über sich selbst geben. Ihr psychischer Zustand und die Entwicklung ihrer Vita können daraus abgelesen werden. Im Gegensatz zu gewöhnlichen Personen hinterlassen sie sozusagen analysierbare Visitenkarten und bieten damit Anlaß zu einer psychoanalytischen Biographieforschung. Wenn angenommen wird, daß literarische Werke durch einen von der psychischen Normalität abweichenden Kreativitätsakt generiert werden, erscheint der Schriftsteller tendenziell als Neurotiker und sein Text als Äußerung, die der Analyse seiner eigenen Seele dient. Wie in Freuds Fallberichten über Patienten wird nun statt aus der Erzählung auf der Couch aus dem dichterischen Œuvre eine Krankengeschichte in analytischen Kategorien abgeleitet. (Baasner, 153)

- *Figuren, Symbole*. Wie die traditionellen literaturwissenschaftlichen Arbeiten kann auch die psychoanalytische Literaturbetrachtung geläufige Perspektiven einnehmen, etwa die des Blickes auf die dargestellte fiktive Welt oder deren Bestandteile. Auf der textimmanenten Ebene können Figuren der Handlung wie psychische Konstrukte mit einem 'Innenleben' betrachtet werden. Diese erscheinen als Abbilder psychischer Konstellationen und werden analysiert, als seien sie wirkliche Menschen. Da Figuren im literarischen Text jedoch gegenüber der Wirklichkeit in ihrer Komplexität stark reduziert sind, stehen nur die in der Konstruktion des Textes als wichtig modellierten Züge im Mittelpunkt. Meist aber werden nicht einmal alle dargestellten oder deutlich erschließbaren Figurencharakteristika für die Interpretation herangezogen, sondern nur Gruppen von auffälligen Einzelheiten. Zu ihnen gehören vor allem die literarischen Symbole, die gedeutet werden wie die Symbole des Traumes. Vasen, Flaschen und Höhlen als weibliche, Stangen, Schwerter und Zeppeline als männliche Geschlechtskennzeichen gehören zu den Deutungen, die in Zeiten breitenwirksamer 'Küchenpsychoanalyse' allen sogleich auffallen. (Baasner, 155f.)

#### 4. Methode der konkreten Textarbeit

- *Beispiel für eine Freudsche ödipale Interpretation: Kleists „Michael Kohlhaas“*

Ausgangspunkt wäre also: Ein in der Position des Sohns befindlicher Protagonist versucht, einen anderen, der für ihn die Position des Vaters einnimmt (also den Zugang zur Mutter versperrt), als Nebenbuhler auszustecken oder zu beseitigen. Die Protagonisten eines ödipalen Konflikts in der Literatur können, aber müssen nicht als Väter oder Mütter auftreten; sie treten nur in die Funktionen ein, die diesen zukommen, sie substituieren also Vater- bzw. Mutterfiguren.

Kohlhaas hat es mit mehreren Autoritäten zu tun: dem Junker Wenzel, der ihm an einer Zollschranke unrechtmäßig zwei seiner Pferde abnimmt und sich in der Folge als lächerliche Autorität erweist; der Junker wird später – in seiner Funktion, die Rechte des Kohlhaas einzuschränken und dessen Rache auszulösen – ersetzt durch den Kurfürsten von Sachsen; dieser ist als oberster Lehnsherr zwar eine höhere Autorität, aber ebenfalls eine eher lächerliche Figur, die Kohlhaas' Mut und Todesverachtung um so glanzvoller erscheinen lassen. Die dritte Autoritätsperson ist der Kurfürst von Brandenburg, eine respektable Person, deren Anordnungen sich Kohlhaas sich beugt. Als Mutterfiguren kämen die zwei Frauen in Frage, mit denen Kohlhaas es zu tun hat: seine Frau Lisbeth, die durch – zumindest mittelbare – Schuld des brandenburgischen Kurfürsten stirbt. Nach ihrem Tod wird Lisbeth ersetzt durch die geheimnisvolle Zigeunerin, die Kohlhaas wie eine Doppelgängerin seiner Frau vorkommt und ihn, erfolgreicher als Lisbeth, im Kampf gegen den sächsischen Kurfürsten unterstützt. Die Frauen erscheinen in der Erzählung also nicht als inzestuöse, begehrte Objekte, die vor einer brutalen Vaterfigur geschützt werden müssen, sondern als Figuren, die (wie die Mutter den Sohn) den Helden hilfreich im Kampf gegen die Autorität (als Substitut des Vaters) unterstützen und im-



mer auf seiner Seite sind (so wie der Sohn sich die bedingungslose Hilfe der Mutter im ödipalen Konflikt erträumt). Die Zigeunerin wird übrigens von Kohlhaas stets 'Mütterchen' genannt, die beiden Kurfürsten sind seine 'Landesväter'. (Gallas, 596f.)

- Wir haben es durchaus mit einer für das Ödipus-Schema typischen Dreiecksstruktur zu tun. Nach dem psychoanalytischen Modell muß der in der Position des Sohns Befindliche auf die Zerstörung des Vaters sinnen, und er muß auf die Gewinnung des väterlichen Rechts aus sein. Anfangs verhält sich Kohlhaas nach diesem Muster: Er zerstört den Besitz des sächsischen Landesvaters, nämlich Land und Leute, und setzt sein eigenes Recht (erklärt die Fehde, gibt Mandate aus usw.). Als Kohlhaas schon fast gezwungen ist, sich dem kurfürstlichen Gesetz zu beugen, gibt ihm die Zigeunerin den entscheidenden Fingerzeig, wo die verletzte Stelle der Autorität sich befindet: im Wissen um sein Geschlecht, verstanden als Vater-, Herr- und Regentschaft (sie weissagt auf einem Zettel dem Kurfürsten dessen künftiges Schicksal und das seines Hauses, übergibt den Zettel aber nicht ihm, sondern Kohlhaas). Dieser Zettel, den Kohlhaas in einer Kapsel und an einem seidenen Faden um den Hals trägt (vielleicht als mütterliches Symbol aufzufassen), scheint das Todesurteil des Kurfürsten zu enthalten; jedenfalls erlangt Kohlhaas durch ihn einen grandiosen Sieg über den Kurfürsten. Dieser ist bereit, zur Erlangung des Zettels alles zu tun; Kohlhaas jedoch verschlingt den Zettel, nachdem er ihn gelesen hat, vor den Augen des Kurfürsten, der daraufhin in Krämpfen niedersinkt und ohnmächtig, wie entmannt auf dem Boden liegt. (Gallas, 597)

- Das Objekt, um das sich alles dreht, ist jedoch nicht die Mutter als Begehrte bzw. eine sie substituierende Frauenfigur, sondern zwei Pferde. Anfangs stolze, wohlgenährte Rappen, werden sie Kohlhaas erst abgenommen, dann zugrunde gerichtet und kommen an den Schinder. Man könnte in ihnen Phallussymbole sehen, also Symbole der männlichen Potenz. Die Ruinierung dieser Pferde würde dann für die Kastrationsdrohung stehen. Wir befänden uns im zweiten Akt des ödipalen Dramas, in dem die Besetzung der Mutter als libidinöses Objekt bereits erfolgt ist und nun die Kastrationsangst und die Mutter als helfende bestimmend sind. Zu klären wäre dann, wieso sich die Haßliebe des Kohlhaas nur auf einen der beiden Kurfürsten richtet: Der Kurfürst von Sachsen scheint den schwachen Teil der Vater-Imago zu verkörpern, den von der Mutter nicht anerkannten und im Bunde mit ihr zu quälenden Teil. Der Kurfürst von Brandenburg würde für den Teil der Vater-Imago stehen, der die starken, potenten, die Mutter besitzenden Teile verkörpert. Im Unterschied zum Kurfürsten von Sachsen wird der Brandenburger von der Zigeunerin anerkannt – sie prophezeit ihm eine Zukunft. Dieser Vater übernimmt die Verkündung des Urteils für Kohlhaas' Taten: auf Landfriedensbruch steht Tod. Das ist ein eindeutiger Bruch der Kohlhaas zugesagten Amnestie. Um so mehr verwundert sein geradezu freudiges Einverständnis mit diesem Todesurteil. In der Logik der bisherigen Interpretation könnte diese Haltung als von Schuldgefühlen diktierte Selbstbestrafung anzusehen sein, als Selbstbestrafung für das gegen den Vater gerichtete Konkurrenzstreben: die Usurpation der feudalen Privilegien, die Selbstjustiz und das Ansehreiben der Macht im sächsischen Staat. (Gallas, 597f.)

## 5. Würdigung/Kritik

### Kritik

- Bei aller Plausibilität in einzelnen Punkten ist eine solche Interpretation doch unbefriedigend. Die Argumentation verbleibt fast ausschließlich auf der sexuellen Ebene, und die Erzählung ist zu eingeschränkt als personales Drama aufgefaßt, ganz abgesehen von der Fragwürdigkeit der Symbolinterpretationen. (Gallas, 598)

- *Kritiklinie 1:* „Biographismus?“ Impliziert Freuds Theorie notwendigerweise eine biographische Vorgehensweise, wie u.a. Adorno behauptet? Der Vorwurf basiert auf dem Umstand, daß aufgrund von Freuds Theorie die Möglichkeit besteht, den literarischen Text als nichts weiter denn als 'Material' aufzufassen, in dem das Unbewußte des Autors zum Ausdruck kommt und gemäß der Traumdeutung analogen Regeln dechiffriert werden kann. Vor

allem die ältere Literaturpsychoanalyse hat von dieser Möglichkeit reichlichen Gebrauch gemacht und den Autor gleichsam auf die Couch gelegt. Ein Musterbeispiel dafür ist die Edgar-Allan-Poe-Studie von Marie Bonaparte, in der dem Autor von *The Fall of the Hopuse of Usher* bescheinigt wird, er werde in der Geschichte dafür bestraft, „daß er seiner Mutter untreu geworden ist, indem er Madeleine-Virginia liebt“ (Bonaparte 1981 [1933], 63).

Gegen solche Studien läßt sich vorbringen, daß ein biographischer Reduktionsismus nichts zum Verständnis des Werkes selbst beiträgt; vielmehr steht hier der Autor im Mittelpunkt des Interesses, und der Text ist nur insofern von Belang, als er uns die Psyche des Autors erschließt. Doch dieses Stehenbleiben beim Autor ist keine Konsequenz, die sich aus Freuds Ansatz notwendigerweise ergeben würde.

So wird z.B. bei Pietzcker der in der Analyse herausgearbeitete psychische Konflikt des Autors (hier: Jean Paul) als typisch für eine „objektiv“ bestehende historische Situation interpretiert, bei der es sich um eine materiell-ökonomische, soziale, literaturhistorische oder ideengeschichtliche Situation handeln kann. Die Psychoanalyse des Autors dient so als Vorbereitung für eine historische Verortung des Autors und seines Textes, deren literaturwissenschaftlicher Erkenntnisgewinn weit über den eines bloßen ‘Biographismus’ hinausgeht. (Rühling, 487f.)

• *Kritiklinie 2.* Auch die These Freuds, der literarische Text sei als ein „Tagtraum“ zu betrachten, ist vielfach kritisiert worden. Selbst wenn literarische Texte ihren Ursprung in einer Phantasie oder einem Tagtraum ihres Verfassers haben und es darüber hinaus plausibel erscheint, daß diese Phantasie „dem Phantasieren dem Inhalt und der Struktur nach ähnelt“, so reicht diese „Ähnlichkeit aber noch nicht aus, die formale, ästhetische, eigenständige Qualität der Literatur damit hinreichend zu erklären“ (Wyatt 1976, 346). Ein Grund dafür liegt darin, daß ein Tagtraum das Ergebnis spontaner Phantasietätigkeit ist, während ein Kunstwerk zumeist erst aus einem komplexen Bearbeitungsprozeß hervorgeht, bei dem ästhetische, historische, soziale oder intertextuelle Gesichtspunkte eine Rolle spielen, die mit der ursprünglichen Phantasie des Autors in keinem Zusammenhang mehr zu stehen brauchen. Die Vorstellung des Autors, welche Form sein Werk annehmen soll („opus-Phantasie“), kann die Phantasie mit Ursprung in der Psyche des Autors („Ich-Phantasie“) überlagern, ja dominieren (von Matt 1979, 200ff.). (Rühling, 489f.)

• *Kritiklinie 3.* Beruht das Vergnügen an der ästhetischen Form auf „Vorlust“? Schon von ästhetischem Vergnügen oder gar ästhetischer „Lust“ zu sprechen ist äußerst fragwürdig, da die Wertschätzung, die wir gewöhnlich den formalen Qualitäten eines Werkes entgegenbringen, kein Korrelat in einer bestimmten Empfindung, einem bestimmten Gefühl zu haben braucht. (Savile 1983, 99ff.)

Hinter der Redeweise Freuds vom „ästhetischen Lustgewinn“ verbergen sich denn auch zwei ganz unterschiedliche Probleme: zum einen die Frage nach den psychologischen Gründen dafür, daß wir die formalen Qualitäten eines literarischen Kunstwerks überhaupt schätzen und zum anderen die Frage nach der psychologischen Funktion dieser formalen Qualitäten im allgemeinen oder für ein bestimmtes Werk.

Auf die erste Frage ist die psychoanalytische Literaturtheorie bisher eher am Rande eingegangen. Walter Schönau begreift als eine „Wurzel der ‘technischen Meisterschaft des Dichters [...] die als sprachliche *Funktionslust* beibehaltene kindliche Freude am Spiel mit den Klängen und semantischen Werten der Sprache“ (Schönau 1991, 27).

Hinsichtlich der zweiten Frage lassen sich mehrere Positionen unterscheiden, für die Freuds Konzept der „Vorlust“ keine wesentliche Rolle mehr zu spielen scheint. So behauptet Lesser, daß die formalen Eigenschaften des Werks im Dienst des Über-Ichs stehen, das sich durch Formstrenge zur Geltung bringt und so das Ich von bestehenden Schuldgefühlen entlastet (Lesser 1970, 266). Die formalen Eigenschaften werden aber z.B. auch als Ausdruck narzißtischer Allmachtsphantasien aufgefaßt, da sich in ihnen die absolute Herrschaft des Autors über seinen Stoff ausdrückt. (Sachs 1951, 49)

Grundsätzlich stellt sich jedoch die Frage, ob es möglich ist, die Funktion der formalen Eigenschaften eines literarischen Textes insgesamt zu bestimmen, oder ob dies nicht vielmehr immer nur in bezug auf ein bestimmtes Werk oder eine Gruppe ähnlicher Werke gelingen kann. (Rühling, 490ff.)

- *Zur Kritik an der Tiefenpsychologie.* Kaum eine wissenschaftliche Disziplin ist seit ihren Anfängen so umstritten wie die Psychoanalyse, und Entsprechendes gilt erst recht für die anderen tiefenpsychologischen Richtungen. Da eine Textanalyse immer nur so gut sein kann wie die Theorie, die sie anzuwenden versucht, stellt sich die Frage, wie verlässlich auf der Basis der hier skizzierten Theorien durchgeführte Analysen überhaupt sind.

1) Eine Art der Kritik betrifft lediglich die *Allgemeingültigkeit* der von der Theorie aufgestellten Thesen; der Kritiker bezweifelt zwar, daß die Aussage für alle in Frage kommenden Gegenstände, nicht jedoch, daß sie für einige zutrifft. Falls diese Art der Kritik berechtigt ist, bleibt es immerhin noch möglich, die entsprechende Hypothese weiterhin als *heuristisches Prinzip* zu verwenden, also nach genau jenen Texten zu suchen, auf die sie zutrifft. Ein Beispiel: Selbst wenn man daran zweifelt, daß tatsächlich in allen literarischen Texten archetypische Symbole vorkommen, die abgespaltene Ich-Anteile bezeichnen, kann man vor dem Hintergrund dieser These auf solche Symbole achten und so zu Erkenntnissen geführt werden, zu denen man sonst nicht gelangt wäre.

2) Eine zweite Art der Kritik behauptet, daß die These *auf keinen der entsprechenden Gegenstände* zutrifft. Falls die Kritik berechtigt ist, wäre für eine Textanalyse gemäß den Grundsätzen der Theorie nur dann überhaupt etwas zu retten, wenn diese andere Hypothesen enthielte, die einer solchen Kritik nicht anheimfallen; man zieht sich damit also auf den unproblematischen Teil der Theorie zurück. (Rühling, 496)

- Kritikpunkte aus ideologiekritischer und sozialhistorischer Sicht: bedeutet Psychoanalyse nicht ebenso wie die werkimmanente Interpretation einen Rekurs auf das Individuelle? Einen Rückzug nach innen? Werden dabei die gesellschaftlichen Umstände nicht insgesamt ausgeblendet? Den Kritikern galt schon bald folgendes als Grundproblem psychoanalytischer Literaturinterpretation: dem theoretischen Gerüst der Psychoanalyse kann über die Traumata der frühen Kindheit und deren spätere Folgen hinaus nichts mehr von Bedeutung [...] für die Literatur sein. Damit ist [...] jeder Einfluß gesellschaftlicher Erfahrung, materieller Bedingungen des Schreibens usw. ausgeschlossen“ (Stenzel 1982, 13f.). Im Gegenzug erhoben neuere Ansätze der Sozialpsychologie – die freilich meist nur individualpsychologische Kategorien auf gesellschaftliche Gruppen übertrugen – um so lauter den Anspruch, Bestandteil der Sozialwissenschaften zu sein. (Baasner, 156f.)

## **Stichwortliste zur 5. Sitzung: *Psychoanalyse: Freud***

### *1. Allgemeines*

Herausbildung der Disziplin Psychologie – Laienpsychologischer, historischer und fachpsychologischer Ansatz.

### *2. Hintergrundtheorie*

Das Unbewusste – Traumdeutung – Verdrängung – Manifeste und latente Traumdeutung – Traumarbeit – Primär- und Sekundärvorgang – Sexualität – Lust- und Realitätsprinzip – Ödipuskomplex.

### *3. Literaturtheorie*

Anwendung der Traumdeutung – Aufdeckung einer latenten ödipalen Thematik – Spezifische Werk- und Autorenanalyse – Psychoanalyse fiktiver Figuren – Spezifische Kunst- und Literaturtheorie – Symboldeutung.

### *4. Methode der konkreten Textarbeit*

Ödipusschema – Phallussymbole.

### *5. Würdigung/Kritik*

Biographismus – Tagtraum-Schema – Verlustkonzept – Allgemeingültigkeitsanspruch der Theorie – Ausblendung gesellschaftlicher Umstände.

## Frage für die Nachbereitung

### *Psychoanalyse: Freud*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 6. Sitzung: *Werkinterpretation*

### *Ausgewertete Texte*

R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 67–70.

H. Brackert: *Zur Geschichte der Literaturwissenschaft*. In: H. Brackert/J. Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Grundkurs 2*. Reinbek 1981, S. 413–416.

T. Eagleton: *Einführung in die Literaturtheorie*. Stuttgart/Weimar <sup>4</sup>1997, S. 19–26.

J. Hauff u.a.: *Methodendiskussion. Arbeitsbuch zur Literaturwissenschaft*, Bd. 2, a.a.O., S. 38–42.

J. Hermand: *Synthetisches Interpretieren*, a.a.O., S. 136–163.

A. Klein/J. Vogt: *Methoden der Literaturwissenschaft I: Literaturgeschichte und Interpretation*. Opladen <sup>4</sup>1977 (<sup>1</sup>1971), S. 43–52.

M. Maren-Grisebach: *Methoden der Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 39–52.

J.H. Petersen: *Werkimmanente Interpretation*. In: Gutzen/Oellers/Petersen: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft*, a.a.O., S. 126–132.

P. Rusterholz: *Formen 'textimmanenter' Analyse*. In: H.L. Arnold/H. Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München <sup>2</sup>1997, S. 365–385.

M. Weitz: *Zur Karriere des Close Reading: New Criticism, Werkästhetik und Dekonstruktion*. In: M. Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 354–365.

### *1. Allgemeines*

#### *Hauptvertreter und -werke*

- Bekannter und wirkungsmächtigster Vertreter der werkimmanenten Interpretation ist Emil Staiger. Wolfgang Kayser trug aus der Tradition der Stilgeschichte heraus ebenfalls zu ihrer Konsolidierung bei. Sein Lehrbuch *Das sprachliche Kunstwerk* (1948) gibt Anleitung für die fachgerechte Interpretation. (Baasner, 68f.)

Wolfgang Kayser gehört mit Emil Staiger zu den Hauptvertretern der Werkinterpretation. Sein erstmals 1948 erschienenes Buch *Das sprachliche Kunstwerk* war für Generationen von Germanistinnen und Germanisten eine Einführung in die Literaturwissenschaft oder mindestens eine Einführung in die Werkinterpretation und ist es lange geblieben. (Rusterholz, 383)

- Die neue Interpretationslehre war durch einen der Hauptvertreter, durch Emil Staiger, bereits in dem 1939 erschienenen Buch *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters* theoretisch wie praktisch begründet worden. (Brackert, 414)

#### *Konjunktur*

- In der Phänomenologie waren die Leistungen der philosophischen Denker gegenüber den literaturwissenschaftlichen zeitlich die früheren (Husserl zwischen 1910 und 1920, Heideggers *Sein und Zeit* 1927); die wie auch immer geartete Übernahme oder Aneignung der dort reflektierend entfalteten Denkmöglichkeit vollzog sich in der Literaturwissenschaft erst Ende der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Nach 1945 vermehren sich die phänomenologischen Arbeiten. (Maren-Grisebach, 41)

Zur Ausprägung der Werkinterpretation trug die Rezeption der philosophischen Phänomenologie entscheidend bei; die Germanistik eignete sich einzelne Elemente daraus an. Der Begründer einer phänomenologischen Schule, Edmund Husserl, gewinnt mit seinen *Logischen Untersuchungen* (190/01) über rund dreißig Jahre zunehmend an Einfluß. Seine Schüler Martin Heidegger (Existenz-Philosophie) und Emil Staiger (werkimmanente Literaturinterpretation) gehören zu den einflußreichen Multiplikatoren, die ein phänomenologisches Hermeneutikkonzept entwickeln. (Baasner, 67)

- Unter dem Einfluß der Phänomenologie wird *Werkinterpretation* zum zentralen Begriff, mit welchem zugleich beansprucht wird, eine *werkimmanente Methode* der Literaturwissenschaft zu begründen. Unter diesem Namen herrschte sie von den 1930er bis in die 1960er Jahre vor; sie lieferte schließlich auch den Anlaß für umfassende Kritik und darauf aufbauende Renovierungsversuche der Germanistik in der Zeit nach 1965.

Blütezeit: 1945–1965. (Baasner, 68, 70)

- Die neue Richtung konnte sich in den Jahren vor 1945 wenig entfalten, in den zwanziger Jahren war die Bedeutung der geistesgeschichtlichen Methode überragend, nach 1933 schien die neue Methode wenig geeignet, „völkische Aspekte“ durch die Fachwissenschaft zu fördern. Die „kopernikanische Wende“ durch die werkimmanente Interpretationsmethode tritt nach 1945 ein. (Klein/Vogt, 43)

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde werkimmanente Interpretation zur dominierenden literaturwissenschaftlichen Methode; darin zeigt sich u.a. auch eine Reaktion auf die Erfahrungen mit der „Gesinnungsgermanistik“ im Dritten Reich. Einer Literaturwissenschaft, die sich z.T. ausdrücklich mit der Frage nach Deutschtum, Heldentum, ertüchtigendem Gedankengut in der Dichtung befaßt hatte, hielt man nun den Anspruch entgegen, ein Kunstwerk müsse als ästhetisches Gebilde und nicht als Träger nationaler Gedanken verstanden werden. Darin zeigt sich die Abkehr von einer politisierenden Germanistik, die vor allem von der gesellschaftsorientierten Literaturwissenschaft beklagt wurde und wird.

In Mißkredit geriet werkimmanentes Interpretieren in den 60er Jahren. Das damals hervorbrechende politische Engagement der jüngeren Generation, das sich vor allem in der Studentenrevolte Geltung verschaffte, führte auch in den Geisteswissenschaften zu einer stärkeren Orientierung an den gesellschaftlichen Implikaten von Literatur. (Petersen, 131f.)

Die sogenannte „immanente Interpretation“ ist von 1945 bis 1966 als dominierendes Paradigma der Literaturwissenschaft kaum kritisiert worden. Sie wurde um 1968 und in den folgenden Jahren von neomarxistischen Bewegungen als „bürgerliche Wissenschaft“ kritisiert, bis schließlich nachfolgende Studentengenerationen kaum mehr wußten, was unter „werkimmanenter Interpretation“ zu verstehen sei, wohl aber, daß man diese Verfahrensweise abzulehnen hätte. (Rusterholz, 366)

Die „immanente Interpretation“ ist von Staiger schon vor dem Zweiten Weltkrieg in den Grundzügen konzipiert und exemplarisch demonstriert worden. Anfangs dem Nationalsozialismus gegenüber nicht ganz unempfänglich, konzentrierte sich Staiger doch zunehmend auf ein apolitisches Verständnis seines Faches und auf einen das ‘Zeitlose’ betonenden Begriff der Kunst. Dies wurde ein wesentlicher Grund der sich nach 1945 rasch verstärkenden Breitenwirkung in der deutschen Germanistik, die ja seit den dreißiger Jahren ganz überwiegend eine nationalsozialistische Wissenschaft gewesen war. Ihr bot sich nach 1945 die werkimmanente Stilkritik als nicht korrumpierte Möglichkeit der Literaturwissenschaft an. (Rusterholz, 374f.)

Nach dem Zusammenbruch des Nazireiches setzte eine modische Begeisterung für das rein „Formale“ ein. Während man sich bis in die frühen vierziger Jahre in einem starken Maße geistesgeschichtlich oder chauvinistisch-völkisch engagiert hatte, wurde jetzt das Phänomen des Weltanschaulichen als etwas ausgesprochen Trügerisches hingestellt, dem man im Rahmen der Kulturwissenschaften mit einer geradezu selbstverneinenden Askese begegnen müsse. Wie um 1930 begann man sich wieder auf das rein Künstlerische zu besinnen, was zu einem mächtigen Anschwellen aller ästhetisch-formalistischen Betrachtungsweisen führte. Das „Außerliterarische“ trat dadurch so stark in den Hintergrund wie noch nie zuvor. Man schwor jetzt auf eine Werkimmanenz, die sich nur noch mit dem „Dichterisch-Sprachlichen“ auseinandersetzt, das heißt jedes Kunstwerk qua Kunstwerk betrachtet. (Hermand, 146f.)

### *Vorläufer, Vorbilder*

- Die Werkinterpretation ist eine Weiterentwicklung der geistesgeschichtlichen Tradition, ein spezielles Verfahren der Arbeit am Text als Verbindung von Ideen- und Formanalyse. (Baasner, 70)

Verschiedene Vertreter der Geistesgeschichte haben sich mit Problemen des Stils beschäftigt und so über die Stilgeschichte die Wendung zur Stilanalyse des Werks vorbereitet. Oskar Walzel erklärte, die zentrale Frage der Literaturwissenschaft sei die Frage nach den „Bauweisen der Wortkunst“. (Rusterholz, 371)

- Erste Beispiele textimmanenter Interpretation gingen aus der kritischen Textedition hervor, etwa in den knappen Auslegungen, die Norbert von Hellingrath seiner Hölderlin-Ausgabe (1913ff.) beigab. Vor allem die sprachwissenschaftliche Stilanalyse aber wurde für die Entwicklung der textimmanenten Schule maßgeblich. Der Romanist Leo Spitzer hat sein Werk mit sprachwissenschaftlichen Stilstudien begonnen und mit Interpretationen abgeschlossen, die durch diese Stilstudien geprägt sind. (Rusterholz, 368)

Schon 1909 erläutert Norbert von Hellingrath die Lyrik Hölderlins vom Wort her. Vietors Aufsätze aus den frühen dreißiger Jahren, Kommerells Darstellungen von 1939 und 1943, die Deutungen von Pfeiffer (1943) und Storz (1941), Staigers Werke von 1939 und 1943 stehen am Anfang jener Phase, in der die Forderung gestellt wird: das Dichtwerk als künstlerisches Produkt muß allein aus dem Text gedeutet werden. (Klein/Vogt, 43)

## *2. Hintergrundtheorie*

### *‘Übergreifende’ Hintergründe*

- Der Terminus ‘Phänomenologie’ stammt aus dem Arbeitsgebiet der Philosophie. Hier hat er seine spezifische Ausprägung bei Edmund Husserl (1859–1938) und in dessen Nachfolge bei Martin Heidegger (geb. 1889) gefunden. Da die Begriffe ‘Phänomenologie’ und ‘phänomenologisch’ in der Philosophie als Methodenbegriffe geschaffen worden sind, also eine Behandlungsweise kennzeichnen, können sie prinzipiell auf andere Wissenschaftsbereiche übertragen werden. (Maren-Grisebach, 39)

Im Kontext ideologischer Krisen suchte der deutsche Philosoph Edmund Husserl eine neue philosophische Methode zu entwickeln, die einer auseinanderbrechenden Zivilisation absolute Gewißheit verschaffen konnte. Es ging ihm um geistige Wiedergeburt durch eine ‘absolut selbstgenügsame’ Geisteswissenschaft. (Eagleton, 19)

- Phänomen heißt „Erscheinung“, und im Bezirk der phänomenologischen Methode sollte dieser Terminus in dem von Heidegger umgrenzten Sinne des „Sich-an-ihm-selbst-Zeigens“ begriffen werden. Das heißt: Die Sache zeigt sich an ihr selbst, sie tritt nicht durch etwas anderes in Erscheinung. Kein Kantisches An-sich, kein Dahinter, nichts, was durch das Offensichtliche, durch die Oberfläche hindurch, erst erschlossen werden müßte. „Der Titel ‘Phänomenologie’ drückt eine Maxime aus, die also formuliert werden kann: ‘zu den Sachen selbst!’“ (Heidegger 1960, 27). (Maren-Grisebach, 39f.)

- Zur Sache selbst führen folgende methodische Schritte: Das Objekt muß von dem es Umgebenden befreit werden, damit sein Selbst klar zutage trete. Husserl bezeichnet diesen Denkschritt als „Reduktion“. Diese Reduktion betrifft zum einen den Gegenstand, zum anderen das Subjekt, das diesen Gegenstand erfassen will. An beiden Polen müssen Ausschaltungen vorgenommen werden, ehe das eigentliche phänomenologische Sehen anheben kann. Alles, was sich nicht selbst am Gegenstand zeigt, ist in Husserls Sprache das den Gegenstand Transzendierende, und dieses muß eliminiert werden. Was danach übrigbleibt, ist das „Selbst“ der Sache, die „reine Selbstgegebenheit“, und das ist ihr Wesen. (Maren-Grisebach, 42)

Husserl begann seine Suche nach Gewißheit durch eine Zurückweisung der ‘natürlichen Einstellung’. Die Objekte können nicht als Dinge an sich betrachtet werden, sondern als Dinge, die vom Bewußtsein gesetzt oder ‘intendiert’ sind. Bewußtsein ist immer Bewußtsein von etwas: indem ich denke, bin ich mir dessen bewußt, daß meine Gedanken sich ‘auf ein Objekt

richten'. Das Denken selbst und der Gegenstand, auf den es sich richtet, sind innerlich miteinander verbunden, voneinander abhängig. Mein Bewußtsein ist nicht nur ein passives Registrieren der Welt, sondern konstituiert oder 'intendiert' sie aktiv. Um Gewißheit zu erlangen, müssen wir also als erstes alles, was jenseits unserer unmittelbaren Erfahrung liegt, ignorieren oder 'einklammern'; wir müssen die Außenwelt auf unseren Bewußtseinsinhalt reduzieren. Diese sogenannte 'phänomenologische Reduktion' ist Husserls erster wichtiger Schritt. Alles dem Bewußtsein nicht 'Immanente' muß strikt ausgeschlossen werden; alle Realitäten müssen auf der Basis ihrer Erscheinungsform in unserem Bewußtsein als reine 'Phänomene' behandelt werden. Phänomenologie ist die Wissenschaft der reinen Phänomene.

Die 'reinen' Phänomene sind nach Husserl mehr als nur zufällige, individuelle Einzelercheinungen. Sie sind ein System universeller Wesensallgemeinheiten, denn die Phänomenologie variiert jedes Objekt in der Vorstellung solange, bis sie entdeckt, was an ihm unveränderlich ist. Ein Phänomen ganz und rein zu erfassen, heißt das zu begreifen, was sein unveränderliches Wesen ausmacht.

Das Ziel der Phänomenologie war die Rückkehr zum Konkreten, zu einer soliden Basis, wie dies auch ihr berühmter Slogan 'zu den Sachen selbst' nahelegt. Indem die Phänomenologie auf unsere sichere Erfahrung zurückgriff, konnte sie eine Basis für die grundlegende und zuverlässige Erkenntnis bilden. Sie konnte eine 'Wissenschaft der Wissenschaften' sein, die für jeden beliebigen Untersuchungsgegenstand eine Methode zur Verfügung stellte. Sie stellte sich als nichts geringeres dar denn als die Wissenschaft vom menschlichen Bewußtsein.

Diese Wissenschaft fragte nach den Bedingungen, die jegliche Form von Erkenntnis überhaupt erst ermöglichten. Damit stellte sie, wie vor ihr die Kantsche Philosophie, eine 'transzendente' Untersuchungsweise dar.

Die Phänomenologie beruht auf einer Art methodologischen Idealismus. Sie versprach eine Wissenschaft der Subjektivität selbst. Die Welt ist das, was ich sehe oder 'intendiere': sie muß in Relation zu mir erfaßt werden, als Korrelat meines Bewußtseins, und dieses Bewußtsein ist nicht einfach empirisch und fehlbar, sondern transzendental. Diese Erkenntnis gab einem viel Sicherheit. Gegenüber den ernsthaften Zweifeln an der traditionellen Annahme, daß der 'Mensch' die Kontrolle über sein Schicksal hatte, daß er immer noch der schöpferische Mittelpunkt seiner Welt war, setzte die Phänomenologie das transzendente Subjekt wieder auf seinen rechtmäßigen Thron. Das Subjekt sollte als Quelle und Ursprung aller Bedeutung gesehen werden: es selbst war nicht wirklich Teil der Welt, da es diese Welt überhaupt erst entstehen ließ. (Eagleton, 19ff.)

### 3. Literaturtheorie

#### *Literaturtheoretische Grundannahmen*

- Für die phänomenologische Literaturwissenschaft ist Literatur das „Phänomen“. So, wie sie erscheint, wie sie sich dem Betrachter unmittelbar stellt, so ist sie. Die Literatur-Wissenschaft also als Literatur-Phänomenologie hat sich nur diesem Phänomen, dem literarischen Werk zuzuwenden. (Maren-Grisebach, 40)

Den Status der 'äußeren Werkgestalt' wertet die Phänomenologie auf, indem sie das Wesentliche in den Phänomenen selbst, also in den wahrnehmbaren Erscheinungen ansiedelt. (Baasner, 68)

Zwischen 1950 und 1960 huldigt man überall einer „werkimmanenten Strukturanalyse“, die sich fast ausschließlich auf die formalästhetische Qualität ihrer Forschungsgegenstände beschränkt. Nicht der Zeugniswert, sondern der Werkcharakter der jeweils behandelten Dichtung ist plötzlich der entscheidende Gesichtspunkt, unter dem man Literatur analysiert. Aus diesem Grunde wird das Werk immer stärker aus seinen ideen- und geistesgeschichtlichen Zusammenhängen herausgelöst, das Biographische fast völlig vernachlässigt, ja sogar das Politische, Religiöse und Soziale an die Peripherie verbannt, um sich rein „puristisch“ mit dem Werk als solchem beschäftigen zu können. (Hermand, 154)



Die phänomenologische Kritik ist ein Versuch, die phänomenologische Methode auf literarische Werke anzuwenden. Wie bei Husserls Einklammerung des realen Objekts werden der realgeschichtliche Kontext, der Autor, die Entstehungsbedingungen und die Leserschaft des literarischen Werkes ignoriert; phänomenologische Kritik zielt vielmehr auf eine völlig 'immanente', von allem Äußeren gänzlich unberührte Lesart des Textes. Der Text selbst wird auf eine bloße Verkörperung des Autorenbewußtseins reduziert: alle seine stilistischen und semantischen Aspekte werden als organische Teile eines komplexen Ganzen begriffen, dessen einheitsstiftender Wesenskern der Geist des Autors/der Autorin ist. Um diesen Geist kennenzulernen, dürfen wir nicht auf das Bezug nehmen, was wir über den Autor wissen – biographische Kritik ist verboten –, sondern nur auf diejenigen Aspekte seines oder ihres Bewußtseins, die sich im Werk selbst manifestieren. Darüber hinaus beschäftigen wir uns mit den 'Tiefenstrukturen' dieses Geistes, die in wiederkehrenden Themen und Vorstellungsmustern gefunden werden können; indem wir diese aufspüren, erfassen wir die Art, wie der Autor seine Welt 'lebte'. Die typische phänomenologische Kritik konzentriert sich auf die Art und Weise, wie ein Autor Zeit und Raum, die Beziehungen zwischen dem Selbst und dem Anderen oder die Wahrnehmung materieller Objekte erlebt. (Eagleton, 23f.)

Um in das Innerste des schriftstellerischen Bewußtseins einzudringen, versucht die Phänomenologie völlige Objektivität und Neutralität zu erreichen. Sie muß sich von ihren eigenen Vorlieben reinigen und einführend in die 'Welt' des Werks eintauchen. Was sie dort findet, soll sie so genau und unvoreingenommen wie nur möglich wiedergeben. Wenn sie ein christliches Gedicht in Angriff nimmt, ist es nicht ihr Anliegen, moralische Wertungen über diese spezifische Sichtweise der Welt abzugeben, sondern zu zeigen, was es für den Autor bedeutet, sie zu 'leben'. (Eagleton, 24)

- Durch das werkimmanente Verfahren sollte die Literaturwissenschaft zu einer Selbständigkeit geführt werden, wie sie bislang noch nicht erreicht worden war. Nun sollten die Ergebnisse der literaturwissenschaftlichen Forschung nur dem eigenen speziellen Gegenstand entnommen sein, keiner anderen Disziplin verpflichtet. Im angelsächsischen Gebiet wird dies Eigenständige „intrinsic approach“, innere Annäherung, oder auch „close reading“ genannt, im französischen „explication des textes“, Ausfaltung des im Text Gegebenen, im deutschen Arbeitsgebiet sagt man „werkimmanente Interpretation“. (Maren-Grisebach, 41f.)

- Aus dem seinsphilosophischen Fundament der Staigerschen Interpretationslehre geht ein Bekenntnis zum hermeneutischen Zirkel hervor. Er wird als zentrale methodische Vorgabe beschrieben. (Baasner, 69)

Staigers oft zitierte Formel „daß wir begreifen, was uns ergreift“, beschreibt den Erkenntnisvorgang und zugleich die hermeneutische Position werkimmanenter Auslegung. In dieser Formel treffen zwei Momente aufeinander. Erkenntnis besteht darin, daß etwas begriffen, also *rational* erfaßt wird, was uns „ergriffen“, also *emotional* erfaßt hat. Ergriffenheit meint die Faszination durch das Ästhetische, das geweckte Interesse am poetischen Text. Damit beschreibt Staiger die *subjektive Komponente*, die bei jedem geisteswissenschaftlichen Erkenntnisvorgang beteiligt ist. Denn wo es um das Verstehen eines geistigen Produkts geht, sind immer auch die subjektiven Bedingungen zu beachten und zu analysieren, unter denen wir überhaupt verstehen können. Unsere Verstehensfähigkeit ist nämlich abhängig von unseren Neigungen, Interessen, von unserer Vorbildung und intellektuellen Begabung usw., weshalb literaturwissenschaftliche Untersuchungen unterschiedlicher Autoren auch zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen gelangen können. Erkenntnis des Kunstwerkes, also Verstehen, ist nach Staiger und den anderen Verfechtern werkimmanenter Interpretation (subjektiv) nur auf der Basis der Faszination durch das Ästhetische möglich.

Staigers Formel trägt aber auch der *objektiven Komponente* des Erkenntnisvorgangs und damit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit Rechnung, wenn er für den Literaturwissenschaftler fordert, er habe zu „begreifen“, was ihn ästhetisch fasziniere. Damit kommt Verstand, Rationalität, nachprüfende Wissenschaft ins Spiel, die ihre Ergebnisse mit Hilfe einer

detaillierten Textanalyse gewinnen muß. Man kann sagen, daß in Staigers Formel das 'Ergreifen' den prinzipiellen Unterschied zwischen Geistes- bzw. Literaturwissenschaft und Naturwissenschaft artikuliert, indem es die subjektiven Bedingungen des Verstehens berücksichtigt, und daß das 'Begreifen' der werkimmanenten Literaturbetrachtung ihren Wissenschaftscharakter garantiert. (Petersen, 127ff.)

Der Erkenntnisvorgang vollzieht sich in Form einer Kreisbewegung, die man als *hermeneutischen Zirkel* bezeichnet. Er stellt sich als ein Hin und Her zwischen erkennendem Subjekt und zu erkennendem Objekt bzw. zwischen dem „Ganzen“ und dem „Einzelnen“ dar, das zu einem gesteigerten, im Idealfall vollständigen Verständnis führt. Im Bereich werkimmanenter Interpretation, in dem es um das Erfassen eines einzelnen, isolierten Textes geht, spricht man auch vom *philologischen Zirkel*. Der philologische Zirkel setzt bei der Ergriffenheit des Subjektes an, die von dessen Empfänglichkeit für ästhetische Phänomene, Interessen, Vorbildung usw. abhängt. In der ersten Begegnung mit dem literarischen Produkt ergibt sich beim Leser ein erster Eindruck von dem Textganzen, der durch die Analyse der einzelnen Textmomente verifiziert, modifiziert oder falsifiziert, also bestätigt, korrigiert oder in sein Gegenteil verkehrt wird. Gliedert man diesen Vorgang in einzelne Phasen auf, so erfolgt die Untersuchung der einzelnen Textphänomene nach Maßgabe des jeweils korrigierten, falsifizierten oder fester fundierten Gesamteindrucks, der seinerseits wieder durch die genauere Untersuchung der Details verändert oder präzisiert und gefestigt werden kann usw. Das Hin und Her zwischen Erkennendem und Text dauert so lange, bis sich eine Entsprechung zwischen dem Verständnis des Textganzen und dem der Textdetails im Subjekt ergeben hat; insofern handelt es sich eigentlich nicht um einen Zirkel, sondern um eine Spirale, da die Erkenntnis wächst und die hermeneutische Differenz immer weiter überwunden wird.

Die Einzelzüge besitzen ihre Funktion nur als Mittel, das Textganze, den „Sinn“ zu konstituieren, d.h. das Ganze ist Grund und Maßstab dafür, daß einzelne Momente überhaupt eine Bedeutung haben. Andererseits ergibt sich aber auch das Ganze erst aus dem Zusammenspiel der einzelnen Merkmale, beide setzen sich also wechselseitig voraus. Denn erst die Erkenntnis der Einzelheiten vermittelt das Verstehen des Ganzen, doch haben die Einzelzüge ihrerseits überhaupt nur eine Bedeutung nach Maßgabe des Sinnganzen. Das macht die zirkulare Struktur dieses Verstehens aus: das eine bedingt das andere, das andere das eine. Ein solcher Zirkel stellt für die Geisteswissenschaftler überhaupt die entscheidende Erkenntnisstruktur dar. (Petersen, 129f.).

- Bei den Positivisten, ja selbst den Geistesgeschichtlern hatte jedes Dichtwerk noch einen bestimmten Stellenwert im Rahmen eines größeren Ganzen gehabt. Hier wollte man in erster Linie „erkennen“, und dazu waren auch Werke minderer Qualität geeignet. Im Gegensatz dazu beschäftigte man sich jetzt wie der New Criticism bloß noch mit „Meisterleistungen“. Nicht die „unfreie Literatur“ ist es, für die wir uns interessieren, schrieb Emil Staiger apodiktisch, sondern nur die „Leistung des Genies“ (Staiger 1939, 17). Die „untere Sphäre“, in der sich die Dichtung mit dem „Zeitgeist“ berührt, macht deshalb mehr und mehr jenen Spitzenleistungen Platz, die sich zu den einsamen Höhen wahrer „Dichtung“ erheben. Auch darin verbirgt sich ein bewußter Enthistorisierungsprozeß. Denn da, wo man noch „erkennen“ will, ist man stets auf eine umfassende historische Bildung angewiesen. Bloß zu „werten“ ist dagegen etwas, was sich selbst ein Banause zutraut. (Hermand, 155)

- Wissenschaftstheoretische Prämisse des werkimmanenten Verfahrens ist nach Kayser: „Das sprachliche Kunstwerk lebt als solches und in sich“. Zur Auslegung und Deutung eines dichterischen Textes sind nur „textimmanente“, d.h. im weitesten Sinne sprachliche und stilistische Faktoren heranzuziehen. Dringendstes Anliegen der Forschung sei es, „die schaffenden sprachlichen Kräfte zu bestimmen, ihr Zusammenwirken zu verstehen und die Ganzheit des einzelnen Werkes durchsichtig zu machen“ (Kayser 1968, 5).

### *Kritik*

- Zum Problem wurde die Ablehnung literarhistorischer Zusammenhänge, die für die Konstitution der Werkinterpretation fundamental ist: wenn das Werk allein Gegenstand der Erkenntnis ist, und die Ausdehnung seines Textes allein den Bereich der Untersuchung vorgibt, kann es außerhalb des Werkes keinen Maßstab geben, der die Historizität oder gar soziale Anbindung der Literatur wahrnehmbar oder meßbar macht. Der Gegenstand der Interpretation ist somit 'zeitlose' Dichtung im emphatischen Verständnis. Dieser Gegenstandsbegriff erlaubt es, jegliche historische Bedingtheit als Kennzeichen der niederen Literatur auszugrenzen: „das Ewige, das in den Dichtungen Gestalt wird, ist überzeitlich und also dem Spiel des Werdens und Vergehens enthoben [...]“ (Marholz 1923, 72). (Baasner 68)
- Die Ausrichtung auf literarische Spitzenleistungen führte zu einer merkwürdigen Schizophrenie. So hielt man für die mehr „zeitgebundenen Schichten“ innerhalb des literarischen Gefüges, die sich „unterhalb der geistigen Spitzen“ befinden, eine „historisch-soziologische Betrachtungsweise für durchaus angemessen. Dichtungen „höheren Ranges“ wurden dagegen stets mit dem Prädikat der absoluten „Souveränität“ ausgestattet. (Hermand, 155)

### *Vergleichbare Ansätze*

- Auf internationaler Ebene gab es in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vergleichbare Ansätze. Überhaupt erweisen sich in diesen Jahren die Einflüsse von außen als recht beträchtlich. Wohl die wichtigsten Anregungen gingen dabei von der weitgehend formalistisch orientierten Komparatistik, den theoretischen Äußerungen T.S. Eliots, der englischen Scrutiny-Schule, dem amerikanischen „New Criticism“, der französischen „Explication des textes“ und dem erst kürzlich wiederentdeckten russischen „Formalismus“ aus. Von überragender Bedeutung in dieser Hinsicht war der in den frühen vierziger Jahren entstandene „New Criticism“. Man huldigte hier einem Kult der literarischen Vollkommenheit, der wie bei Staiger weitgehend auf der inneren Stimmigkeit der Einzelteile zum Ganzen beruht. Unter bewußter Ablehnung von den historischen und biographischen Details wollte man sich endlich auf das beschränken, was T.S. Eliot einmal die Zeitlosigkeit aller wahrhaft großen Kunst genannt hat. Für Amerika war diese Richtung der erste wirklich durchgreifende Protest gegen den immer noch weiterwirkenden Positivismus, da es hier weder eine „geistesgeschichtliche“ noch eine „völkische“ Revolution der Literaturwissenschaft gegeben hatte.

Der eigentliche Durchbruch dieser Richtung erfolgte mit der Anthologie *Understanding Poetry* (1938) von Cleanth Brooks und Robert Penn Warren. Jede Form der politischen, moralischen oder historischen Beurteilung von Dichtung wird in diesem Buch als antiquarisch abgelehnt. Immer wieder geht es ausschließlich um den „Kunstcharakter“ der jeweils behandelten Dichtung. Die Form ist hier der Sinn, nicht das Inhaltliche, das als bloßes Substrat gilt. Man will nicht erklären, sondern lediglich beschreiben. Was dagegen an die Welt der objektiven Realität erinnert, wird von vielen New Critics als völlig irrelevant hingestellt. Man interessiert sich nicht für „meaning“, sondern bloß für die Form als solche, die man als wesentlich aussagekräftiger empfindet als einen politischen Leitartikel oder eine philosophische Idee. (Hermand, 149ff.)

### *4. Methode der konkreten Textarbeit*

#### *Literaturtheoretische Grundannahmen*

- Der Literaturbegriff bleibt auf die „autonomen“ Sprachkunstwerke beschränkt, literarische Sonderformen, Essay, Tagebuch, Biographie, Reiseberichte usw., stehen ebenso wie ästhetisch Geringwertiges außerhalb des Forschungsinteresses der Dichtungswissenschaft. In der „Sphäre der reinen Dichtung“ haben nach Kaysers Theorie außerliterarische Phänomene keinen Platz. (Klein/Vogt, 46f.)

### *Ziele/Perspektive*

- Staiger strebt bei Mörikes Gedicht *Auf der Lampe* an, dessen „unverwechselbar eigenen Stil“ zu interpretieren. Der „Stil“ ist für ihn das Gesamte aller die Individualität ausmachenden Momente und der Träger des Kunstschönen. „Die Kategorie der Kausalität ist nichtig, wo makellose Schönheit als solche verstanden werden soll“ (Staiger 1955, 21). (Maren-Grisebach, 47f.)

Staiger will nicht „erklären“, sondern nur „beschreiben“, und zwar hauptsächlich das, worin sich die stilistische Stimmigkeit des in Frage stehenden Werkes manifestiert. (Hermand, 149) Interpretation ist für Staiger die Kunst, der inneren Stimmigkeit der Einzelteile im Ganzen des Sprachkunstwerks nachzuspüren – sie ist keine nach Objektivität der Erkenntnis strebende Fertigkeit (Wissenschaft). Diese Kunst ist nicht erlernbar, sie entwächst vielmehr dem einführenden Nachempfinden eines Kunstwerks.

Historische, biographische und gattungsgeschichtliche Zusammenhänge bedeuten für die Interpretation nur eine aufhellende Hilfe. Die „eigentliche“ Interpretation hingegen betrachtet das, was der Zeit entrückt sei, gleichsam ‘sub specie aeternitatis’. Das zeitlose Ergriffensein ist das Kriterium der subjektiven Interpretation, das Begreifen setzt das Ergriffensein voraus, das dichterische Werk ruht jenseits des Geschichtlichen als Ewigkeitswert. (Klein/Vogt, 49f.) Staiger stellte kausalen Erklärungen der Naturwissenschaften die phänomenologische Beschreibung des Kunstwerks gegenüber, des Kunstwerks, wie es sich selbst zeigt in der Eigenart seiner sprachlichen Struktur. Der Begriff Stil wird verstanden im Sinne einer Einheit von Gedanke, Vers, Syntax und Bildlichkeit. (Rusterholz, 374)

Kunstgebilde sind nach Staiger vollkommen, wenn sie stilistisch einstimmig sind. Während Liebhaberlektüre sich mit dem vagen Eindruck zufriedengebe, habe die wissenschaftliche Interpretation den Nachweis der Übereinstimmung von Teil und Ganzem zu leisten. (Rusterholz, 376)

*Begreifen, was ergreift und beschreiben statt erklären* sind die Schlagwörter, unter denen Staigers Anleitung zur Interpretation auf breiter Basis aufgegriffen wird. (Baasner, 69)

- Staigers Ablehnung der historisch-soziologischen Perspektiven erfolgt keineswegs absolut, sondern bezieht sich nur auf Versuche, das Kunstwerk auf die Funktion als historischen Quelltext zu reduzieren. (Rusterholz, 373)

Die Formel von Staigers Enthistorisierung der Texte ist ohne Differenzierungen nicht richtig. Staiger versucht sehr wohl, das ausgedehnteste historische Wissen für die Interpretation des Textes einzusetzen, aber ihn interessiert nur die Geschichte im Text, nicht der Text in der Geschichte. Faszination und Wirkung seiner Methode beruhen in hohem Maße auf der Konzentration auf eine Frage, die frühere Methoden völlig ausgeblendet hatten: Was sagt mir dieser Text? (Rusterholz, 374)

- „Eine Dichtung lebt und entsteht nicht als Abglanz von irgend etwas anderem, sondern als in sich geschlossenes sprachliches Gefüge. Das dringendste Anliegen der Forschung sollte demnach sein, die schaffenden sprachlichen Kräfte zu bestimmen, ihr Zusammenwirken zu verstehen und die Ganzheit des einzelnen Werkes durchsichtig zu machen“ (Kayser 1948, Vorwort). (Baasner, 69f.)

Als Ziel germanistischer Forschung bestimmt es Kayser, Dichtung als in sich geschlossenes sprachliches Gefüge zu verstehen. (Rusterholz, 383)

*Ziel* der werkimmanenten Methode ist es, das „Wortkunstwerk“ als autonomes ästhetisches Gebilde zu erfassen. *Mittel* dazu ist eine Analyse aller Phänomene, die sich in dem entsprechenden Text selbst finden (immanent = enthalten, einbegriffen in, ‘werkimmanent’ also: im Werk selbst enthalten). Werkimmanente Interpretation geht davon aus, daß ein Kunstwerk als solches aus sich heraus erfaßt werden kann und erfaßt werden muß. (Petersen, 126f.)

Die Fügungsart des Ganzen zu fassen, ist das gemeinsame Ziel verschiedenster Richtungen der Werkinterpretation. (Rusterholz, 368)

### *Abgrenzung*

- Die Literaturwissenschaft hat sich dem Werk 'direkt' zuzuwenden – nicht auf Umwegen über außerliterarisches Gelände, wie Tatsachenermittlungen aus dem Umkreis des Werkes (Positivismus), ideen- oder problemgeschichtliche Zusammenhänge (Geistesgeschichte), Vergleiche und Parallelen mit organischen Gebilden (Morphologie), Erkundung psychischer Prozesse im Dichter (Strukturpsychologie), Herleitung aus gesellschaftlich-geschichtlichen Faktoren (soziologische Methode). All dies sind für den phänomenologischen Blick Irrwege, die Unwesentliches zitieren, das von der Sache entfernt, oder Schiefheiten, die die Sache verfälschen. „Nur und nur *im Spiegel* der künstlerischen Verwandlung und Verklärung lebt das, was uns die Dichtung an Sinngehalt erschließt“ (Pfeifer 1955, 17). (Maren-Grisebach, 40)

Mit Hilfe derjenigen Methoden, die ihre Kriterien außerhalb der Literatur fanden, war man bis dahin werk-transzendent verfahren, während jetzt das werkimmanente Vorgehen als allein adäquat erscheint: Zu den Werken selbst! (Maren-Grisebach, 40)

- Stilanalyse und Werkinterpretation haben gemeinsam, daß sie sich dezidiert gegen die Reduktion literarischer Texte auf Stoffe und Quellen wie gegen die Reduktion auf Spiegelungen der Geistesgeschichte wenden. Sie interessieren sich nicht für die Frage: Woher hat es der Dichter?, sondern sie konzentrieren sich auf die Form des Zusammenhangs, der Fügung des als Kunstwerk betrachteten literarischen Texts. (Rusterholz, 367f.)

### *Einzelne Ansätze*

- Im Gegensatz zu Staiger, der auf ein didaktisch aufgebautes Lehrbuch verzichtet und die Vorbildwirkung seiner 'genialen' Interpretationen geltend macht, vermittelt Kayser in Grundbegriff-Kapitel ein Minimum an interpretatorischer Ausbildung. (Bassner, 69)

Während Staiger die im subjektiven Gefühl gründende Interpretation betont, akzentuiert Kayser den objektiv faßbaren Formkomplex. Auch Staigers problematische „Stimmigkeits“-Norm wird relativiert. Indem Kayser Brüche und Spannungen ästhetisch legitimiert, sie innerhalb des Werk-Ganzen aber wieder aufgehoben sieht, bleibt er doch im engeren Bereich der „immanenten Interpretation“. (Rusterholz, 383)

Während Wolfgang Kayser Studenten und Studentinnen das technische Rüstzeug feingliedriger Analysen lieferte, suchte Emil Staiger die Praxis eines textnahen Arbeitens, das dem Kunstcharakter der gelesenen Texte gerecht werden sollte, hermeneutisch und philosophisch auf den Punkt zu bringen. Vorausgesetzt wird eine hermeneutische Differenz zwischen einem subjektiven Gefühl, das der Text erzeugt, und der Notwendigkeit, die durch den Text provozierten Gefühle zu rationalisieren. Es geht dann darum, „zu begreifen, was uns ergreift“. Den Prozeß dieser Rationalisierung beschreibt Staiger als hermeneutischen oder, bezogen auf die konkrete Textarbeit, philologischen Zirkel, in dem ein Austausch zwischen der subjektiven Annäherung an den Text und der Objektivierung des subjektiven Bezugs durch den Text stattfindet. Ein ständiges Gleiten zwischen singulären Textpartikeln und Textganzem ist gefordert; denn nur mit Bezug auf den ganzen Text können nach Ansicht Staigers einzelne Textpartikel ihre Bedeutung gewinnen. Ganz ähnlich formulierte Cleanth Brooks 1951, daß die Hauptschwierigkeit für die Literaturwissenschaft das Problem der Einheit sei. (Weitz, 358)

## *5. Würdigung/Kritik*

### *Verdienste*

- Was die Methode der werkimmanenten Interpretation auszeichnet, das ist vor allem die Orientierung am poetischen Wort, also ihre Textnähe. Das Kunstwerk tritt als ein solches, d.h. in seiner Autonomie in den Vordergrund. Der ursprüngliche Bezug des Lesers zum Kunstwerk wird zum Ausgangspunkt der Analyse genommen, die sich auf Thematik und Form eines Textes konzentriert und die Vermittlung beider Momente zu erhellen sucht. Dadurch erweist sich werkimmanente Interpretation als eine recht komplexe Betrachtungsweise, weil sie nicht einen bestimmten Aspekt gesondert verfolgt, sondern alle ästhetischen Phänomene bewußt zu machen sucht. Dafür nimmt sie in Kauf, daß außerliterarische, entstehungsgeschichtliche,

zeit- und geistesgeschichtliche Aspekte keine Berücksichtigung finden und auch die Wirkungsgeschichte von Literatur unbeachtet bleibt. (Petersen, 131)

- In den besten Beispielen entwickelte die Werkinterpretation eine Sensibilität der Wahrnehmung und der Lektüre, die wir in der Praxis wissenschafts- und literaturtheoretisch anspruchsvollerer Methoden allzuoft vermissen – eine notwendige, wenn auch gewiß noch nicht hinreichende Voraussetzung für die sinnvolle Anwendung jeder Methodik der Interpretation. (Rusterholz, 382)

### *Kritik*

- Der Hauptangriffspunkt gegen die phänomenologische Methode ist ihre Tendenz der Isolation: Loslösung von der Geschichte, Nichtbeachtung des Traditionszusammenhanges. So wird eingewandt, viele literarische Werke blieben „ohne Kenntnis dieses geistigen Traditionszusammenhanges schlechterdings unverständlich“ (Rüdiger). Oder man verweist auf die Grundlage der Literaturwissenschaft, die Philologie, die gerade eine historische Wissenschaft sei. (Maren-Grisebach, 51)

- Die ideologische Ausweglosigkeit erschien nach dem Krieg den meisten zu groß, um noch über das Einzelne hinaus dem Ganzen einen Sinn abgewinnen zu können. Obendrein bot die Beschränkung auf das Formale den Vorteil einer gewissen Sachlichkeit und Pseudoobjektivität. Endlich hatte man im Kleinen das gefunden, was man im Großen immer vermißt hatte: das Gefühl einer neuen Sicherheit. Die „methodische Krise“ schien damit endgültig überwunden zu sein. Das innerste „Wesen“ des Künstlerischen schien jetzt im Mittelpunkt zu stehen: das Literaturhafte der Literatur. Die Gewähr einer steigenden Objektivität der Betrachtungsweise schien gegeben.

Sieht man jedoch etwas genauer hin, wird man leicht enttäuscht. Ja, manchmal hat man den Eindruck, daß der Subjektivismus dieser Richtung von der intuitiven Willkürlichkeit mancher Geistesgeschichtler gar nicht so verschieden ist. Man landete in der Praxis oft bei einem paraphrasierenden Nachdichten des Originals, das überhaupt keinen wissenschaftlichen „Nutzwert“ hat. Man sollte sich daher ernstlich fragen, wie „objektiv“ diese innerliterarische Methode eigentlich ist.

Was fällt bei einer Beschränkung auf das „meisterliche Einzelwerk“ notwendig durch die Mänschen? Würde man sich auf die reine Dichtung beschränken, so fielen z.B. bei Goethe etwa zwei Drittel seines Gesamtwerkes unter den Tisch. Schließlich dürften wir bei einem solchen Rigorismus überhaupt keine Briefe, Tagebücher, Memoiren, Reisebilder oder Essaysammlungen mehr lesen. Überhaupt gleitet auf diese Weise der Umgang mit Dichtung oft ins reichlich Sentimentale aus, indem man sich ständig das „Wunder der Form“ vor Augen führt, dessen Vollkommenheit vom Leser eine ganz bestimmte Ehrfurchtgebärde verlangt. So manche Interpretationen dieser Jahre lesen sich daher fast wie religiös ergriffene Exegesen. Immer wieder ist von Dichtern die Rede, die rein aus dem „zeitlosen Sein“ heraus zu schaffen scheinen und deren zur künstlerischen „Gestalt“ gewordene Sprache als etwas Geoffenbartes hingenommen werden muß. (Hermand, 158f.)

## **Stichwortliste zur 6. Sitzung: *Werkinterpretation***

### *1. Allgemeines*

Staiger, Kayser – Phänomenologie – Konjunktur nach 1945 – Anknüpfung an die (geistesgeschichtliche) Stilanalyse.

### *2. Hintergrundtheorie*

Husserl, Heidegger – Zu den Sachen selbst – Unveränderliches Wesen.

### *3. Literaturtheorie*

Begreifen, was uns ergreift – Zeitbedingte vs. überzeitliche Dichtung – Vergleichbare Ansätze: New Criticism.

### *4. Methode der konkreten Textarbeit*

Beschreiben statt erklären – Nachweis stilistischer Stimmigkeit – Fügungsart des Textes erfassen – Kritik werktranszendenter Verfahren – Unterschiede zwischen Staiger und Kayser.

### *5. Würdigung/Kritik*

Textnähe – Sensibilität – Nichtbeachtung des Traditionszusammenhangs – Nachdichten des Textes.

## Frage für die Nachbereitung

### *Werkinterpretation*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 7. Sitzung: Rezeptions- und Wirkungsästhetik

### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer (1996): *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 171–176. [Rezeptionsforschung]

Müller, Jürgen E.: *Literaturwissenschaftliche Rezeptions- und Handlungstheorien*. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen 1997, S. 181–207.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 59–63.

Richter, Matthias: *Wirkungsästhetik*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 516–535.

Schöttker, Detlev: *Theorien der literarischen Rezeption. Rezeption, Rezeptionsästhetik, Empirische Literaturwissenschaft*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 537–554.

### 1. Allgemeines

- „Wirkungsästhetik“ ist die kunsttheoretische Unternehmung, in deren Mittelpunkt die Fragen stehen, welche Wirkung Kunstwerke bei einem Rezipienten hervorrufen und auf welche Weise das geschieht. Dabei kann man nach Arten von Wirkungen unterscheiden: kognitive, moralisch-praktische, emotionale Wirkungen.

Die Wirkungsästhetik hat eine beachtliche Tradition. Besonders die Tragödie war immer ein Gegenstand wirkungsästhetischer Überlegungen, etwa wenn Aristoteles in seiner *Poetik* als Zweck der Tragödie festlegt, sie solle Erschrecken und Anteilnahme hervorrufen und dadurch die Seele des Zuschauers reinigen; als wirkungsästhetisch gilt vielfach auch Kants Bestimmung des ästhetischen Urteils als interesselosen Wohlgefallens, woraus man ableiten kann, daß es die spezifisch ästhetische Wirkung eines Kunstwerks sei, die Empfindung interesselosen Wohlgefallens zu erregen.

*Angewandte* Wirkungsästhetik dagegen, ein System von Anweisungen zum zielgerichteten und wirkungsoptimierten Einsatz sprachlicher Mittel in der Rede, stellt etwa die Rhetorik dar. Unter einer literaturtheoretisch grundlegenden „Wirkungsästhetik“ werden in jüngerer Zeit aber vor allem die Modelle verstanden, die der Konstanzer Anglist Wolfgang Iser vorgelegt hat. (Richter, 516)

- Die literaturwissenschaftliche Rezeptionsästhetik und Rezeptionsforschung befaßt sich mit der Aufnahme, im häufigsten Fall mit der Lektüre von Texten. Dabei fragt man nach den Bedingungen und Voraussetzungen, nach den Formen und nach den Wirkungen und Folgen der Rezeption.

Grundlegend für alle Richtungen der Rezeptionstheorie scheint die Auffassung, daß die Bedeutung eines Textes nicht einfach in ihm enthalten ist wie etwa ein bestimmter Stoff in einer chemischen Verbindung, der gleich von wem und unter welchen Umständen mithilfe einer einschlägigen Analyseprozedur herausgelöst werden kann. Vielmehr werde die Bedeutung immer erst während der Rezeption gebildet, und zwar im Wechselspiel zwischen dem Text und der Aktivität des Lesers. Sowohl dieses Entstehen der individuellen Auffassung eines Textes als auch das empirisch greifbare Ergebnis werden häufig „Realisation“ genannt.

In der Diskussion ist umstritten: (1) ob es einen leserunabhängigen Textsinn überhaupt gibt; (2) wie man sich das Zusammenwirken von Textwirkung und Leseraktivität vorstellen könne; (3) ob und gegebenenfalls auf welche Weise die im Text beschlossenen und von Lesern erzeugten Anteile in der Rezeption bestimmt werden können; (4) in welchem Sinn von einer adäquaten Rezeption zu sprechen sei. (Richter, 516f.)

- Für die Literaturwissenschaft hatte jahrzehntelang die Tatsache im Mittelpunkt gestanden, daß Texte *geschrieben* werden; Produktions- und Darstellungsästhetik dominierten den wis-



senschaftlichen Umgang mit Literatur. Texte werden aber auch *gelesen* und für die Lektüre verfaßt; macht nicht sogar erst die Aufnahme bei einem Publikum aus ihnen bekannte literarische Werke? Sind nicht nur die unter ihnen Klassiker, die immer wieder neue Lesergenerationen in ihren Bann ziehen?

Im Kommunikationszusammenhang, in den literarische Texte gestellt sind, ist der Leser eine wichtige Größe. Theoretische Fundierungen dieser Beobachtung haben in der Literaturwissenschaft einige Veränderungen bewirkt. Rezeptionstheorie und -forschung haben Einfluß genommen auf Werkbegriff und Interpretationsverständnis, sie haben mit der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte einen speziellen Zugriff auf die Literaturgeschichte geprägt, die Editionsphilologie informiert und in Verbindung mit literatursoziologischen und empirischen Ansätzen den Blick auf das tatsächliche Leseverhalten gelenkt. Das Interesse an *Leser* und *Leseakt* ergänzt und transformiert traditionelle Felder der Literaturwissenschaft, die Impulse der Rezeptionsperspektive sind in allen neueren Ansätzen nachzuweisen. Als selbstverständlich integrierter Bestandteil fällt sie heute vielleicht gar nicht mehr auf – 1967 aber war sie einmal als Herausforderung angetreten, mit Jauß' Antrittsvorlesung. (Baasner, 179)

### *Hintergrundtheorie*

- Die Rezeptionsforschung entfaltete sich stürmisch gegen Ende der sechziger Jahre, hat aber in die dreißiger Jahre zurückreichende vielfältige Wurzeln vor allem im Umkreis des Prager Strukturalismus, in der phänomenologischen Literaturtheorie Roman Ingardens und der Hermeneutik Hans-Georg Gadammers mit ihrer These von der subjektiven Standortgebundenheit alles Verstehens.

Daß man sich gegen Ende der sechziger Jahre enthusiastisch der Rolle des Lesers innerhalb der Kommunikationsstruktur Autor – Text – Leser zuwandte, hatte vielfältige Ursachen: das Ungenügen an der tendenziell geschichtslosen Auslegungspraxis der 'textimmanenten' Analyse, die objektive Gültigkeit beansprucht habe, wo doch die Widersprüchlichkeit, ja Unvereinbarkeit verschiedener konkurrierender Deutungen ebenso offensichtlich sei wie die zeitbefangene Subjektivität der Meister der 'Kunst der Interpretation'.

Die Unzufriedenheit mit dieser Art der Textauslegung traf nun zusammen mit der Forderung nach gesellschaftlicher Emanzipation und Modernisierung, nach Teilhabe an Entscheidungsprozessen – wie in der Gesellschaft und in der Universität so auch in der Beschäftigung mit Texten. Damit verbunden war die Forderung, die als dürftig empfundenen wissenschaftstheoretischen Fundamente der Literaturwissenschaft auf eine sichere, auch ideologiekritisch geprüfte Basis zu stellen und die Rolle des Lesers im Umgang mit Texten aller Art, nicht nur denen eines weltliterarischen Kanons, methodologisch zu reflektieren. (Richter, 517f.)

- Ausgangspunkt bleibt das einzelne Werk, in dem die literarischen Strukturen einer Epoche ereignishaft konkretisiert seien. Auf dieser Grundlage setzt sich Jauß mit der marxistischen Literaturtheorie und der formalistischen Schule auseinander, um die „Kluft zwischen historischer und ästhetischer Erkenntnis zu überbrücken“ (Jauß 1970, 168). Der rezeptionsgeschichtliche Werkbegriff ist zunächst negativ und metaphorisch formuliert: „Das literarische Werk [...] ist kein Monument, das monologisch sein zeitloses Wesen offenbart. Es ist vielmehr wie eine Partitur auf die immer erneute Resonanz der Lektüre angelegt, die den Text aus der Materie der Wörter erlöst und ihn zu aktuellem Dasein bringt“ (ebd., 171f.). Die hermeneutische Dialogizität des Werks bedarf des aktiven Lesers. Damit wird der Weg eröffnet für die Legitimität verschiedener, selbst gegenläufiger Interpretationen: wird die Instanz der Sinnkonstitution nicht mehr im Werk, sondern in der Rezeption gesehen, dann ist Lektüre nicht Unterwerfung unter die Tradition, sondern immer neue Konstruktion. Die Qualität, die dieses ermöglicht, bleibt eine im Werk angelegte, dieses wird aber nicht als autoritativer, zeitloser Text verstanden. Hierin liegt eine deutliche Distanzierung von erstarrten Hermeneutikkonzepten. (Baasner, 180)

- Daß Textauslegung einem historischen Wandel unterlag, daß verschiedene Leser, auch gleich kompetente Leser, die gleichen Texte unter ganz verschiedenen Bedingungen ganz ver-

schieden gelesen und gedeutet hatten, wurde zunehmend als Herausforderung empfunden. 1976 trat Harald Weinrich mit *Für eine Literaturgeschichte des Lesers* hervor, im selben Jahr erregte Hans Robert Jauß Aufsehen mit seiner Konstanzer Antrittsvorlesung *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*. Konstanz wurde nun ein Zentrum rezeptionsästhetischer Studien; 1967 wurde neben Jauß auch Wolfgang Iser dorthin berufen.

Seit Ende der sechziger Jahre hatte sich die Beschäftigung mit der Rezeption von Texten rasch ausdifferenziert. Neben Isers Bemühungen und die hermeneutische Rezeptionsästhetik von Jauß traten Einzeluntersuchungen zur Rezeption- und Wirkungsgeschichte, z.B. von Mandelkow und Ehrisman. Es bildete sich eine „Empirische Literaturwissenschaft“ heraus, deren Hauptvertreter in Deutschland der ‘radikale Konstruktivist’ Siegfried J. Schmidt und der ‘gemäßigte Konstruktivist’ Norbert Groeben sind. Empirische Rezeptionsforschung arbeitet vor allem mit Methoden, die in der Sozialforschung und in der empirischen Psychologie entwickelt wurden. Groeben versucht dabei auf eine hermeneutisch gewonnene Bedeutungsvorgabe, die dann als ‘adäquate’ Realisation die Funktion einer Interpretationsnorm hätte, völlig zu verzichten und Aussagen über die Bedeutung von Texten sowie Aufschluß über das Zustandekommen der individuellen Deutungen allein aus den empirisch gewonnenen Daten der befragten Rezipienten zu gewinnen. Das Verhältnis von Hermeneutikern und Empirikern zueinander ist vielfach von Skepsis, Argwohn, ja Hochmut geprägt. (Richter, 518f.)

- Als 1976 Isers *Der Akt des Lesens* erschien, hatte die Rezeptionsästhetik den Höhepunkt ihrer akademischen Wirkung erreicht. Rezeptionsästhetische Ideen wurden in allen Philologien, im Westen wie in der DDR, lebhaft diskutiert. Wie keine andere Theorie hatte die Rezeptionsästhetik im Zeichen einer auf Emanzipation gestimmten Gesellschafts- und Bildungspolitik unmittelbar Eingang in die Literaturdidaktik gefunden, und ihr Einfluß hat hier bis in die neunziger Jahre noch zugenommen, wie sich an den schulischen Rahmenrichtlinien vieler Bundesländer ablesen läßt. Zentral ist hier die Ergänzung, manchmal auch Verdrängung begriffsbestimmter *Textanalyse* durch die Gestaltung der individuellen *Lektüererfahrung* mit Hilfe „produktionsorientierter“ Verfahren: Durch das Umschreiben literarischer Texte (etwa das Weiterschreiben von Textanfängen) lasse sich, so hofft man, sowohl die persönliche Erfahrung des Lesers in die Beschäftigung mit literarischen Texten besser einbeziehen als auch ein angemessenes Verständnis für die Aussage und Form solcher Texte fördern. (Richter, 520)

- Demgegenüber ist die Rezeptionsästhetik in der universitären Literaturwissenschaft seit Ende der siebziger Jahre zumindest in den Hintergrund getreten. Eine Ursache dafür dürfte sein, daß einige ihrer Ideen in das Grundrepertoire literaturwissenschaftlichen Arbeitens eingegangen sind und damit ihre Auffälligkeit verloren haben. Die genaue Erforschung realer Leseprozesse im Umkreis sozial-, medien- und geschlechtsspezifischer Fragestellungen hat in den vergangenen Jahren überhaupt erst eingesetzt. Ein weiterer Grund ist aber wohl auch, daß sich viele Ideen nicht genügend operationalisieren ließen. Zu berücksichtigen ist ferner, daß es gerade Iser seinen Lesern nicht eben leicht macht. *Der Akt des Lesens* ist in der Darstellung weder sehr bündig noch sehr klar. Zwar erweckt der enorme begriffliche Aufwand den Eindruck großer Genauigkeit, bei schärferem Hinsehen zeigt sich aber oft eine eigentümliche Vagheit. (Richter, 520f.)

## 2. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Hintergrundtheorie und die Methode der konkreten Textarbeit)

### 2.1 Jauß

- Mit seiner Schrift *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* (1967) eröffnete Hans Robert Jauß ein neues Kapitel literaturwissenschaftlicher Theoriebildung und Forschung. Literaturgeschichte wird von Jauß nicht mehr als isolierte Geschichte von Werken und Autoren verstanden, sondern erfährt eine (hermeneutisch fundierte) Verankerung im Rahmen der allgemeinen Geschichte. Die Provokation seines Vorschlages einer *Rezeptions-*

*ästhetik* lag in der Schlußfolgerung, daß Literatur zum konkreten historischen Prozeß erst durch die vermittelnde Erfahrung derer wird, die ihre Werke aufnehmen. (Müller, 181)

- *Hans Robert Jauß*. Der wissenschaftsgeschichtliche Ausgangspunkt der Rezeptionsästhetik lag in der Erkenntnis, daß die bisher vorherrschenden Darstellungs- und Produktionsästhetiken keine Lösung der Frage anzubieten hatten, „wie die geschichtliche Folge literarischer Werke als Zusammenhang der Literaturgeschichte zu begreifen sei“ (Jauß 1970, 169).

Die Rezeptionsästhetik will den *ästhetischen und historischen* Aspekt der Geschichte von Literatur und deren wechselseitige Vermittlung aufzeigen, um somit den Zusammenhang zwischen *vergängerlicher Erscheinung* der Dichtung und der *gegenwärtigen Erfahrung* durch den heutigen Leser wiederherzustellen. Dabei wird vom Grundsatz ausgegangen, daß der Leser keine passive Instanz, sondern einen aktiven Faktor darstellt, der das geschichtliche Leben von Werken in entscheidendem Maße beeinflusst. (Müller, 182f.)

- Voraussetzung für die Analyse der Vermittlungs-Prozesse zwischen Werk und Rezipient stellt die ‘Objektivierung’ des *Erwartungshorizontes* der literarischen Erfahrung dar. Im ersten Entwurf der Rezeptionsästhetik fordert Jauß die Rekonstruktion des Erwartungshorizonts aus den Texten selbst. In seinen späteren Schriften unterscheidet er zwischen dem *literarischen* Erwartungshorizont und dem *lebensweltlichen Erwartungshorizont des Lesers*.

Deren Rekonstruktion mittels hermeneutischer Verfahren schließt *empirische* Untersuchungen der Leserdisposition und der Rezeptionsprozesse von literarischen Texten nicht grundsätzlich aus. Empirische Analysen könnten als ‘pädagogische Veranschaulichung’ und als Absicherung der auf hermeneutischem Wege gewonnenen Ergebnisse dienen. (Müller, 183f.)

- Kernstück des Jaußschen Entwurfs ist der *Erwartungshorizont*. Damit sollen „Aufnahme und Wirkung eines Werks“ in einem „objektivierbaren Bezugssystem der Erwartungen“ (ebd., 173) gefaßt werden. Der Anspruch der Objektivierbarkeit ist hier das Entscheidende: ermittelt werden soll ein ‘transsubjektiver Horizont’, der vom konkreten Verständnis des einzelnen Lesers – sei er Zeitgenosse des ‘ersten Erscheinens’, späterer Leser oder rekonstruierender Literaturhistoriker – abstrahiert, die individuelle Verstehenshandlung als methodologische Grundlage jedoch beibehält.

Wo genau ist dieser Verstehenshorizont zu lokalisieren und wie ist er zu ermitteln? Idealerweise ist der Erwartungshorizont *aus dem Werk selbst* zu rekonstruieren. Das gilt besonders für Texte mit selbstreflexiver Konstruktion und poetologischen Passagen, z.B. solche, die literarische Konventionen aufrufen, um die zu zerstören oder zumindest zu verändern. Ein bekanntes Beispiel ist Cervantes’ *Don Quichote*. (Baasner, 181f.)

- Über die Rekonstruktion des Erwartungshorizonts sind Rückschlüsse auf den *Kunstcharakter* des Textes möglich. Die Aufnahme eines Werkes durch seine Leser wird entscheidend von seiner *ästhetischen Distanz*, d.h. von seinem „Abstand zwischen dem vorgegebenen Erwartungshorizont und ‘seiner’ Erscheinung“ (Jauß 1970, 177) beeinflusst. Die Kategorie der *ästhetischen Distanz* bietet sich zur Analyse des Rezeptionsverhaltens des Lesers an: eine geringe ästhetische Distanz impliziert eine eher genießende Haltung des Rezipienten, die den Text in die Nähe der ‘kulinarischen Kunst’ bzw. der Unterhaltungskunst rückt, eine große Distanz fordert stärkere Aktivität und Mit-Wirkung. Die Rezeption neuer literarischer Texte (insbesondere mit bislang unbekanntem strukturellen Mustern) bewirkt einen *Horizontwandel* beim Publikum. (Müller, 184)

- Re-Konstruktionen des Erwartungshorizontes, der den (historischen) Rahmen für Produktion und (zeitgenössische?) Rezeption eines literarischen Textes bildet(e), erweitern die Erkenntnisinteressen der Rezeptionsästhetik: Der Forscher kann nun Fragen stellen, „auf die der Text eine Antwort gab“, und damit erschließen, „wie der einstige Leser das Werk gesehen und verstanden haben kann“ (Jauß 1970, 183). Auf diese Weise gerät die *hermeneutische Differenz* zwischen dem *ersten* Verständnis eines Werkes durch seine Leser und dem *heutigen* Verständnis in den Blick des Literaturwissenschaftlers. Dadurch wird die Rede vom zeitlosen, objektiven und ein für allemal geprägten Sinn, der dem Interpretieren jederzeit zugänglich sei, als

ein „platonisches Dogma der philologischen Metaphysik“ (Jauß 1970, 183) entlarvt. Da dem Text kein zeitloser und fixierter Sinn unterstellt wird, können rezeptionsästhetische Analysen auch keine Kriterien zur Beantwortung der Frage liefern, welche der historisch erfolgten *Konkretisationen* des Werkes ‘richtig’ oder ‘falsch’ sind. (Müller, 185)

## 2.2 Iser

- *Wolfgang Iser*. Im Gegensatz zu Jauß, dessen *hermeneutisches* Paradigma sich auf die *Historizität* von Literatur in gesellschaftlichen Zusammenhängen richtet, verfolgt Iser das Ziel, auf *phänomenlogischer* Basis (anthropologische) Grundmuster des *Leseaktes* zu rekonstruieren. *Historik der Literatur* und *Kulturanthropologie der Literatur* – dies sind die beiden Pole der ‘Konstanzer Schule’ und der Rezeptionstheorien. (Müller, 187)

- Mit Ingarden geht Iser davon aus, daß die Bedeutung literarischer Texte erst im Lesevorgang generiert wird; er entwickelt jedoch eine Neubestimmung der Funktion literarischer Texte. In literarischen Texten entdecken wir zwar viele Elemente, die in unserer alltäglichen Erfahrung eine Rolle spielen, die im Rezeptionsvorgang konkretisierte *Welt des Textes* besitzt allerdings in unserer Erfahrung *nichts* Identisches. Iser wendet sich somit explizit gegen Widerspiegelungsmodelle materialistischer Provenienz. (Müller, 188)

- Den *Leerstellen* des Textes kommt eine Schlüsselrolle für den zwischen Text und Leser ablaufenden Kommunikationsprozeß zu. Ingarden verortete seine Unbestimmtheitsstellen primär in der Schicht der dargestellten Gegenständlichkeiten, in der durch den Leser z.B. einzelne, vom Autor nicht entworfene (und damit unbestimmt gebliebene) physiognomische Merkmale des Protagonisten durch eigene Projektion zu besetzen waren. Iser hingegen setzt die Leerstellen des Textes an den Schnittflächen verschiedener schematisierter Ansichten an. Leerstellen – und damit die *Unbestimmtheit* von Texten – erweisen sich für Iser als grundlegende Faktoren des Rezeptionsprozesses. Sie bedeuten einen Steuerungsmechanismus, der dem Leser keineswegs völlig Freiheit in deren Besetzung durch eigene Projektionen läßt, sondern in der Struktur des Textes ist bis zu einem gewissen Grad auch deren Füllung vorgezeichnet.

Es ist nun als Ziel literaturwissenschaftlicher Forschung anzusetzen, Textstrukturen sichtbar zu machen, durch die im Text Unbestimmtheit entsteht, um dann die aufgedeckten *Appellstrukturen* des Textes mit der Beschreibung *elementarer Leseraktivitäten* zu koppeln. (Müller, 188f.)

- Iser's Thema läßt sich in zwei Fragen formulieren: (1) Wir sind fiktionale Texte beschaffen, und welche Funktion, d.h. welches Wirkungspotential resultiert aus dieser Beschaffenheit? (2) Wie realisiert sich diese Funktion beim Lesen?

In der Frage, wie man sich die Sinnbildung während des Lesens zu denken hätte und welche Rolle dabei der Text, welche der Leser spielen, schlägt Iser einen mittleren Weg ein: Weder ist der Sinn eines Textes vollständig in ihm enthalten und läßt sich durch sachgerechtes Verstehen gleichsam entnehmen (objektivistische Position), noch ist der Text lediglich eine Projektionsfläche für beliebige individuelle Bedeutungszuweisungen (subjektivistische Position). Vielmehr sind fiktionale Texte gleichzeitig so beschaffen, daß sie zwar immer neue und gleich angemessene Realisationen erlauben, zugleich aber doch nicht alle Realisationsebenen als gleichberechtigt akzeptiert werden müssen. Denn fiktionale Texte sind in mancher Hinsicht bestimmt, gleichzeitig jedoch in anderer Hinsicht unbestimmt. Dieser Zentralgedanke von Iser's Texttheorie ist in mehrere Aspekte aufgefächert. Zu unterscheiden sind die pragmatische und die semantische Unbestimmtheit fiktionaler Texte. (Richter, 522)

- Iser geht von der Annahme aus, daß gesellschaftlich-historische Wert- und Normvorstellungen, die das Repertoire von literarischen Texten bilden, im fiktionalen Kontext des Werkes in der Regel eine differenziert abgestufte Negation erfahren. Die Aktivität des Lesers besteht nun darin, ausgehend von seinem (ihm vertrauten) Horizont, die anders gerichtete Zielsetzung des literarischen Textes zu konstituieren. Diesen sinnkonstituierenden Akt sieht Iser als Grundstruktur der Literatur (insbesondere des Romans) an; er faßt ihn begrifflich als den im-

pliziten Leser. Der implizite Leser bezeichnet die im Text vorgezeichnete *Leserrolle*, die als Steuerungsmechanismus des Lesevorganges fungiert. (Müller, 189)

- In diesem Lesemodell spielt einer der meistzitierten und schwierigsten Begriffe Iser eine wichtige Rolle: der des *impliziten Lesers*. Was damit *nicht* gemeint ist, ist leichter zu sagen, als eine positive Bestimmung zu treffen. Der implizite Leser ist nicht der Leser, der häufig in literarischen Texten direkt angesprochen wird – das wäre etwa ein *fiktiver* Leser, analog zum Erzähler. Der implizite Leser ist auch weder der Leser, den ein Autor im Blick hat, wenn er seine Texte schreibt – das wäre etwa der historisch zu lokalisierende Adressat oder der *intendierte* Leser –, noch der reale *empirische* Leser. Der implizite Leser ist aber auch nicht ein fiktiver *idealer* Leser, der bei seiner Lektüre alles, was der Text an Bedeutungsangeboten enthält, vollständig realisieren könnte. Er ist überhaupt kein Leser – die personifizierende Rede-weise ist leider irreführend. Der implizite Leser ist vielmehr die „Wirkungsstruktur des Textes“ (ebd., 67), und zwar einerseits als Eigenschaft der Texte, nämlich als „Gesamtheit der Vororientierungen, die ein fiktionaler Text seinen möglichen Lesern als Rezeptionsbedingungen anbietet“ (ebd., 60), und andererseits (nicht sehr klar) als der „Übertragungsvorgang, durch den sich die Textstrukturen über die Vorstellungsakte in den Erfahrungshaushalt des Lesers übersetzen“ (ebd., 67). Es scheint, als bezeichne „impliziter Leser“ sowohl die Gesamtheit aller gedanklichen Operationen, die ein Text für eine adäquate Rezeption vom Leser fordert, als auch die entsprechenden kognitiven Operationen *und* die textlichen Grundlagen selbst. Das Konzept des impliziten Lesers ist ein allgemeiner Beschreibungsrahmen für die bewußtseinsmäßige Form, in der sich alle individuellen Realisierungen aller fiktionalen Texte vollziehen. (Richter, 526)

- Iser berücksichtigt auch Ergebnisse *gestaltpsychologischer Forschung*. Der Leser reagiert im Rezeptionsvorgang fortwährend auf das, was er selbst hervorgebracht hat, denn er nimmt bestimmte Ausgleichsoperationen vor, welche die Tendenzen, die der gebildeten Konsistenz abträglich sind, zu integrieren versuchen. (Müller, 190f.)

### 3. Würdigung/Kritik

- Es bleibt Iser's theoriegeschichtliches Verdienst, bewußt gemacht zu haben, daß Texte immer schon auf Leser hin orientiert sind und ihre Aktivität erzwingen. In diesem Zusammenhang haben sich eine Reihe der von Iser angebotenen Begriffe als hilfreich erwiesen, wie 'Leserlenkung' oder 'Leserrolle'. Iser hat die Einsicht befördert, daß jede Sinnbildung das Resultat eines komplexen Konstruktionsprozesses im Bewußtsein des Lesers ist, und zwar vom ersten Leseschritt an. Seine Überlegungen haben gelehrt, sich die Frage, was dabei vom Text herkommen mag und was Leistung und Zutat des Lesers ist, nachdrücklicher zu stellen, so daß sie als Fehlerkorrektiv wirken konnten. Auch wird die Frage, welche – kognitiven, aber auch affektiven – Operationen Textdetails in Gang zu setzen vermögen, dank seiner Arbeit entschiedener in den Blick genommen. Und mag sich schließlich auch Iser's zentraler Begriff der „Leerstelle“ in der Textanalyse als weniger tauglich erweisen als vielfach erhofft, so hilft er doch in jedem Fall, Formen und Funktionen des bedeutungsträchtigen „Fehlens von etwas“ in Texten schärfer wahrzunehmen. (Richter, 535)

- *Würdigung*. Rezeptionstheoretische Modelle haben eine kaum zu überschauende Zahl von Forschungen initiiert. Ihr Anstoß zu einer 'Verwissenschaftlichung' der Disziplin hat zu einer wissenschaftsgeschichtlich überfälligen Klärung theoretischer Positionen beigetragen. Die Analyse und Interpretation von Literatur wurde auf ein *wissenschaftstheoretisches Fundament* gestellt, und die Rezeptionstheorien haben literaturwissenschaftlich-interdisziplinärer Forschung neue und zuvor vernachlässigte Felder erschlossen. So trugen sie z.B. entscheidend zur Aufgabe der elitären Fixierung des wissenschaftlichen Interesses auf 'Höhenkammliteratur' bei und ebneten den Weg für Analysen populärer und trivialer Literatur. (Müller, 201f.)

- Die Annahme, Literatur sei, wie sie wirke, ist nicht frei von gefährlichen Simplifikationen: Literaturgeschichte = Wirkungsgeschichte; Wirkung = Aufnahme eines Werkes durch das

Publikum. Das kann bedeuten: Zur Interpretation von Kleists *Zerbrochnem Krug* bedarf es nicht unbedingt der durch Lektüre erworbenen Kenntnis des Stücks, aber unbedingt der Kenntnis der fast 170jährigen Wirkungsgeschichte. Der Autor ist im Kreis derer, die sich seines Werkes bemächtigt haben, nicht mehr zu erkennen. Harald Weinrichs Plädoyer *Für eine Literaturgeschichte des Lesers*, in dem er empfiehlt, einen „Text nicht vom Sprecher, sondern vom Hörer her zu betrachten“ und dabei „die typischen Leserfahrungen einer Lesergruppe oder eines solchen Lesers, der repräsentativ für eine Gruppe ist“, zu beschreiben (Weinrich 1967, 1026/1031), kann als inzwischen klassisches Beispiel für jene Vereinfachungen gelten, die sich fast notwendig einstellen, wenn man einem als extrem gekennzeichneten Übelstand (Literaturgeschichte = Werkgeschichte = Autorengeschichte) mit einem anderen Extrem (Literaturgeschichte = Wirkungsgeschichte = Lesergeschichte) begegnet wird. (Oellers, 234)

## **Stichwortliste zur 7. Sitzung: *Rezeptions- und Wirkungsästhetik***

### *1. Allgemeines*

Tradition der Wirkungsästhetik: Aristoteles, Rhetorik – Bedeutung wird in der Rezeption gebildet – Rückgriff auf Strukturalismus, Ingarden, Gadamer – Kritik der werkimmanenten Schule – Legitimität verschiedener Interpretationen – Entwicklung der Rezeptionsforschung.

### *2. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Hintergrundtheorie und die Methode der konkreten Textarbeit)*

#### *2.1 Jauß*

Neues Verständnis von Literaturgeschichte – Erwartungshorizont – Ästhetische Distanz.

#### *2.2 Iser*

Grundmuster des Leseaktes – Leer- bzw. Unbestimmtheitsstellen des Textes – Impliziter Leser – Gestaltpsychologie.

### *3. Würdigung/Kritik*

*Positiv:* Hilfreiche Begriffe – Neue Forschungsfelder.

*Negativ:* Gefährliche Simplifikationen.

## Frage für die Nachbereitung

### *Rezeptions- und Wirkungsästhetik*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 8. Sitzung: *Strukturalismus*

### *Ausgewertete Texte*

Baasner, Rainer (1996): *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin, S. 107–119 [Der klassische Strukturalismus].

Maren-Grisebach, Manon (1998): *Methoden der Literaturwissenschaft*. Tübingen [1970], S. 101–123.

Grübel, Rainer (1997): *Formalismus und Strukturalismus*. In: Arnold, Hans Ludwig/Detering, Heinrich (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München, S. 386–408.

Lieske, Stephan (1998): Art. *Strukturalismus, amerikanischer, französischer, genetischer*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart, Weimar, S. 511–514.

Meyer, Holt (1995): *Exkurs: Formalismus und Strukturalismus*. In: Pechlivanos/Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart / Weimar. S. 43–48.

Philippi, Klaus-Peter (1991): *Formalismus – Strukturalismus*. In: Hauff, Jürgen u.a. (Hg.): *Methodendiskussion. Arbeitsbuch zur Literaturwissenschaft*, Bd.1. Königstein/Ts. [1971], S. 101–129.

Strohmaier, Eckart (1989): *Strukturalistische Literaturwissenschaft*. In: Gutzen/Oellers/Petersen: *Einführung in die neuere deutsche Literaturwissenschaft*. Berlin [1976], S. 285–298.

### *1. Allgemeines*

- Unter der Sammelbezeichnung Strukturalismus werden verwandte Theorieentwürfe verschiedener Disziplinen (Biologie, Psychologie, Ethnologie, Soziologie, Linguistik, Kulturwissenschaft u.a.) zusammengefaßt, die – zu unterschiedlichen Zeitpunkten und Anlässen – in mehreren europäischen Ländern entstanden sind. Ihr Einfluß prägte auch in der Literaturwissenschaft mehrere Strömungen, zwischen denen wechselseitige Einflüsse bestanden. (Baasner, 107)

- Als Hinweis auf den Zeitraum des Entstehens kann das Jahr 1916 gelten, in dem die Vorlesungen zur Linguistik von de Saussure veröffentlicht wurden. In ihnen sind wesentliche Begriffe und bahnbrechende Einsichten in strukturalistische Sprachauffassungen festgelegt. Sie wurden von Jakobson, Trubetzkoy und anderen erweitert und haben dann in den fünfziger Jahren neue Impulse erhalten. Für die Literaturwissenschaft gehen entscheidende Impulse von der *Anthropologie structurale* (1958) von Claude Lévi-Strauss aus, von seinem Werk *La pensée sauvage* (1973) und seinen Arbeiten zur Mythologie (1966/67). Auf die Literaturwissenschaft wirkte speziell ein Aufsatz, den Lévi-Strauss zusammen mit Jakobson 1962 über Baudelaires Sonett *Les Chats* schrieb.

Jurij M. Lotman hielt schon zwischen 1958 und 1962 *Vorlesungen zu einer strukturalen Poetik*. Was Lévi-Strauss als über den Disziplinen stehender Anreger für die Anfänge und die weitgespannten spekulativen Ideen geleistet hat, das tat Lotman auf dem Gebiet der Literatur. (Maren-Grisebach, 102f.)

- Die Anfänge des Strukturalismus liegen im russischen Formalismus. Zwei der produktivsten Formalisten veröffentlichten 1928 in Prag, wo sich eine neue Gruppe formalistisch orientierter Sprach- und Literaturwissenschaftler gebildet hatte, jene Thesen über „Probleme der Literatur- und Sprachforschung“, welche als Anfang des Strukturalismus gesehen werden können. Die Autoren, Roman Jakobson und Jurij Tynjanov, beziehen nicht nur die Literatur erneut in die Wirklichkeit ein, sie fassen umgekehrt zugleich alle Wirklichkeit als System. Literatur und Wirklichkeit wurden als Systeme betrachtet. Die Isolation der Literatur, wie sie in der Konsequenz des formalistischen Ansatzes lag, ist damit überwunden. (Strohmaier, 286)

- Der Einfluß des Strukturalismus erreicht seinen Höhepunkt einige Jahrzehnte später, und zwar zunächst in Frankreich. Die Übergangsfiguren sind vor allem außerhalb der Literatur-



wissenschaft verortet: Jacques Lacan (1901–1981) mit seinen Studien zur strukturalen Psychoanalyse und die Anthropologie von Claude Lévi-Strauss (1908), der 1949 *Les structures élémentaires de la parenté* veröffentlicht. Die wissenschafts- und institutionsgeschichtlichen Arbeiten von Michel Foucault (1926–1984) werden z.T. auch zum Strukturalismus gezählt, befinden sich aber bereits an der Kippe zur Diskursanalyse. Der strukturalistische Neuanfang in der Literaturwissenschaft ist mit Roland Barthes (1915–1980) eng verknüpft. (Meyer, 46)

- Seit den späten 60er Jahren wurden die Prämissen und systematisierenden Verfahren des St. von Seiten des Poststrukturalismus als logozentrische Illusionen kritisiert und durch andere Ansätze abgelöst. (Lieske, 514)

- In den sechziger Jahren bildet sich eine strukturalistische Schule der Narratologie heraus, als deren wichtigste Vertreter Claude Bremond und Algirdas Greimas anzusehen sind. Ihre Arbeiten gehen u.a. aus den Arbeiten Vladimir Propps (1895–1970) hervor, eines späten Formalisten, der die Fabula des Zaubermärchens in einzelne Bausteine zerlegt, um alle Vertreter dieser Gattung als Ketten dieser Bausteine zu beschreiben. In Deutschland begann die Beschäftigung mit dem Strukturalismus in der Literaturwissenschaft in den sechziger Jahren, fiel jedoch zeitlich mit dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen über die neomarxistischen Konzeptionen zusammen. Sowohl die marxistische als auch die nichtmarxistische Kritik beklagten die ‘Geschichtsfeindlichkeit’ und die ‘Elimination des menschlichen Subjekts’. An diese Kritik knüpft die in den siebziger Jahren einflußreiche Hermeneutik an, so daß der Strukturalismus nie eine Phase der eindeutigen Dominanz in der deutschen Literaturwissenschaft erlebt hat. (Meyer, 47)

- Während einige behaupten, der Strukturalismus sei vom ‘Poststrukturalismus’ tatsächlich überwunden worden, vertreten andere die These, daß die Arbeiten von Poststrukturalisten wie Derrida und Kristeva einen Rückfall hinter zentrale Prinzipien des Strukturalismus darstellen. Jedenfalls bleiben die Prinzipien des Strukturalismus in der Analyse des Sprachmaterials und der Verfahrensebenen des Textes ein unübertroffener Standard. Durch den russischen Formalismus und den Strukturalismus wird die Verwissenschaftlichung der Literaturanalyse im 20. Jahrhundert vollzogen, wobei die Grenzen und nicht ausreichend hinterfragten Voraussetzungen des Modells durch Dekonstruktion und Poststrukturalismus auf produktive Weise aufgezeigt worden sind. (Meyer, 47)

## 2. Hintergrundtheorie

- Zurückgehend auf die durch Saussure ins allgemeine Bewußtsein gedrungene Unterscheidung von *langue* (als Sprache, als System) und *parole* (als Sprechen, als individuelle Realisierung des Systems), seine Bestimmung der Sprache als Zeichensystem unter anderen (als Teil einer allgemeinen Semiotik), die methodische Trennung von Synchronie und Diachronie (als Folge synchroner Systeme), wird vor allem die Unterscheidung von Bezeichnendem und Bezeichneten (*signifiant*, *signifié*) wichtig, die zusammen die Einheit des sprachlichen Zeichens bilden, das nicht natürlich motiviert ist, sondern willkürlich (*arbitraire du signe*), vereinbart. Sprache wurde beschrieben als ein in sich funktionierendes System ohne *substantiellen* Bezug zur außersprachlichen Realität, ohne unmittelbar realitätsabbildende Funktion.

Trubetzkoids Untersuchungen zur Phonologie zeigten, daß eine sprachliche Einheit in Opposition zu anderen sprachlichen Einheiten steht. Was dabei im System keinen funktionellen Wert hat, wird als irrelevant ausgeschieden. Primär – auf der Ebene der *langue* – ist das System: von ihm aus werden die Fakten bestimmt.

An die Linguistik knüpft Claude Lévi-Strauss an. Er übernimmt Grundzüge ihres Sprachmodells für die Sozialwissenschaften, vor allem Ethnologie und Anthropologie. Für einen Forscher, der von den Tatsachen ausgehen will, hat der Begriff *Struktur* eine Hilfsfunktion bei dem Versuch, die unübersehbare empirische Realität durch Konstanten zu gliedern, durch differentielle Merkmale vergleichend voneinander abzuheben. Insofern ist die Geschichte als Ansammlung von Daten Material.

Da Lévi-Strauss zugibt, nicht alle Bereiche des Sozialen seien strukturierbar, bleibt der Versuch, *Modelle der die Realität steuernden Strukturen zu entwerfen*, zumindest im Anfang in hohem Maße subjektiv und zufällig.

Die Struktur des untersuchten Bereichs soll ein Repertoire aller möglichen Realisierungen sein; zugleich aber sollen die entwickelten Strukturen über ihre formellen Eigenschaften miteinander vergleichbar werden. Das *zielt auf eine umfassende Theorie des sozialen Ganzen*. Lévi-Strauss formuliert eine Objektivitätsvorstellung, in deren Konsequenz der Strukturalismus in „Metaphysik“ umschlägt: die Voraussetzung einer ‘letzten Struktur’ liegt in der „postulierten Identität der Welt- und Denkgesetze“. (Lévi-Strauss 1969, 104)

(>*Kritik*) Die Definition der Methode erfolgt ohne thematisierte Beziehung auf das Material; vor allem: ausgeklammert wird das erkennende Subjekt, als empirisches wie als transzendente Bedingung der Reflexion. Lévi-Strauss wird zu einem Vorgriff auf das Unbewußte gezwungen, einen unbewußten *Geist*, in dem als letzter ‘Struktur’ die „Integration [...] der Methode und der Wirklichkeit“ angesiedelt ist. Es entsteht ein ‘subjektloser Transzendentalismus’. (Philippi, 121ff.)

- Trotz ihrer Vielfalt gehen die Ansätze des Strukturalismus auf die gemeinsame Vorstellung zurück, daß sich viele natürliche, ökonomische, politische, aber vor allem kulturelle Phänomene in übergreifenden Strukturen beschreiben und untersuchen lassen. Strukturen können nicht in der Erfahrungswelt beobachtet werden, sie sind nur abstrakte Organisationsmodelle für allgemeingültige Zusammenhänge. Darin werden einzelne Phänomene nie für sich selbst betrachtet, sondern stehen immer in Beziehung zu anderen. Jede Struktur ist zusammengesetzt aus unterscheidbaren Bausteinen, deren Abhängigkeit und Ineinanderwirken Struktur erst entstehen läßt. Unterschieden werden als kleinste Bausteine: 1. *Komponenten* (oder Elemente); 2. die übergeordnete Einheit des *Systems* (als Menge von Komponenten); 3. *Relationen* als Beziehungen zwischen Elementen und/oder Systemen. Struktur erscheint in diesem Grundmuster als Menge der Relationen in einem System oder zwischen mehreren Systemen. Jedes System regelt seine interne Struktur selbsttätig; diese Systemsteuerung stellt man sich in Analogie zu kybernetischen Prozessen vor. (Baasner, 109)

- In der modellierten Struktur können ganz unterschiedliche Gegenstände erfaßt werden, vorausgesetzt, sie lassen sich in Relationen beschreiben. Entscheidend für die universelle Anwendbarkeit dieses Entwurfs ist, daß die Größenordnung von Elementen und Systemen willkürlich gewählt werden kann; sie ermöglicht eine großräumige (*makroanalytische*) oder kleinräumige (*mikroanalytische*) Gegenstandskonstitution. Anschlußfähigkeit ist aufgrund der einheitlichen theoretischen Vorannahmen immer gegeben.

Unterschieden werden als Dimensionen der Untersuchung weiterhin Längs- oder Querschnitte (*diachrone* oder *synchrone* Betrachtung), die entweder die chronologische Abfolge von Strukturveränderungen oder aber gleichzeitig nebeneinander bestehende Teile innerhalb der Struktur erfassen. Strukturalismus schließt *qualitative* Aussagen (darüber, daß und wie Relationen bestehen) und *quantitative* (darüber, wie häufig Elemente und Relationen auftauchen) zusammen. Die Prozeduren der Logik, der Hypothesenbildung und der Statistik im allgemeinen lehnen sich an die empirisch-analytische Wissenschaftstheorie an. (Baasner, 109f.)

- Der Strukturalismus ist eine Analysemethode, die in den Humanwissenschaften historische Untersuchungen durch Strukturanalysen ersetzt. Durch möglichst formalisierbare Beschreibungen sollten der Exaktheit der Naturwissenschaften vergleichbare Aussagen erzielt werden. Diese Umorientierung basiert auf der Prämisse einer ganzheitlichen, in sich dynamischen Struktur kultureller Phänomene. Sie ist bestrebt, die Gesamtheit der die Elemente eines Systems verknüpfenden Relationen integrativ zu beschreiben. Diese Grundannahme führte zur Abstraktion vom Individuellen, Einmaligen und Kontingenten, das sich keiner Systematik fügt. In dieser von der Kontingenz bereinigten Sicht wird der Struktur Wesenhaftigkeit zugeschrieben, die dem Individuellen vorgegeben ist und so als unbewußtes Regulativ individueller Äußerungen fungiert. (Lieske, 511f.)

### 3. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)

• Zum Begriff 'Struktur'.

Bedeutung 1: *Struktur* meint in erster Linie eine *Beziehung zwischen*. Ein Gefüge aus Verbindungen, Verkettungen. „Die Besonderheit der strukturellen Untersuchung besteht darin, daß ihr nicht die Betrachtung der einzelnen Elemente in ihrer Isoliertheit oder mechanischen Vereinigung vorschwebt, sondern eine Definition der Korrelation der Elemente untereinander und ihrer Beziehungen zum Strukturganzen.“ (Lotman 1972a, 10)

Unter 'Struktur' versteht Jakobson ein System textinterner Relationen. Erst diese internen Relationen sind Ursache dafür, daß den durch sie verbundenen Momenten mehr zukommt als das, was sie durch sich selbst sind, und erst das aus diesen Relationen Resultierende, der *Relatcharakter* also, macht die wahrgenommenen Dinge für die Strukturalisten interessant. Nach Riffaterre ist Baudelaires Gedicht *Les Chats* „wie ein Mikrokosmos mit seinem eigenen System von Verweisen und Analogien“; er spricht von einer „außerordentlichen Verkettung von Korrespondenzen, die die Teile des Textes zusammenhält“. (Riffaterre 1973, 239) Aus diesem neu entstandenen Interesse für Beziehungen leitet sich der Vorrang der Struktur *vor* den inhaltlichen Momenten ab, die in einer Struktur zusammengehalten werden.

Mit dem *Gesetz*, das die Verkettungen regelt, wird auf ein anderes Merkmal des Begriffes Struktur hingewiesen, auf die *Ordnung*, den Systemcharakter, der Willkür ausschließt. Was Lévi-Strauss am Strukturalismus fesselt, ist eben diese Möglichkeit des Begriffes Struktur, Gesetzmäßigkeiten festzuhalten.

Die spezielle Geordnetheit eines literarischen Textes läßt sich mit dessen Informationsaufgabe begründen, denn ein „systemloses, strukturell unorganisiertes Material kann nicht Mittel zur Speicherung und Übermittlung von Informationen sein“. (Lotman 1972b, 421) Wenn dennoch in literarischen Texten immer erneut Beschränkungen aufgehoben werden, wenn gerade der Wert und die Durchschlagskraft mancher Texte in diesem Aufheben besteht, so ist das kein Beweis für die Möglichkeit eines gänzlich unstrukturierten Textes, denn das Aufheben ist dann gleichzeitig ein Neusetzen von Regeln.

Struktur ist bisher als *gesetzmäßig geordnete Beziehung* verstanden.

Bedeutung 2: Bei anderen Denkschritten, die den Begriff Struktur fixieren wollen, treten zusätzlich Eigentümlichkeiten auf, die man mit Gedanken wie *Abstraktion, Allgemeinheit, Modell* charakterisieren kann. Struktur hat dann einen anderen Seins-Status als jene von Bedeutung 1, denn ihr Gesetz liegt *hinter* den Erscheinungen, sie wird erschlossen und nicht direkt abgelesen. Struktur ist dann virtuell, als *mögliche* Prägung bereitliegend; obschon aus den wirklichen Erscheinungen gewonnen, kann sie sich in immer verschiedenen Variationen aktualisieren, ein *Grundmuster* also, eine *Tiefenstruktur* und *Invarianz*.. Lévi-Strauss bezeichnet derart allgemeine Gesetze als *gemeinsamen Nenner*, als *Superstrukturen*.

Teils meint man, solche Grundmuster lägen im Unbewußten; teils hat man sich ihr Sein mehr als Ideales zu denken, zu dem man durch ein gradweises Entfernen von den Zufälligkeiten der bloßen Empirie gelangt. Mit Struktur ist hier nicht das schlicht Vorhandene eines bloßen Gegenüber des Subjektes gemeint, sondern in einem solchen Begriff steckt die denkerische Leistung des Subjekts.

Ein und dieselbe Grundstruktur, ihre Invarianz, aktualisiert sich in verschiedenen Spezialstrukturen, ihren Varianten oder Infrastrukturen. Es kann zum Beispiel die Invarianz eines einzelnen literarischen Werkes aufgedeckt werden; der Begriff Grundstruktur bedeutet dann etwa jenes, was früher mit „Wesen des Werkes“ gemeint war. Die verschiedenen Varianten dieser Invarianz erscheinen dann auf den verschiedenen Ebenen des Werkes. Man scheidet Gebilde der Sprache gewöhnlich in vier Ebenen, die semantische, syntaktische, grammatikalische und phonologische Ebene. Zusätzlich können hinzukommen: eine morphologische (auf die Gesamtgestalt und Satz- und Wortgestalten bezogene), eine kompositionelle und eine prosodische Ebene (auf Momente der Melodie, auf Tonstärken und Pausen bezogen). Dazu kommen dann die Beziehungen *zwischen* den Ebenen. Arbeitstechnisch wird ein Wechselverhält-

nis sein zwischen dem Entdecken der Grundstruktur eines Gedichtes etwa und dem Finden der einzelnen Varianten auf den verschiedenen Ebenen; auch spielen keineswegs immer alle Ebenen gleichgewichtig mit. Ist das Herauskrystallisieren gelungen, dann wäre etwa das geleistet, was ein ästhetisches Kriterium ausmacht: die Einheitlichkeit, Stimmigkeit aller Teile eines Werkes, die unlösbare Verkettung aller Teile miteinander, somit ein Ganzes bildend und eine Notwendigkeit zeigend.

Aber auch auf *einer* Ebene des Textes kann das Aufspüren einer Invarianz sinnvoll sein, etwa die „semantische Invarianz“ herauszuschälen, das, was in anderer Terminologie mit „Thema“ oder „Hauptmotiv“ bezeichnet wird.

Genauso kann das Verhältnis Struktur/Varianten arbeitsleitend sein beim Betrachten verschiedener Werke eines Autors. In der Größenordnung kann noch höher gegangen werden zur Invarianz verschiedener Autoren in gleicher Zeit oder gleicher Lage (Epochenstil) und weiter von der Invarianz verschiedener Literatursprachen zu einer übergreifenden Sprache der Kultur – bis hin zur Invarianz des Wesens des Menschen.

Bedeutung 3: Hier kommt zusätzlich das Moment des *Ungeschichtlichen* hinzu. Die Zeitunabhängigkeit ergibt sich aus der angenommenen Unveränderlichkeit der Grundeigenschaften. (Maren-Grisebach, 103ff.)

• Ist soweit der Begriff *Struktur* seinem Inhalt nach als *Beziehung*, *Invarianz* und *ahistorische Gesetzmäßigkeit* beschrieben, dann lassen sich von daher die einzelnen besonderen Merkmale und Arbeitsschritte dieser Methode verstehen:

(1) *Typen-Erstellen*. Literarische Typen werden aufgedeckt, viele verschiedene Einzelphänomene werden geordnet und systematisiert.

Ziel des Aufsatzes *Die Grammatik der Erzählung* (1971) von Todorov ist es z.B., Strukturen, die aus der Grammatik gewonnen wurden, auf Erzählungen abzubilden, Entsprechungen zwischen Grammatik und Erzählung zu finden, und dies mit dem Hintergedanken, daß es eine „Universalgrammatik“ gäbe, die nicht nur für den Aufbau von Sprache gültig ist. Aus verschiedenen Erzählungen des *Decamerone* werden Typen herausgearbeitet: Die Anfangs- und Schlußphase einer Erzählung zum Beispiel bilden den statischen „Typ von Episode“; die Störung während des Ablaufs des Geschehens mit dem Resultat des Ungleichgewichts bilden den dynamischen Typ. Beide Typen spiegeln grammatische Grundformen wider: der statische Typ das Adjektiv, der dynamische das Verb. Adjektiv und Verb dürfen dabei nicht als Bezeichnung einer einzelnen Wortart verstanden werden, sondern ganzer Satzfolgen, die einen ruhenden Zustand oder eine bewegende Handlung betreffen. Weiter setzt Todorov unterschiedliche „Typen von Sätzen“ fest, die jeweils ganzen Sequenzen in einer Erzählung entsprechen. „Alternativsätze“ z.B. sind typische Handlungsteile, die die Aufgabe haben, das Gleichgewicht wieder herzustellen, den in Unordnung geratenen Ablauf im Geschehen der Erzählung in die gewohnte Ordnung zurückzubringen. Verschiedene Sequenzen können alternativ diese Aufgabe übernehmen; sie haben dann dieselbe Funktion oder machen dieselbe Struktur sichtbar, die sich somit als Invariante dieser Novellen erweist. Die je einmaligen Besonderheiten stehen dabei zurück.

(> *Abgrenzung*) Die Eigenart, Typologien zu erstellen, erinnert an die geistesgeschichtliche Methode. Der Trieb zum Systematisieren, zum Ordnen und Herstellen überschaubarer Gliederungen hat Gemeinsamkeiten, aber auch verschiedene Tendenzen: Die geistesgeschichtlichen Typologien blicken mehr nach idealen Wesenheiten, während die strukturalistischen das materiell fundierte Ganze im Auge haben. Die Strukturalisten kennen keine Trennungslinien zwischen hohen und niederen, denkwürdigen und denkwürdigen Zonen.

(2) *Transformationen erkennen*. Um noch im Gegensätzlichen die gleiche Struktur zu sehen, hat man den Begriff *Transformation* eingeführt: Umkehrungen, Verwandlungen, Übertragungen sind als solche zu entziffern. Strukturen der *Grammatik* sind zum Beispiel als transformierte im *Aufbau* der Erzählung wiederzuerkennen.

(3) *Mit Zweier-Einteilung arbeiten.* Der grundlegende Zug der Methode: das Ordnen und Erfassenwollen eines Geregelteten, spiegelt sich in der Tendenz, paariges Denken zu praktizieren. Gegensätze, Oppositionen werden gesehen, aber auch unkämpferische Parallelitäten, Analogien. So sind duale Schemata die Hilfen, mit denen Literatur angegangen wird. Die Oppositionen machen die Sensibilität für *dynamische* Vorgänge in literarischen Texten geltend und die Sensibilität für das, was *zwischen* den Textteilen passiert.

Anwendung findet dieses Denkmuster auf verschiedenen Ebenen eines literarischen Textes:

a) Auf der Bedeutungsebene, denn Bedeutungen (Inhalte) gehen erst aus bestimmten Strukturzusammenhängen hervor, und diese lassen sich erschließen durch Sehen von Oppositionen. So kann z.B. die Bedeutung romantischer Texte durch Betrachten der Opposition Genius/Menge entschlüsselt werden. Dabei müssen andere Oppositionen hinzugezogen werden: Größe/Nichtigkeit, Geist/Stoff, Ungewöhnliches/Gewöhnliches usw. Zweiteilungen, bei denen das erste Glied die Vorstellung „Genius“ immer mehr mit positiven Inhalten anreichert und dagegen die „Menge“ herabsetzt. Weiter fallen aber auch die Wert-Umkehrungen (Transformationen) in das gleiche Untersuchungsfeld, z.B.: isoliertes Individuum/Volksgemeinschaft. Das Oppositionen-Setzen zeigt sich als – auch didaktisch – verwendbares Verfahren zur schrittweisen Entschlüsselung der Semantik eines Textes.

b) Desgleichen werden Binär-Gesetze auf der *kompositorischen* Ebene gesehen: Strophen eines Gedichtes z.B. können zueinander in Gegensatz-Beziehung stehen.

c) Auch auf der phonologischen Ebene werden Oppositionen erkannt: z.B. zwischen weiblichen und männlichen Reimen, stimmhaften und stimmlosen Lauten.

d) Oder es werden Dualitäten auf *syntaktischer* und *grammatikalischer* Ebene bemerkt: z.B. Nominalphrase/Verbalphrase.

Aber auch bei anders gelagerten Einteilungen, die nicht direkt und unmittelbar im literarischen Text arbeiten, macht sich die Zweierheit geltend:

(4) *Paradigma – Syntagma.* *Syntagma* bezeichnet die spezielle und einmalige Anordnung der Worte zu sinnvollen Wortketten, also die Kombination in einer wirklichen Rede. *Paradigma* hingegen bezeichnet die Menge der *möglichen* Worte, aus denen ausgewählt wird, um ein Syntagma herzustellen – Selektion im Unterschied zu Kombination.

Auf das Verhältnis Grundstruktur/Varianten bezogen, entspricht Paradigma der Grundstruktur und Syntagma den Varianten. Es wird mit diesen zwei Begriffen so gearbeitet, daß zu den Ausdrücken in den jeweiligen Syntagmen der paradigmatische Raum zu erkunden ist; durch Zuhilfenahme von Wörterbüchern, Synonymen-Lexika, anderen Texten desselben Autors, derselben Zeit und desselben Stils läßt sich der Raum füllen und das Prinzip der Auswahl finden.

(5) *Äquivalenzen aufdecken.* Diese Arbeit meint das Sehen von Gleichheiten *und* Ungleichheiten, von Ähnlichkeiten *und* Unähnlichkeiten; ob also Textteile sich entsprechen, übereinstimmen, sich ähneln, aneinander reiben, gegeneinander stehen, sich austarieren. *Äquivalenz* gilt als ein grundlegendes Organisationsprinzip von Poesie und von künstlerischer Struktur überhaupt. Bei seiner Aufgabe kann der Strukturanalytiker ebenso innerhalb einzelner Textebenen vorgehen als auch *zwischen* ihnen und so je verschiedene Äquivalenzklassen feststellen.

Im Paradigma sind die Worte untereinander äquivalent; sie liegen als Synonyme bereit, so daß der Autor während des Schreibprozesses einen Synonymenaustausch vornehmen kann. Für den Leser aber steht der Text fest; das Paradigmatische bleibt nur insofern wirksam, als beim Lesen eines Wortes die je äquivalenten Bedeutungen mehr oder weniger mitschwingen.

(>*Kritik*) Es muß aber bei diesen ganzen Äquivalenz-Operationen vor subjektiver Willkür gewarnt werden – Riffaterre nennt sie eine „unzuverlässige Aufgabe“, weil andere Betrachter andere Äquivalenzen wahrnehmen und wieder andere welche erfinden. Die Fragen sind oft nicht verbindlich zu beantworten.

(6) *Strukturalistisches Abgrenzen künstlerischer Texte von anderen.* Ein Ziel der strukturalistischen Methode besteht darin, in der Kunstsprache als einem *besonderen* Zeichensystem das zu isolieren, was es von anderen Zeichensystemen unterscheidet. Für die Sprache *allgemein* ist die strukturalistische Linguistik zuständig, aber die meisten Literaturwissenschaftler sind sich darin einig, daß für eine fruchtbare Behandlung der *Literatur* über die Linguistik hinaus weitere Möglichkeiten erschlossen werden müssen, die dann als Abgrenzungskriterium fungieren können.

a) Lotman verwendet den Begriff der Äquivalenz zur Unterscheidung, denn im künstlerischen Text, den er als ein sekundäres System betrachtet, konstruiert der Autor *neue* Äquivalenzen zwischen Elementen, die in der primären, natürlichen Sprache nicht vorhanden sind. Besonders ist dies bei Bildung von Tropen und Metaphern der Fall. Ein Unterschied besteht also darin, daß in der Literatur *Beschränkungen* abgebaut und Strukturen geändert werden. Der Nachweis einer Verletzung von Regeln, eines Abbaus von Verboten und das Setzen *neuer* Wortzusammenhänge (Neologismen) können als Kriterium verwendet werden.

b) Ferner unterscheidet sich – nach der Auffassung der Strukturalisten – ein künstlerischer Text von außerkünstlerischen durch die Möglichkeit eines größeren *Umfangs an Information*. Eine Semantisierung aller Textelemente kann stattfinden: die einzelnen Laute, Reime, Länge und Kürze der Sätze, Zeichensetzung, Stilschichten der Worte, Anordnung im Druckbild, – alle Elemente tragen durch ihre bewußte Auswahl zur Gesamtstruktur der Bedeutung bei und vermehren diese, gemessen an der Menge der verwendeten Zeichen, gegenüber einer außerkünstlerischen Rede. Dadurch werden die Zusammenhänge in spezifisch literarischen Texten erheblich komplizierter als in der natürlichen Sprache.

c) In der natürlichen Sprache ist die Information nicht durchweg abhängig von der einmaligen Struktur des Gesagten; in der Literatur hingegen ist die Information an sie gebunden. Die kleinste Veränderung der Struktur würde eine Änderung der Information nach sich ziehen.

d) Bei der Rezeption von Nachrichten in natürlicher Sprache ist nur ein Verstehen oder Nichtverstehen der Nachricht möglich. Bei sekundärer poetischer Sprache hingegen liegt eine Bandbreite zwischen Verstehen und Nichtverstehen. Durch Einbeziehen etwa aller Bedeutungen der Wörter des Paradigmas ergibt sich eine *Überlagerungsstruktur*, die einer Vielfalt von Deutungsmöglichkeiten offensteht. Gerade das, was beim Äquivalenzsehen als Gefahr signalisiert wurde, weist auf eine *künstlerische* Struktur. Voneinander abweichende Interpretationen werden nicht als Hindernis, sondern als Beleg für Kunsthaftigkeit anerkannt.

(7) *Beschreiben.* Die strukturalistische Methode geht im wesentlichen beschreibend vor. Sie stellt ein Instrumentarium bereit, das die exakte Deskription literarischer Texte ermöglicht. Diese Deskription besteht oft im Nennen von Formalien, z.B. dem zahlenmäßigen Überwiegen grammatikalischer Formen besonderer Art.

(8) *Priorität des Formalen?* Ist bei der strukturalistischen Methode durchweg ein Bevorzugen der Form und ein Hintansetzen der Inhalte notwendig? Die in der Linguistik entwickelte Trennung der Worte in Signifikant und Signifikat, in das Zeichen und das von ihm Bezeichnete ermöglicht ein losgelöstes Untersuchen der Signifikanten, das zudem gefördert wird durch die Auffassung de Saussures, die Zeichen seien nicht fest an ihre Bedeutungen gebunden, sie seien willkürlich gesetzt und die Zuordnung zu ihrer Bedeutung veränderbar. Damit ist der Bedeutungsträger weitgehend verselbständigt, und dieser Sprachauffassung konform läßt sich die bloße Zeichenebene beschreiben mit ihren Verknüpfungen, die fester und historisch unabhängiger sind als die Bedeutung. So können Handlungsmuster als formale Zeichenstrukturen beschrieben werden, und zwar nur als Modelle von Beziehungen, ohne konkrete Ausprägung. Besonders bei Lévi-Strauss haben die Strukturalisten gelernt, daß es nicht primär der *Sinn* ist, der fasziniert, sondern das Informationsgerüst, die Trägerstruktur. Hinter dem Sinn liegt ein Arsenal von Formen und Beziehungen, die nicht mit Sinn besetzt sind. Den so eingestellten Strukturalisten interessieren diese noch nicht sinnerfüllten Elemente und ihr Gefüge, so daß

(> *Abgrenzung*) im radikalen Unterschied etwa zu der geistesgeschichtlichen Methode das jeweils Gemeinte in den Texten zurücksteht.

(> *Einzelne Ansätze*) Auf einem solchen Primat des Formalen basiert aber nur *eine* strukturalistische Richtung. Eine andere reklamiert, daß auch für den Strukturalisten das dem Wert und Rang nach Primäre gerade in der Bedeutung liege. Der *gesamte* literarische Text sei jeweils als Struktur zu erfassen, und daher sind *alle* Elemente Strukturelemente, von hervorragender Geltung aber diejenigen, die Elemente des Inhalts sind. Wenn die strukturalistische Methode Zeichen und ihre Systeme zum Gegenstand macht, dann ist darin das Bedeutete, wofür und woraufhin sie Zeichen sind, mit eingeschlossen; ohne dieses Bedeutung haben wären es keine Zeichen, sondern nur beliebige Gegenstände. Lotman sieht den Sinn seiner Wissenschaft verfehlt, wenn sie nur Formales behandeln wollte.

Strukturalistisch aber sind die Inhalte deshalb zu entfalten, weil jeder Inhalt erst zu einem solchen durch sein Teilsein in einem Beziehungsnetz, in einer Struktur wird. Ein Element isoliert konstituiert keinen Inhalt, die Bedeutung der einzelnen Elemente entsteht erst in ihrer Relation zu anderen, und dieser Systemcharakter der semantischen Teile berechtigt zum strukturalistischen Erforschen. Arbeitstechnisch lassen sich systeminterne und systemexterne Bedeutungs-Strukturen unterscheiden: es kann den Bedeutungen in einem Werk nachgespürt werden und ihren Zusammenhängen mit anderen außertextuellen Systemen, wie Gesellschaft und Geschichte.

Das Strukturgefüge wird sich jeweils auf anderen Ebenen, um andere Zentralpunkte gliedern, und immer wird das, was auf der einen Ebene Form war, auf der anderen zum Inhalt werden.

(> *Kritik*) Das Unterscheiden in Signifikant und Signifikat kann sich bei literarischen Gegenständen als hemmend erweisen, da keine klare Zweiteilung zu treffen ist, die durchgängige Semantisierung steht ihr entgegen. Form- und Inhaltsebene bilden vielmehr eine gemeinsame Struktur, die in all ihren Elementen und Relationen den *Sinn* des Werkes ausdrückt.

Nach solchen Überlegungen ist die angenommene Priorität der Form letztlich nur ein Vorurteil, da das Formsetzen immer schon in Inhaltsetzen übergeht. Auch handelt es sich dort, wo Lévi-Strauss das Formale betont, nur um ein Vorziehen dem Interesse nach, er würde nie das Inhaltliche oder das Angewiesensein des Strukturellen auf Inhaltliches leugnen. (Maren-Grisebach, 108ff.)

- In der Lit.wissenschaft reiht sich der St. in die Tradition einer werkimmanent orientierten Textkritik ein.

Zu Saussure: Das Zustandekommen einer Verständigung mit konkretem Redeakt ist für Saussure nur möglich, wenn Sprecher und Hörer, Sender und Empfänger aufgrund der dem Redeakt vorausgehenden Kenntnis der Sprachstruktur die paradigmatische Stellung des einzelnen Zeichens und seiner syntagmatischen Kombinierbarkeit (wiederer)kennen. Der Wert des einzelnen sprachlichen Zeichens resultiert folglich nicht aus seinem Bezogensein auf die Wirklichkeit, sondern primär aus seiner Stellung im Relationsgefüge des Sprachsystems, der Sprachstruktur. Mit dieser Emanzipation und Autonomisierung des Zeichens hat Saussure einem semiotischen Kulturbegriff den Weg geebnet, welcher ein in sich geschlossenes System ohne die Einbeziehung außersystematischer Determinanten wissenschaftlich beschreibt. (Lieske, 512)

- Die Prager Strukturalisten formulierten die Auffassung vom Kunstwerk als einem autonomen Zeichengebilde, das weder als Ausdruck der Persönlichkeit des Verfassers noch als Abbild einer außerliter. Wirklichkeit zu verstehen ist. Was sie am einzelnen Kunstwerk interessiert, ist die spezifisch ästhetische Komposition des Systems der Sprachzeichen, d.h. das durch die künstlerische Sprache Bezeichnete, ihr Signifikat also, welches, um als Künstlichkeit erkennbar zu werden, als Abweichung von der zur Gewohnheit gewordenen Alltagssprache registriert sein muß. Die Abweichung vom 'gewöhnlichen Sprechen', der Mitteilung oder der Erörterung von Fakten wird zum Kriterium für Lit. und die Komposition eines künstlerischen Textes zu seinem ästhetischen Signifikat gemacht. (Lieske, 512)

- Kurze systematische Darstellung des literaturwissenschaftlichen Strukturalismus. Mit der Untersuchung der *Struktur* beanspruchen die Strukturalisten das Wesentliche an der Literatur zu erfassen. Struktur bedeutet für sie nicht Form, sondern die Einheit von Form und Inhalt. Beides sind nur Momente von Struktur. Mit diesem Terminus bezeichnen die Strukturalisten eine Ordnung, ein System, das *hinter* demjenigen steht, was als Text vorliegt. Der Text ist gegenüber der Struktur etwas Sekundäres. Mit der Analyse der Struktur wird versucht, das Organisationsprinzip eines Textes herauszuarbeiten.

Die Strukturalisten sehen in der strukturalen Gestalt von literarischen Texten dasjenige Moment, das sie von anderen Arten der Sprachverwendung unterscheidet. Struktur bedeutet demnach 1. das allgemeine Organisationsprinzip von Wörtern in der Sprache, 2. das spezifische Organisationsprinzip von Wörtern in einem literarischen Text. (Seit den Russischen Formalisten wird letzteres als das Gesehene, was das Literarische an literarischen Werken ausmacht.)

Während in der Alltagssprache, ebenso z.B. auch in der Sprache der Wissenschaft, ein Wort zur Bezeichnung eines bestimmten Gegenstandes benutzt wird, ist dieser Gegenstandsbezug in literarischen Texten aufgehoben zugunsten einer Verweisung des Zeichens auf sich selbst. Die Bedeutung von Wörtern in einem literarischen Text leitet sich aus dem System her, das ein literarisches Werk repräsentiert.

Mit der Veränderung der Funktion von Wörtern in der Alltagssprache einerseits, der Literatur andererseits vollzieht sich nicht nur ein Wechsel der Bedeutungen, sondern von der „Bedeutung“ zum *Zeichen*. Drückt ein Wort in der Alltagssprache einen bestimmten Inhalt aus, so erhält es in einem literarischen Text die Funktion eines Trägers *möglicher* Bedeutungen. Die Offenheit gegenüber Bedeutungen drückt sich in dem neutralen Terminus „Zeichen“ aus. Gegenüber der Alltagssprache weist ein literarischer Text als differentielles Merkmal die Zeichenhaftigkeit auf. Dementsprechend wird vom literarischen Text nicht als einem System von Bedeutungen gesprochen, sondern als einem System von „Zeichen“. Analog dazu gilt die Struktur literarischer Werke nicht als Träger bestimmter Bedeutungen, sie bildet vielmehr ein System möglicher Bedeutungen. (Strohmaier, 291ff.)

- Erst mit dem Verständnis des literarischen Werkes als eines ganzheitlichen Zeichenkomplexes kann man nach Ansicht der Strukturalisten dem Literarischen an einem Text gerecht werden. Eine Interpretation kann – so die Strukturalisten – nur dann adäquat sein, wenn sie stets an der Literarität eines literarischen Textes orientiert ist, wenn sie also als Strukturanalyse vollzogen wird. Strukturanalyse ist demnach nicht eine Aufgabe, die sich neben anderen für die Literaturwissenschaft stellt, sondern sie ist deren primäres Ziel.

Von Sklovskij bis Barthes zieht sich die Polemik gegen Methoden der Interpretation, welche literarische Texte dadurch zu erfassen versuchen, daß sie ein Werk als Ganzes oder Teile von ihm einfach „übersetzen“, indem sie es etwa auf eine soziologische Basis übertragen.

In einer strukturalistischen Analyse sind Interpretationen soziologischer, biographischer oder psychologischer Art keineswegs ausgeschlossen; allerdings gelten sie nur als untergeordnete Kommentare zu einem literarischen Werk, nicht jedoch als dessen adäquate Erfassung. Sie haben nach strukturalistischer Auffassung eine Gültigkeit nur bezüglich der isolierten Elemente des Textes, gehen jedoch am Wesen ihres Objektes, an dessen Systematik und Zeichenhaftigkeit vorbei. (Strohmaier, 293)

- Mit der „Struktur“ soll ein Rahmen möglicher Interpretationen gegeben werden. Die strukturalistische Analyse wird damit jener Vieldeutigkeit gerecht, die sich oft als Konkurrenz verschiedener Interpretationen manifestiert. In diametralen Gegensatz zu dem Projekt, die Vieldeutigkeit eines literarischen Textes auszufüllen, sieht die strukturalistische Methode ihr Hauptziel gerade darin, jene Vieldeutigkeit als das Wesen literarischer Werke zu zeigen und vor der Festlegung durch Interpretationen zu retten. Diese Vieldeutigkeit stellt die Schranke wissenschaftlicher Aussagemöglichkeiten über Literatur dar. (Strohmaier, 294)

- Der Vorrang der Struktur bezieht sich nicht auf die Priorität gegenüber Elementen einzelner Werke, er gilt zugleich für literarische Werke untereinander. Dies ist eine Konsequenz des



Anspruchs, daß Struktur als das Prinzip von Literatur dessen Verwirklichung in einzelnen literarischen Werken übersteigt. Das gilt nicht nur für Werke, die derselben Epoche zugehörig sind, sondern für Literatur überhaupt.

Die übergeordnete Struktur besitzt jeweils Priorität der untergeordneten gegenüber, sofern sie als deren Prinzip gilt. Literatur stellt für die Strukturalisten ein Phänomen dar, das über allen Elementen des einzelnen Werkes und über allen Werken steht. Erklärt wird im Strukturalismus demgemäß nur das *Prinzip* literarischer Texte, nicht jedoch deren konkrete Ausformung. Das Konkrete, und das gilt für einen bestimmten Text wie für die Umstände seiner Entstehung, ist nur Manifestation einer Struktur, also einer Instanz, welche allem Konkreten voraus ist. Das Konkrete bildet lediglich ein Indiz für die Struktur als dem Bedeutungsrahmen eines literarischen Werkes, und dieser Bedeutungsrahmen ist allein das Spezifische eines literarischen Textes. Strukturalisten verwenden zur Bezeichnung ihrer Arbeit den Begriff „Analyse“, um sich gegen die „Interpretation“ abzugrenzen, welche ja gerade einen Text auf irgendeine Bedeutung hin zu entschlüsseln versucht. (Strohmaier, 294)

- Auf der anderen Seite ist die Literatur zugleich Hinweis auf jene Wirklichkeit, in der das Konkrete seinen Platz hat. In der Abwendung von allem Partikularen erreicht das literarische Werk erst die Möglichkeit, den Blick freizumachen für die Realität als Ganzes. Literatur befreit von jener Befangenheit des Blicks, der die alltägliche Sicht der Welt kennzeichnet.

Die Darstellung der Struktur als des Prinzips von Literatur ist ihrerseits begründet in dem Verständnis der Realität als eines offenen, nicht endgültig interpretierbaren Beziehungsgefüges. Die strukturelle Gestalt der Literatur bedeutet eine Analogie der Gestalt von Literatur und Realität. „Struktur“ repräsentiert demnach über die Kennzeichnung des Spezifikums von Literatur hinaus eine Form der Aussage über die Realität. Literatur ist auf Grund ihrer Strukturalität die umfassendste und wahrste Aussageform. Sie hat einen erkenntnistheoretischen Vorrang vor anderen Formen der Welterkenntnis, sofern sie die Offenheit gegenüber festlegenden Interpretationen als das Wesen der Realität zum Vorschein bringt. Reziprok zur Aufhebung einzelner Bedeutungen ist nach Ansicht der Strukturalisten die Literatur Hinweis auf die umfassende Deutbarkeit der Dinge. (Strohmaier, 294f.)

- Gerade die These von der nur zeichenhaften Greifbarkeit der Bedeutung eines literarischen Werkes bedingt die Unverbindlichkeit strukturalistischer Analysen, wie anhand von Jakobsons Analyse des Brecht-Gedichtes *Wir sind sie* erläutert wird.

Bevor Jakobson auf das Gedicht eingeht, weist er auf den Stellenwert der Grammatik in der Lyrik hin. In formalen Elementen der Lyrik Brechts, z.B. der Kontrastierung zusammengehöriger Sätze, sieht er Möglichkeiten zur Analyse der Grammatik von Brechts Gedicht. Jakobson hebt hervor, mit welchen grammatikalischen Mitteln Brecht Kontinuität und Abweichung zum Ausdruck bringt. Dabei gilt die Ebene der Grammatik als der Code, der das Gedicht trägt. Jakobson stellt zunächst den Parallelismus als wesentliche Stileigentümlichkeit der Gedichte Brechts dar. Anhand der Untersuchung der Satzstruktur zeigt er, daß dieser Parallelismus zugleich die Kontrastierung von Elementen und die Ganzheit des Gedichts bewirkt. Jakobson analysiert das Verhältnis der vier Strophen des Gedichtes als ein „geschlossenes grammatikalisches Ganzes“, dessen Strophenpaare eine „Spiegelbildsymmetrie“ aufweisen.

Bei der Untersuchung der im Text vorliegenden Wortarten stellt Jakobson ein Vorherrschen der Pronomina fest. Deren Häufigkeit interpretiert er von der Ebene der Sprechbarkeit des Gedichtes her.

Im letzten Teil fügt Jakobson der grammatischen Ebene und der der Sprechbarkeit noch die des Inhalts hinzu. Er führt den Inhalt des Gedichtes nur in der abstrakten Form an, wie Brecht ihn in einer theoretischen Abhandlung ausdrückte. Auf den Inhalt des konkreten Gedichtes, die Rolle der Partei, geht Jakobson gar nicht ein.

Jakobson gibt keine Interpretation des Gedichtes. Er weist lediglich den Rahmen einer möglichen Interpretation auf. Daß er sich mit der Darstellung der strukturellen Entsprechung von Grammatik, Sprechbarkeit und der abstrakten Form des Inhalts auf einen Interpretations-

*rahmen* beschränkt, ist nur konsequent, da nach strukturalistischer Auffassung das Literarische eines literarischen Textes gerade darin besteht, daß es sich jeder bestimmten Interpretation entzieht. Was Jakobson liefert, ist eine Vorgabe des Spielraumes, in dem sich eine Interpretation zu vollziehen hätte.

Befriedigender wäre eine strukturalistische Interpretation zweifellos, wenn der Autor die Grenze zwischen Analyse und Interpretation genau angeben würde. Das Problem dieser Abgrenzung stellt sich nicht nur dann, wenn der Leser einer strukturalistischen Analyse fragt, warum die Analyse gerade hier und nicht auf einer anderen Ebene abbricht; vielmehr stellt es sich zu Anfang einer jeden Analyse, wenn der Leser mit der Frage allein bleibt, warum der Autor z.B. die grammatikalische Ebene als die tragende ansieht oder warum der Verfasser ein bestimmtes Kriterium wählt, anhand dessen er Kontinuität und Differenz mißt. Der Strukturalismus stößt an dem Punkt auf Probleme, an dem er zur Anwendung übergeht. Der Grund für diese Schwierigkeit beruht darin, daß er einerseits Interpretationen prinzipiell in Frage stellt, daß er andererseits aber bei der Analyse nicht ohne interpretatorische Hypothesen auskommt. Zwischen den Ergebnissen verschiedener Interpretationen und dem, was der Strukturalismus als das Kennzeichen von Literatur deutlich gemacht hat, besteht eine Diskrepanz, die bisher nicht überwunden ist. (Strohmaier, 297f.)

- Formalismus und Strukturalismus stehen als literaturwissenschaftliche Methoden des 20. Jahrhunderts, insofern sie in eine Ästhetik der Innovation eingebettet sind, der avantgardistischen Kunst und Literatur der Hochmoderne nahe. Im Rückblick erscheinen sie als Bestandteil jenes 'linguistischen Zeitalters', das bis hinein in die Sprachphilosophie den Kern der Kultur und ihrer Wissenschaft im Medium der Sprache zu fassen suchte.

Husserls *Phänomenologie* mit ihrer Kategorie der „Einstellung“, vor allem aber die von Linguisten wie Ferdinand de Saussure auf den Weg gebrachte *strukturelle Sprachwissenschaft* mit ihrer zentralen Unterscheidung zwischen Paradigmatik und Syntagmatik bilden die gemeinsame Grundlage für den Russischen Formalismus wie den daraus hervorgegangenen Strukturalismus in der Literaturwissenschaft; dieser Ursprung erklärt auch die Nähe beider zu Semiologie und Semiotik. (Grübel, 386)

## **Stichwortliste zur 8. Sitzung: *Strukturalismus***

### *1. Allgemeines*

Saussure als Vorbereiter – Anknüpfung an den Formalismus – Lacan, Lévi-Strauss, Foucault, Barthes – Wende zum Poststrukturalismus – Deutsche Konjunktur: 1960er–70er.

### *2. Hintergrundtheorie*

Saussures Leitbegriffe – Begriff der Struktur – Orientierung an der empirisch-analytischen Wissenschaftstheorie.

### *3. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)*

Arbeitsschritte: Typen-Erstellen, Zweier-Einteilungen, Abgrenzen künstlerischer Texte – Kunstwerk als autonomes Zeichengebilde – Verweisung des Zeichens auf sich selbst – Vieldeutigkeit als das Wesen literarischer Werke – Verzicht auf Interpretation – Ästhetik der Innovation.

## Frage für die Nachbereitung

### *Strukturalismus*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 9. Sitzung: Diskursanalyse

### *Ausgewertete Texte*

R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 129–138.

J. Bossinade: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 36–38, 140–143, 161–166.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 121–131.

C. Kammler: *Historische Diskursanalyse (Michel Foucault)*. In: K.-M. Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen<sup>2</sup>1997, S. 32–56.

S. Rieger: *Exkurs: Diskursanalyse*. In: M. Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 164–169.

S. Winko: *Diskursanalyse, Diskursgeschichte*. In: H.L. Arnold/H. Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München<sup>2</sup>1997, S. 463–478.

### 1. Allgemeines

#### *Hauptvertreter und -werke*

- Ihren Ausgangspunkt hat die Diskursanalyse in den Arbeiten des französischen Philosophen Michel Foucault. Sie bieten zwei unterschiedliche Zugriffsweisen: eine eher an Fakten orientierte in den historischen Studien der 1950/60er Jahre sowie eine eher konzeptionelle in den generalisierenden Schriften aus den 1970ern. (Baasner, 129)

Michel Foucault (1926–1984) war weniger ein systematischer als ein außerordentlich kreativer Denker, der seine theoretischen Positionen oft verändert hat. (Winko, 465)

- Entwickelt wurde das Konzept des Diskurses in mehreren historischen Studien, unter denen *Die Ordnung der Dinge* (1966) und *Archäologie des Wissens* (1969) große Wirkung erlangt haben. Die vielleicht größte Beachtung findet die kurze konzeptionelle Inauguralvorlesung *Die Ordnung des Diskurses* (1970). (Baasner, 130)

#### *Konjunktur*

- In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurde die Diskursanalyse als „ein neues Konzept der Humanwissenschaften“ (Kittler/Turk) in die deutschsprachige Literaturwissenschaft eingeführt. (Winko, 470)

#### *Vorläufer, Vorbilder*

- Als wichtigster Ausgangspunkt Foucaults ist der Strukturalismus zu nennen – einige seiner Grundannahmen hat er übernommen, von vielen hat er sich explizit abgesetzt (daher auch die Rede vom ‘Poststrukturalismus’). Dennoch hat er auch die Disziplinen, die sein Denken am stärksten beeinflusst haben, Psychoanalyse, Linguistik und Ethnologie, vornehmlich in ihren strukturalistischen Spielarten zur Kenntnis genommen. (Winko, 466)

### 2. Hintergrundtheorie

#### *‘Übergreifende’ Hintergründe*

- Es gibt keine einheitliche oder gar verbindliche Definition des Diskursbegriffs. Er wird in verschiedenen Disziplinen als eingeführter Terminus mit unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht. Zugleich ist er seit den achtziger Jahren ein literaturwissenschaftlicher Modebegriff und insofern oft unspezifisch verwendet worden. Mindestens vier Typen des ‘Diskurs’-Begriffs sind aber zu unterscheiden. In literaturwissenschaftlichen Texten dominiert der vierte Typ.

(1) In der Linguistik bezeichnet der Begriff ‘Diskurs’ in der Regel zusammenhängende Rede, kohärente Texte.

(2) Philosophisch spielt der Begriff in der 'Frankfurter Schule', besonders bei Jürgen Habermas, eine Rolle. Hier bezeichnet er denjenigen Kommunikationstyp, mit dem sich Personen über den Geltungsanspruch von Normen verständigen.<sup>3</sup>

(3) In der Erzähltheorie bezieht sich der Begriff 'Diskurs' ('discours') auf den formalen Aspekt einer Erzählung. Er bezeichnet das Erzählen, die Narration, während das Erzählte, die Handlungsfolge, 'histoire' genannt wird.

(4) Im engeren Sinne 'diskurstheoretisch' wird der Begriff disziplinübergreifend verwendet, und zwar in zahlreichen Varianten. Vorläufig soll er hier als Bezeichnung für ein „System des Denkens und Argumentierens“ verstanden werden, das durch einen gemeinsamen „Redegenstand“, durch „Regularitäten der Rede“ und durch „Relationen zu anderen Diskursen“ bestimmt ist (Titzmann). Diskurse sind also keine Einzeltexte oder Textgruppen, sondern Komplexe, die sich aus Aussagen und den Bedingungen und Regeln ihrer Produktion und Rezeption in einem bestimmten Zeitraum zusammensetzen. Ein Beispiel: Der „juristische Diskurs des 19. Jahrhunderts“ ist demnach zu bestimmen über seinen Gegenstand (das Recht, die Rechtsprechung), über die Weise, in der dieser Gegenstand thematisiert wird (zum Beispiel in einer bestimmten juristischen Terminologie und Argumentationsform), und über seine Beziehungen zu anderen Diskursen der Zeit, etwa zu psychologischen oder theologischen Diskursen. (Winko, 463ff.)

- „Diskurse“ setzen sich aus Komplexen von so verstandenen „Aussagen“ zusammen, deren Verbindung oder „Formation“ bestimmten Regeln gehorcht. Diese Regeln sind historisch variabel. Das heißt: die Möglichkeiten und Beschränkungen, Aussagen zu formieren, unterscheiden sich in verschiedenen Epochen. Das „allgemeine System der Formation und der Transformation von Aussagen“ nennt Foucault „Archiv“. Um Diskurse zu analysieren, sind also sowohl Aussagen als auch ihre Formationen und ihre Bedingungen zu untersuchen – also die impliziten und expliziten Regeln, die zu einem gegebenen Zeitpunkt Diskurse strukturieren: Sie legen fest, welche Gegenstände in einem Diskurs zugelassen sind, mit welchen Begriffen und in welchem Modus (Erzählung, wissenschaftliche Abhandlung, mythologische Darstellung u.a.) über sie gesprochen wird, welche theoretischen Annahmen dabei vorausgesetzt werden, wer redet oder reden darf. Dasjenige „kognitive Ordnungsschema“, mit dem in einer Epoche Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen organisiert werden, bezeichnet Foucault als deren „Episteme“. (Winko, 467f.)

- Diskurse entstehen und regeln sich nicht aus sich selbst heraus. Vielmehr sind sie Bestandteil von sozialen Kräfteverhältnissen, von Praktiken der *Macht*. Als ordnungsstiftende Kraft manifestiert sich die so verstandene „Macht“ in denjenigen Ausschlußverfahren, mit denen ein Diskurs 'nach außen' abgegrenzt wird, und in den Kontrollmechanismen, die ihn intern regulieren. Der „medizinische Diskurs“ etwa ist dementsprechend als ein Komplex von Aussagen und Regeln aufzufassen, die festlegen, wer wann in welcher Institution und mit welchen Begriffen über Gesundheit und Krankheit spricht und was er damit bezeichnet.

Komplexe, in denen Wissen und Macht zusammenwirken, nennt Foucault „Dispositive“. (Winko, 468)

- In seiner Inauguralvorlesung widmet sich Foucault den Reglementierungspraktiken, die gewährleisten, daß nicht jedes beliebige Subjekt zu jedem Zeitpunkt und an jedem Ort seiner Wahl sagen kann, was es will; kurz: den Machtmechanismen, mit deren Hilfe sich eine diskursive Praxis nach außen hin abschottet. (Kammler, 43)

- Wenn Foucault die Formationsarten eines Diskurses rekonstruiert, erinnert das zunächst an das Regeldenken der französischen Strukturalisten. Im Unterschied zu diesen fragt Foucault jedoch konsequent nach dem, was mit Hilfe der Regeln ausgeschlossen, marginalisiert, diszipliniert wird. Es ist, mit anderen Worten, das Verdrängte des Diskurses, das seine Aufmerk-

---

<sup>3</sup> Auch andere Diskursbegriffe sind versuchsweise auf literaturwissenschaftliche Gegenstände angewendet worden, z.B. der von Jürgen Habermas, der auf einer Theorie sozialer Interaktion aufbaut. Verwendung findet er überwiegend in der Tradition der Kritischen Theorie. (Baasner, 129)

samkeit auf sich zieht und das im Rahmen der neuzeitlichen Moderne als das nichtintegrierbare Andere der Vernunft identifiziert wird. Insofern dieses Andere aber nur von einem System von Aussagen her gedacht werden kann, figuriert es als ein überwiegend semantisch, durch Serien von Merkmalszuschreibungen konstituiertes 'Objekt'. (Bossinade, 36f.)

- Foucaults Kritik moderner Erkenntnistheorie wendet sich gegen die scheinbar „selbstverständliche“ Annahme eines „begründenden Subjekts“, das als Ursprung sprachlicher Äußerungen und Ursache für deren Bedeutung angesehen wird, und die Annahme einer „ursprünglichen Erfahrung“, für welche die Gegenstände Träger von Wahrheit oder Bedeutung darstellen, die Sprache dann „nur noch“ ausdrücken muß (Foucault 1974a, 31f.). Dagegen stellt er die These, daß es nichts 'hinter' den Diskursen gebe; anders ausgedrückt: Welt ist nur durch Sprache zu 'haben', wird durch sie nicht etwa repräsentiert, sondern (als diese bestimmte Welt) allererst konstituiert; und diese Sprache wird von vorgängigen symbolischen Ordnungen bestimmt. Entsprechend wird auch Wahrnehmung stets durch die diskursive Einbindung des Wahrnehmenden geprägt und ermöglicht; auch sie ist also keineswegs 'ursprünglich'. Dem Subjekt, der zentralen Instanz moderner Erkenntnistheorie, kann infolgedessen keine Autonomie mehr zugeschrieben werden: Es ist abhängig von den Diskursen, in denen es erkennt und spricht und die es selbst überhaupt erst hervorbringen und ausmachen. (Winko, 466f.)

- Noch entschiedener verschiebt Foucault die Perspektive auf die Macht. In den 70er Jahren entwirft er eine einflussreiche Theorie der Macht, für die er Nietzsches Begriff der Genealogie, der Herkunftsbeziehung heranzieht.<sup>4</sup> Die Macht wird als ein Bündel strategischer Positionen auf einer vielfach gekreuzten Achse dargestellt. Als „netzförmige Organisation“ gedacht, verliert die Macht ihren Charakter als eindimensionales Instrument der Unterdrückung. Sie wandelt sich zu einer produktiven Instanz, die, statt ein gegebenes Subjekt zu beherrschen, das Subjekt und die diversen Formen von Subjektivität überhaupt erst erzeugt.<sup>5</sup> Diese dezentralisierte Figur der Macht eignet sich gut dazu, literarische Themen aus alten Vorurteilen zu lösen. (Bossinade, 165)

## 2. Literaturtheorie

### Ziele/Perspektive

- Die Beschäftigung mit Literatur stand für Foucault nicht im Zentrum seines Interesses, und er hat auch keine systematische Analyse des literarischen Diskurses vorgenommen.<sup>6</sup> Literatur und Bildende Kunst haben für ihn überwiegend illustrative Bedeutung; er behandelt sie als Beispiele, an denen er andere Überlegungen verdeutlichen kann. Dabei wandelt sich die Rolle, die Literatur für Foucault spielt, mit den drei Phasen seines Werks.

In seinem Frühwerk, also in den sechziger Jahren, schreibt Foucault der Literatur die Funktion eines „Gegendiskurses“ zu, der im Gegensatz beispielsweise zum wissenschaftlichen Diskurs dem dominierenden Machtmechanismus nicht unterworfen ist. Literarische Texte stellen Muster und Schemata der Wahrnehmung und Erkenntnis von Wirklichkeit in Frage, die in der Wissenschaft wie im Alltag als normal gelten, und gehen über sie hinaus. Hinter dieser These steht die Annahme, daß gelungene Kommunikation und Verstehen die Ausnahme, Selbstre-

---

<sup>4</sup> Denjenigen Theorietyp, der es nicht beim streng analytischen „Ausgraben“ diskursiver Formationen („Archäologie“) beläßt, sondern sich den Formen ihrer Bedingtheit durch Machtverhältnisse und -mechanismen zuwendet, nennt Foucault „Genealogie“. (Kammler, 45)

<sup>5</sup> Von der Vorstellung einer dem Wissen äußerlichen Macht, die sich dieses lediglich aneignet, unterordnet und es ihren Zwecken dienstbar macht, verabschiedet sich Foucault in den siebziger Jahren, wenn er „Macht“ zur Produzentin von „Wissen“ erklärt und umgekehrt. (Kammler, 43)

<sup>6</sup> Innerhalb seines umfangreichen Gesamtwerks kommt Foucaults *Schriften zur Literatur* eine eher marginale Rolle zu. So geht es in der *Archäologie des Wissens*, seinem methodologischen Hauptwerk, um Methoden der Analyse historischer Wissensformationen (wie der Medizin oder der Biologie). Die *Diskursanalyse* wurde also nicht als Verfahren zur Beschreibung oder gar Deutung einzelner literarischer Texte konzipiert. (Kammler, 32)

ferentialität dagegen als Normalfall der Sprache anzusehen sei. Allein Literatur realisiert unter diesen Voraussetzungen die eigentlichen Qualitäten der Sprache: Sie thematisiert die Auflösung des Ich, ist also gewissermaßen subjektlos und verweist allein auf sich selbst. Als Charakteristika literarischer Texte treffen diese Merkmale allerdings nur auf moderne Literatur zu; dementsprechend bezieht sich Foucault auch überwiegend auf symbolistische und besonders auf surrealistische Texte.

In späteren Arbeiten sieht Foucault die Literatur kritischer. Da er sich hier generell auf gesellschaftliche Zusammenhänge und Machtmechanismen konzentriert, nimmt er auch Literatur unter dieser Perspektive wahr. Auch literarische Texte können Bestandteil von Herrschaftsdiskursen sein, können Macht ausüben. 'Literatur' ist hier als wertneutrale Bezeichnung für einen wechselnden Gegenstandsbereich aufzufassen, der durch verschiedene innerdiskursive Faktoren (zum Beispiel poetologische Doktrine) und einander überlagernde andere Diskurse (etwa politische, juristische, medizinische) strukturiert ist. (Winko, 468f.)

- Im Vortrag *Was ist ein Autor?* proklamiert Foucault das „Verschwinden des Autors“ (Barthes). Damit ist nicht die Existenz einer empirischen Person geleugnet, die den Text verfaßt. Verworfen werden aber die Eigenschaften, die dieser Person zugleich mit der Bezeichnung 'Autor' zugeschrieben werden: die Position und Autorität eines „Zentralsubjekts“ (Link), das aus sich heraus erschafft, seine Intentionen im literarischen Text realisiert und das nicht selten als 'autonom' gedacht wird. Foucault analysiert den Konstruktcharakter dieses „Autor“-Begriffs und stellt ihn als interne Ordnungskategorie für Diskurse heraus, die verschiedene Funktionen erfüllt, zum Beispiel Texte zu Gruppen zusammenzufassen oder Identitäten herzustellen. (Winko, 470)

Der Autor gilt in der literaturwissenschaftlichen Diskursanalyse nicht mehr als autonomes Schöpfersubjekt. Was er schreibt, ist nicht als Ausdruck seiner Individualität und seiner Absichten zu verstehen, sondern wird bestimmt von der vorgängigen symbolischen Ordnung, an die jeder Mensch durch seine Sprache gebunden ist. Mit jeder Aussage gibt sich ein Sprecher – zumindest dem Diskursanalytiker – als von Diskursen geprägt zu erkennen und keineswegs als freies Subjekt. (Winko, 472)

Unverzichtbar für die Literaturwissenschaft ist die Einsicht, daß die individuelle Leistung eines Autors für den eigenen Text gering sein kann. Wenn der Diskurs die Ordnung der Texte bestimmt, verschwinden ihre Urheber. Die *Autorrolle* muß unter diesen Umständen neu überdacht werden. Auf diesem Feld lag ein erster Schwerpunkt der Applikation. Eine Grundlage bietet Foucault Vortrag *Was ist ein Autor?*. Die Autorfunktion geht – ohne daß das Vorhandensein tatsächlicher Personen als Urheber von Texten bestritten würde – in großen Teilen auf den Diskurs über. Die individuelle Verfasserschaft von Texten ist irrelevant; Autoren erscheinen als Namen, denen zu Ordnungszwecken Texte zugeschrieben werden. Der Diskurs ist wie ein Schwimmbecken (in dem der Beckenrand freilich nicht zu sehen ist), dessen Fluten ein Mensch sich nur anvertrauen kann, um getragen und mitgenommen zu werden.

In fiktionalen Konstruktionen sind Ausschnitte aus historisch jeweils geläufigen Diskursen dargestellt. Literarische Texte enthalten immer auch gedankliche Formationen, die zur Zeit ihrer Entstehung allgemein gängig sind. Wenn es auch keinen eigenen Diskurs gibt, der Literatur enthält, so enthält Literatur doch viele Diskurse. (Baasner, 136f., 138)

An die Stelle des bürgerlichen Individualitätsideals ist die Einsicht in die mediale Fremdbestimmung getreten. (Bossinade, 140)

Foucaults Frage in *Was ist ein Autor?* lautet präziser so: Was ist ein Autor, wenn die transzendente Tradition des 19. Jahrhunderts zu zerfallen beginnt? Wo die Autonomie der Sprachzeichen anerkannt wird, hat die Figur des genialischen Individuums ihre Fetischfunktion verloren. Foucault bewegt sich im Rahmen einer sprach- und kunstphilosophischen Debatte, die im deutschsprachigen Raum unter dem negativen Schlagwort 'Sprachkrise um 1900' bekannt ist. Die positive Seite hieß: Eigenmacht der Sprache. (Bossinade, 141)

Im Kern geht es Foucault darum, die Sehrichtung des Forschungsprozesses umzukehren. Das Urheber-Subjekt verschwindet aus dem Zentrum, was aber keineswegs heißt, dass es sich in Nichts auflöse. Das Subjekt verschwindet in den Funktionszusammenhang des Diskurses, der danach zur zentralen Adresse wird. Foucault fasst die erkenntnisleitende Rolle des Diskurses so zusammen: Die Frage laute nicht, was der Autor vom Tiefsten seiner selbst ausgedrückt habe. Die Frage lautet, welche Existenzbedingungen dieser Diskurs habe, woher er komme und wie er sich verbreiten könne. (Bossinade, 142)

- Zu den „Verknappungsprinzipien“, die den Diskurs beschränken, rechnet Foucault auch den „Kommentar“, die Wiedergabe eines Textes mit anderen Worten. Im *Umgang* mit literarischen Texten übernehmen Interpretationen diese Kommentarfunktion: Interpreten setzen voraus, daß ein literarischer Text etwas enthalte, das er nicht explizit ausspreche, das ihn aber wichtig mache; und die Aufgabe der Interpretation sei es, dieses Ungesagte auszusprechen. (Winko, 470)

- In Foucaults Diskursanalyse wurde von Kittler, Turk und anderen eine Möglichkeit gesehen, ‘angemessener’ als bisher mit Literatur umzugehen. Leitend ist eine seit den siebziger Jahren zunehmende, generelle Kritik an traditionellen Wissenschaftskonzeptionen. Insbesondere deren Objektivitätsideal und Fixierung auf Rationalität und Wahrheit werden als Fiktionen abgelehnt. Die theoretischen Voraussetzungen und Ziele der Hermeneutik werden als nicht mehr haltbar kritisiert., und die hermeneutische Interpretationspraxis wird abgelehnt. Kritisiert wird eine Literaturwissenschaft, die Texte nur als Träger von etwas vermeintlich Wichtigem auf-fasse, der es nicht eigentlich um die literarischen Texte gehe, sondern um das, was sie bedeuten. Hinzu kam ein literaturgeschichtliches Argument: Moderne Literatur spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts verweigere sich der Fixierung eines Sinns und produziere offene statt geschlossener Texte; daher werde Literatur von einem ‘sinnsuchenden’ Ansatz wie der Hermeneutik ebenso verfehlt wie von allen Konzeptionen, die von einem geschlossenen Werkganzen ausgehen, auf das hin einzelne Elemente und Analyseergebnisse zu beziehen sind. (Winko, 470f.)

#### *Vorgehensweise*

- Da es keinen verbindlichen Sinn eines Textes gibt, den sich Leser aneignen könnten, keine Bedeutung, die Interpreten rekonstruieren könnten, können Rezipienten immer nur ihre eigene Lesart konstruieren. (Winko, 472)

#### *Abgrenzung*

- Was bedeutet dieser Text? Welche Intention hat der Autor mit dem Text verfolgt? Antworten auf Fragen wie diese erwarten viele Leser (noch immer) von literaturwissenschaftlichen Textinterpretationen. In traditionellen hermeneutischen Interpretationen wird dieser Erwartungshaltung meist entsprochen, indem zum Beispiel Aufschluß über die historische Bedeutung von Wörtern, Motiven und Problemen gegeben wird, die im Text nachzuweisen sind, und Informationen über Autor, Entstehungszeit sowie historische Sachverhalte vermittelt werden. Liest man diskursanalytische Interpretationen mit derselben Erwartung, so entsteht zunächst Irritation: Antworten auf die genannten Fragen sind hier nicht zu finden. Stattdessen werden beispielsweise Texte auf andere Texte und auf Diskurse bezogen, wird nach dem Vorgang des Schreibens selbst und nach der ‘Autorfunktion’ gefragt, werden Texte zu so wenig ‘literaturwissenschaftlichen’ Themen wie Körperkultur, Tischsitten und Urheberrecht herangezogen. Diskursanalytiker folgen einer anderen ‘Suchoptik’, stellen andere Fragen ins Zentrum ihrer Untersuchungen und setzen theoretische Prämissen und Begriffe ein, die sich ‘Hermeneutik-gewöhnte’ Leser erst aneignen müssen. (Winko, 463)

- Die Diskursanalyse teilt nicht mehr das hermeneutische Ziel, durch bestimmte interpretative Operationen zu einem adäquaten Sinnverstehen des Textes zu gelangen. Sie lehnen das verbreitete triadische Kommunikationsmodell ab. In der einfachsten Form dieses Modells wird ein ‘Dreiecksverhältnis’ mit eindeutig fixierbaren Instanzen angenommen: Es gibt den Autor



als Urheber eines Textes, den als Einheit verstanden und auf seinen Produzenten und seine Entstehungszeit verweisenden Text sowie den Leser, der im Verlauf des Verstehens in einen Dialog mit dem Text tritt und sich dessen Sinn 'aneignet'. Statt dieser Instanzen untersuchen Diskursanalytiker Prozesse, Relationen, intertextuelle Verweise. (Winko, 471f.)

- Die Literaturwissenschaftler fasziniert an Foucault seine radikale Negation dessen, was sie seit jeher betreiben: der *Interpretation*. Bereits in der *Geburt der Klinik* grenzt sich Foucault gegen den „kommentierenden“ Umgang mit dem Wort ab. Der *Kommentar*, Synonym für alle Varianten der Interpretation, dessen historischen Ursprung Foucault in der biblischen Exegese ansiedelt, setze „per definitionem einen Überschuß des Signifikats im Verhältnis zum Signifikanten voraus“ (Foucault 1973a, 14). Indem der Kommentar die Bedeutung eines Textes nach dem Vorbild jenes göttlichen Wortes auffaßt, das „am Anfang war“, das immer wieder zur Deutung herausfordert, sich aber nie restlos offenbart, begibt er sich nach Foucault in eine paradoxe Position gegenüber seinem Objekt. Ein Kommentar postuliert gleichzeitig die prinzipielle Unlösbarkeit des Rätsels, das die Sprache für ihn darstellt und seine eigene Geltung als Interpretation.

Foucaults Angriff richtet sich gegen die Mystifizierung des Subjekts, das der Kommentar als Ursprung, Wesen, Substanz hinter den „bloßen Erscheinungen“, die die sprachlichen Aussagen für ihn darstellen, aufspüren will. Die „*Diskursanalyse*“ greift demgegenüber den strukturalistischen Systemgedanken auf, d.h. die Einsicht, daß der Sinn eines sprachlichen Zeichens nichts anderes als das Produkt der Differenz oppositioneller „Werte“ ist, deren Gesamtheit die „Struktur“ einer Sprache oder eines der Sprache analog konstituierten Systems ausmachen. „*Diskurse*“ wären somit Systeme von Aussagen, deren Sinn sich aus den synchronen und diachronen Oppositionsbeziehungen ergäbe, die sie voneinander unterscheiden. (Kammerler, 32f.)

#### *Textauffassung*

- Literarische Texte werden als 'Knotenpunkte' im Netzwerk verschiedener Diskurse betrachtet. Sie sind kontingent, ohne feste Grenzen und verweisen nicht auf eine außertextuelle Wirklichkeit, sondern auf andere Texte. (Winko, 472)

### *3. Methode der konkreten Textarbeit*

#### *Vorgehensweise*

- Die Diskursanalyse ist überwiegend kein Verfahren zur Einzeltextanalyse. Wenn sie dennoch auch als solches angewendet wird, dann unter zwei Perspektiven: Zum einen wird untersucht, welche Diskurse in dem einzelnen Text thematisiert werden bzw. sich in ihm nachweisen lassen; zum anderen wird gefragt, wie die nachweisbaren Diskurse im Text zur Sprache kommen: ob der Text sie reproduziert oder ob er sie – explizit oder implizit – unterläuft. (Winko, 472)

### *4. Einzelne Richtungen*

- Drei Richtungen diskursanalytischer Literaturwissenschaft lassen sich unterscheiden.

(1) Für die *historisch-psychoanalytische* Richtung sind charakteristisch die Einleitung zum Band *Urszenen* und F.A. Kittlers *Aufschreibesysteme*. Foucaultsche Grundannahmen werden mit Konzepten der Psychoanalyse und der Linguistik verbunden. Angenommen wird, daß es unbewußte kulturelle Verbote gibt, „die das Sprechen steuern“ und sich einem reflexiven Erfassen entziehen, und zum anderen „Mythen“, die diese Verbote verschleiern. Beides aufzudecken ist Ziel der Diskursanalyse.

Zu den Diskursen, die diese Verbote und Mythen verwenden und reproduzieren, zählen auch Interpretationen im traditionellen Sinne, die als Kommentare verstanden werden, die literarische Texte lediglich 'verdoppeln'. Ferner werden solche Diskurse untersucht, denen „paradoxe Sprechakte“ zugeschrieben werden: Rhetorik und Literatur. In einem literarischen Text

wird der wahrheitsfunktional bestimmte Diskurs alltäglicher oder wissenschaftlicher Rede durch selbstbezügliches Sprechen 'übertreten', d.h. literarische Texte thematisieren immer ihr eigenes 'Geschriebensein'.

In den konkreten Analysen werden Beziehungen zwischen literarischen Texten und anderen – medizinischen, pädagogischen – Texten und Dokumenten hergestellt, die demselben Diskurs angehören sollen. Das Bindeglied wird meist in einem gemeinsamen Thema, einem Denkmuster oder einer Schreibtechnik gesucht. Auch die eigenen Bezugstheorien werden mit den historischen Texten gekoppelt. Ferner werden direkte Verbindungen zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Informationen hergestellt.

(2) In der *historisch-philologischen Richtung* dominiert der historisierende Zugang. Auf der Grundlage Foucaultscher Prämissen bindet z.B. N. Wegmann die Diskursanalyse an die philologische Konzentration auf die Schrift zurück und nicht an einen 'dahinterliegenden' metaphysischen Sinn.

Ein Ziel dieser Richtung liegt in der Revision literaturhistorischer Klassifikationen, beispielsweise des Epochenbegriffs 'Empfindsamkeit'. Das Vorgehen traditioneller Literaturwissenschaftler, nur bestimmte Typen von Kontextwissen zu berücksichtigen, also stark auszuwählen und so ein einheitliches Bild der Epoche zu entwerfen, wird abgelehnt. Statt dessen soll nach den diversen Diskursen gefragt werden, die einander in einem bestimmten Zeitraum überschneiden, ergänzen und widersprechen, nach diskursiven Abgrenzungsstrategien und nach der „Leitdifferenz“, die „empfindsames“ Sprechen kennzeichnet.

Ein Problem beider Richtungen stellt der Literaturbegriff dar: Ist Literatur eigentlich als Gegendiskurs oder 'nur' als Schnittmenge von Diskursen aufzufassen?

(3) Die *semiotische Richtung* zieht Modelle und Verfahrensweisen der Semiotik heran, die sich mit der Struktur sprachlicher Zeichen und außersprachlicher Zeichensysteme befaßt und ein Repertoire textanalytischer Kategorien zur Verfügung stellt. Der erste Schwerpunkt des Interesses ist die besondere Funktionsweise literarischer Texte, der zweite ist das Verhältnis von Literatur und Diskursen. J. Link differenziert „Diskurselemente“ in solche, die nur in einem Diskurs vorkommen, und solche, die in mehreren Diskursen vorkommen. Diese „interdiskursiven Elemente“ verbinden die zahlreichen spezialisierten Einzeldiskurse. Eine semiotische Diskursanalyse kann zum einen die Funktion untersuchen, die ein „Kollektivsymbol“ in einem literarischen Text hat; zum anderen kann sie das Netzwerk der Beziehungen analysieren, in dem der Text mit der Verwendung dieses Symbols steht. (Winko, 473ff.)

- Ausgangspunkt der Argumentation ist die wachsende Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft. Besonders seit der Industrialisierung geht die gesellschaftliche Arbeitsteilung mit einer Funktionstrennung der kulturellen Diskurse einher. Das wachsende Wissen der modernen Gesellschaft wird in zunächst voneinander isolierten medizinischen, juristischen, ökonomietheoretischen, naturwissenschaftlichen, religiösen und anderen Spezialdiskursen gewonnen und verwaltet. Zugleich besteht jedoch stets die Notwendigkeit einer Funktionsintegration; um einen Austausch über das Wissen der einzelnen Spezialdiskurse zu gewährleisten, ist ein Interdiskurs notwendig, der dieses Wissen über die Einzeldiskurse hinaus auch Laien zugänglich macht. Die Alltagssprache, politische, journalistische und populärwissenschaftliche Diskurse, aber auch die Literatur fungieren solchermaßen als Interdiskurse.

Bestimmte „elementar-literarische Anschauungsformen“, wie etwa Analogien, Metaphern und Symbole, überführen das Spezialwissen in eine anschauliche und allgemeinverständliche Form und ermöglichen damit erst das Gespräch über die Diskursgrenzen hinweg. Dabei spielen vor allem die von einer Gesellschaft kollektiv verwendeten Symbole, denen gesamtgesellschaftliche Erfahrungen zugrunde liegen, eine wichtige Rolle. (Wechsel, 460f.)

- Link geht es darum, wie solche Kollektivsymbole literarisch verwendet und verarbeitet werden. Als Beispiel dient ihm das seit der Erfindung des Ballons im 18. Jahrhundert in literarischen und journalistischen Texten häufig verwendete Symbol des (Fessel-)Ballons. Den Erfolg dieses Symbols erklärt Link aus der Tatsache, daß sich in ihm zahlreiche Diskurse berüh-

ren: Das Ballonsymbol repräsentiert als Vehikel oder Maschine einerseits den Diskurs der Naturwissenschaften; als Jahrmarktsspektakel wird der Ballon andererseits zum technisch realisierten Wunder. Das Wissen der Aufklärungsgesellschaft tritt demnach neben den Glauben des religiösen Diskurses. Die unmittelbare Erfahrbarkeit durch die Massen macht den Ballon schließlich zu einem geeigneten Symbol des Fortschritts im politischen Diskurs der Befürworter der Französischen Revolution. (Wechsel, 461)

## 5. Würdigung/Kritik

### *Kritik*

- Die Diskursanalyse hat tradierte und konventionelle theoretische Voraussetzungen explizit gemacht und in Frage gestellt, etwa die Kriterien, nach denen Texte als 'literarisch' eingestuft werden, die Implikationen der Behauptung, der Autor sei authentischer Urheber eines Textes, oder die Annahme, Texte ließen sich säuberlich von Kontexten unterscheiden. Strittig sind aber gleichwohl die Alternativen, die die Diskursanalyse vorschlägt.

(1) Probleme mit dem Status der Textanalyse: Wenn der literarische Text nicht mehr als intersubjektiver Zielpunkt literaturwissenschaftlicher Forschung angenommen wird, verliert auch die Einzelinterpretation ihren Erkenntnisanspruch. Bedeutungszuordnungen werden beliebig, wenn es keinen Näherungswert gibt, auf den sich Interpretationen zubewegen, oder wenn es kein Kriterium mehr gibt, das ihre Intersubjektivität zumindest hypothetisch garantiert. Wenn in diskursanalytischen Arbeiten Beziehungen zwischen literarischen Texten und Diskursen der Entstehungszeit nachgewiesen werden, so kann ein solches Vorgehen aus der Sicht hermeneutischer Literaturwissenschaft zwar interessant sein, aber keine 'erheblichen' Einsichten in den Text als ein Ganzes eröffnen.

(2) Probleme mit den Präsentationsformen: Diskursanalytiker haben einen neuen Stil des Sprechens über Literatur etabliert, der besondere Rezeptionshaltungen fordert (und fördert). Auffällig sind zunächst die deutliche Vorliebe für wohlgelungene (und wohlklingende) Formulierungen, nicht selten auf Kosten der argumentativen Prägnanz und Klarheit, sowie eine Tendenz zum emphatischen Sprechen. Das Verständnis wird auch dadurch erschwert, daß die theoretischen Prämissen und Begriffe meist nicht expliziert werden. Eine dritte Schwierigkeit liegt darin, daß in vielen diskursanalytischen Arbeiten eine erhebliche Menge an Informationen präsentiert wird, ohne daß der Bezug zum behandelten literarischen Text immer ganz klar wäre. Wenn keine Auswahlkriterien genannt werden (was in diskursanalytischen Arbeiten 'per definitionem' ein Problem ist), wirkt die Bezugnahme beliebig. Dem entspricht auf der Mikroebene der Argumentation eine eher assoziative Verbindung von Argument und Konklusion, die nur nachvollziehbar ist, wenn Leser 'gleich denken'. Gründe hierfür liegen auch hier unter anderem im Verzicht auf die kategoriale Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache, zwischen literarischer Rede und Rede über Literatur, der Folgen für den Sprachgestus und die Maßstäbe der Argumentation hat. (Winko, 477f.)

## **Stichwortliste zur 9. Sitzung: *Diskursanalyse***

### *1. Allgemeines*

Wichtige Texte Foucaults – Ausgang vom Strukturalismus.

### *2. Hintergrundtheorie*

Diskursbegriff – Episteme – Ausschlussverfahren und Kontrollmechanismen – Das Subjekt ist abhängig von den Diskursen – Macht und Wissen.

### *2. Literaturtheorie*

Funktionen der Literatur in F's Werkphasen – Der Autor ist kein autonomes Schöpfersubjekt – Kritik hermeneutischer Sinnsuche – Texte als 'Knotenpunkte' im Netzwerk der Diskurse.

### *3. Methode der konkreten Textarbeit*

Welche Diskurse sind im Text nachweisbar, und wie kommen sie zur Sprache?

### *4. Einzelne Richtungen*

Kittler, Wegmann – Links Erforschung von Kollektivsymbolen.

### *5. Würdigung/Kritik*

Status der Textanalyse – Präsentationsformen.

## **Frage für die Nachbereitung**

### *Diskursanalyse*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 10. Sitzung: Dekonstruktion

### Ausgewertete Texte

- R. Baasner: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 119–128.
- J. Bossinade: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 36–38, 140–143, 161–166.
- Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 90–120.
- D. Martyn: *Dekonstruktion*. In: H. Brackert/J. Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek <sup>5</sup>1997 (<sup>1</sup>1992), S. 664–677.
- B. Menke: *Dekonstruktion – Lektüre: Derrida literaturtheoretisch*. In: K.-M. Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen <sup>2</sup>1997, S. 242–273.
- B. Menke: *Dekonstruktion. Lesen, Schrift, Figur, Performanz*. In: M. Pechlivanos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 116–137. (= Menke 2)
- C. Pross/G. Wildgruber: *Dekonstruktion*. In: H.L. Arnold/H. Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München <sup>2</sup>1997, S. 409–429.
- J. Schneider: *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld 1998, S. 221–224.
- H. Zapf: Artikel *Dekonstruktion und Dekonstruktivismus*. In: A. Nünning (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar 1998, S. 82f, 83f.

### 1. Allgemeines

#### Hauptvertreter und -werke

- a) Die Dekonstruktion geht auf zwei verschiedene Herkunfts- und Begründungszusammenhänge zurück: ein französischer (Jacques Derrida) und ein amerikanischer (Paul de Man) Zweig unterscheiden sich sowohl nach ihren theoretischen Implikationen als auch nach ihrer Praxis der Lektüre. Zwischen beiden besteht eine Abhängigkeit insofern, als de Man sich an die frühen grundlegenden Arbeiten Derridas anschließt, um dessen Ideen in einer eigenen Denkrichtung weiterzuentwickeln. (Baasner, 120)
- b) Der Begriff der Dekonstruktion wird – zunächst, aber natürlich nicht nur – mit zwei Namen verbunden: Jacques Derrida (1930) und Paul de Man (1919–1983); damit ist zugleich an zwei Orte zu denken: Frankreich und Amerika, und damit ist Dekonstruktion auf zwei verschiedene Kontexte bezogen und bekam zwei institutionelle Orte: Philosophie und Literaturwissenschaften. (Menke 2, 116)
- Zu den meistzitierten Texten Derridas gehören *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen* (in: *Die Schrift und die Differenz* (1967)), *Grammatologie* (1967) und *Positionen* (1972). (Baasner, 122)
- Die amerikanische Variante der Dekonstruktion hat ihren Ursprung an der Yale-Universität und setzt sich ihrerseits ab vom zuvor in den USA dominierenden Ansatz des New Criticism, den sie schließlich als Paradigma verdrängt. Der in Deutschland am stärksten beachtete Vertreter der Yale critics ist Paul de Man, von dessen Sammelbänden vor allem *Allegorien des Lesens* (1979) und *Widerstand gegen die Theorie* (1986) aufgegriffen wurden. Als prominente Vertreter an der institutionellen Durchsetzung der Dekonstruktion beteiligt waren u.a. auch J. Hillis Miller und Harold Bloom. (Baasner, 125)

#### Konjunktur

- Aus der Kritik des französischen Strukturalismus heraus entwickelten sich ab Mitte der 1960er Jahre neuere Ansätze, die einerseits argumentativ bis zu Saussures Nachlaß zurückgehen, andererseits aber die Theorie des klassischen Strukturalismus in Frage stellen. Sie wer-

den deshalb entweder als neo- oder als poststrukturalistische Ansätze bezeichnet – ‘neo’, weil sie sich immer noch auf strukturalistische Modelle beziehen, ‘post’, weil sie die Ära des klassischen Strukturalismus durch ihre fundamentale Kritik beenden. Entscheidend ist, daß die kritischen Einwände nicht zur Abschaffung strukturalistischer Theorie führen, sondern sie nachgerade als Voraussetzung für die eigene Argumentation weiterhin benötigen. (Baasner, 119)

- Bis zur Aufnahme der Ideen des Neostrukturalismus in Deutschland vergingen Jahre, denn vor einer Rezeption und Diskussion des älteren Strukturalismus fehlte jede Grundlage, um die neostrukturalistische Kritik verstehen und anwenden zu können. Vor allem die ideologiekritische und sozialhistorische Ausrichtung der Literaturwissenschaft bot keine Anchlüsse zum Neostrukturalismus. (Baasner, 121f.)

#### *‘Übergreifende’ Hintergründe*

- Die Positionen des Neostrukturalismus stehen in Verbindung mit einigen Denk- und Stilrichtungen anderer kultureller Gebiete (Architektur, bildende Kunst, Medientheorie) der jüngeren Vergangenheit, die sich selbst als postmodern bezeichnen. Mit dem neuen Epochenbegriff der *Postmoderne* erheben sie den Anspruch, die klassische Moderne zu beenden und abzulösen.

Kontrovers diskutiert wird, ob es sich um eine tiefgreifende Epochenzäsur handelt oder bloß um eine zugespitzte Fortsetzung der klassischen Moderne. Die erstere Position besagt: Durch die Zurückweisung allgemeiner, feststehender Grundsätze von Weltdeutung würde die Geschlossenheit des modernen Denkens aufgehoben und mit ihr die Sinnvorgaben der durchgängigen Vernunft und der zentralen Einheit des selbstbewußten Subjektes. An ihre Stelle träte eine unkontrollierbare Vielfalt und allgemeine perspektive Brechung. (Baasner, 119f.)

## *2. Hintergrundtheorie*

- Der Begriff ‘Dekonstruktion’ entzieht sich einer eindeutigen Bestimmung, da er selbst gerade die Unmöglichkeit jeder eindeutigen Bestimmbarkeit und semantischen Begrenzbarkeit sprachlicher Zeichen beinhaltet. Er bezeichnet den doppelten Gestus zwischen Kritik und Affirmation, zwischen der radikalen Demontage überlieferter Begriffsgerüste und dem gleichzeitigen Bewußtsein, grundsätzlich nicht ohne diese auszukommen. Die D[ekonstruktion] ist daher keine schematisch anwendbare Methode, sondern ein gewissermaßen subversives Prinzip der Annäherung an Texte ‘von innen her’, die diese in ihren potentiell unendlichen Bedeutungsverästelungen, ihrem über die manifeste Textintention hinausgehenden Bedeutungsüberschuß und ihrer dabei unvermeidlich hervortretenden inneren Widersprüchlichkeit expliziert. Insbes. stellt sie die Art und Weise heraus, in der die je spezifische Sprache, Form und Rhetorik eines Textes der eigenen Aussage so weit entgegenlaufen, daß sie deren Hauptinhalte letztlich selbst wieder dementieren. (Zapf, 82)

- Die Kritik der D. an der logozentrischen ‘westlichen’ Tradition des Denkens und der Textauslegung besteht darin, daß diese die intertextuelle Offenheit und Vieldeutigkeit kultureller Erfahrung in die Zwangsmuster eines vereindeutigenden Systemdenkens preßt, in dem das vorgebliche Interesse an Erkenntnis häufig nur ein Interesse der Machtausübung und der ideologischen Realitätskontrolle verbirgt. Der Akt der D. ist von hier aus intendiert als Selbstbefreiung des Denkens aus gewohnten Grenzziehungen und Hierarchisierungen, die oft genug zur Rechtfertigung des Hegemonieanspruchs einer Kultur, Klasse, Rasse oder eines Geschlechts über das andere mißbraucht wurden. (Zapf, 82f.)

- *Dekonstruktion* bezieht sich in einer doppelten Geste (der Umwertung und der Verschiebung) auf die Ordnung polarer und hierarchischer Oppositionen, in der sich die Metaphysik der Präsenz formuliert. Sie schließt an die Metaphysik-Kritik Nietzsches, Heideggers und Freuds an. *Metaphysik der Präsenz* ist der ‘Glaube’ an die zeitliche und ontologische Priorität der reinen mit-sich-identischen Präsenz. Sie manifestiert sich in der Ordnung von intern hierarchisierten Dichotomien. Diese Anordnungen in Oppositionen wie: das Sein – das Nichts,

Präsenz – Absenz, Wahrheit – Irrtum, Identität – Differenz usw. bestimmen den zweiten Term jeweils als die bloß negative, korrupte und unliebsame Version des ersten: So ist Absenz das Fehlen von Präsenz, das Böse der Abfall vom Guten, Irrtum die Störung der Wahrheit. Diese hierarchischen Oppositionen sprechen dem ersten der beiden Terme *Priorität* zu, privilegieren Einheit, Identität, Unmittelbarkeit und temporale wie räumliche Präsenz vor Abstand, Differenz, Verstellung und Aufschub. Um die Priorität der reinen Differenz und der Identität (mit sich selbst) zu sichern, bedarf es des komplementären, rein zu unterscheidenden und polar entgegengesetzten Anderen, das als ein ontologisch nach- und untergeordnetes *Außen*, als Komplikation, als Negation oder Zerstörung der ‘Präsenz’ gedacht wird. Was sie derart aus sich ausscheidet und sich entgegensetzt, unterstellt sie sich im Modell der hierarchisierten Opposition und in den Schemata von: *Dialektik, Teleologie oder Eschatologie*.

Diesem Modell entspricht das für die Philosophie und das abendländische Denken charakteristische Ideal des sich selbst vollständig präsenten Sinns, das mit Derrida Logozentrismus genannt werden kann. (Menke 2, 116f.)

- Gegen das ‘Ideal’ des sich selbst vollständig präsenten Sinns intervenieren dekonstruktive Lektüren. Die Sprache und die Texte werden nicht nur von der Philosophie, sondern auch in Modellen der Literatur dem Primat der Wahrheit, eines Sinns, den sie zu sagen haben, unterstellt. Die Verpflichtung der Sprache auf den Sinn soll das ‘Heilsein’, die Reinheit, die Identität der Wahrheit sichern. Eine Garantie von Bedeutung und Wahrheit der Sätze ist aber so *gewaltsam* wie *unmöglich*: Denn insofern die Wahrheit in der Sprache ihre Repräsentation suchen muß, überläßt sie sich einem Aufschub der Präsenz.

Die Ordnung reiner Oppositionen von Präsenz/Absenz und Identität/Differenz selbst ist unhaltbar. Wenn die hierarchisierenden Oppositionen, die die Priorität der Präsenz und der Identität begründen wollen, dekonstruktiv gelesen werden, dann wird nicht nur die traditionelle Wertung der beiden Pole umgekehrt. Als „doppelte Geste“ nimmt Dekonstruktion (1.) „eine Umkehrung der klassischen Opposition und (2.) eine allgemeine Verschiebung des Systems“ vor. (Derrida 1988, 313) (Menke 2, 117)

- *Schrift* ist das Stichwort, das mit Derrida am ehesten in Verbindung gebracht wird. In frühen Texten finden sich (1) systematische Demonstrationen dessen, was dekonstruktives Lesen genannt werden kann, und (2) Exemplifizierungen, die insbesondere dessen sprachtheoretische Relevanz ausspielen. (Menke, 243)

- a) Die Opposition von ‘Stimme’ und ‘Schrift’ setzt nicht nur beide einander entgegen, sondern enthält eine Wertung: die unmittelbare Aussprache eines Innern, eines Subjekts und seiner Intentionen wird der ‘Schrift’ entgegengesetzt, die sich im Veräußerlichen vom Innern und dem Leben der Intention ablöse und insofern tot, festgeschrieben und *unkontrollierbar* sei. Die darin enthaltene Abwehr der verderbenden Schrift ist symptomatisch und exemplarisch für metaphysische Modelle. Derrida spricht von einem fundamentalen Phonozentrismus der Philosophie: Die „Privilegierung der Stimme“ ist eine Formulierung des für die westliche Kultur grundlegenden Ideals einer sich selbst vollständig präsenten Bedeutung, das Derrida Logozentrismus nennt. Sie „verschmilzt“, so formuliert Derrida, mit der Metaphysik der Präsenz. Im *Phonozentrismus* manifestiert sich der ‘Glaube’ an den zeitlichen und ontologischen Vorrang der reinen mit-sich-identischen Präsenz. Diese muß sich in der Ordnung hierarchisierender Oppositionen ausdrücken; diese ordnen die Absenz (der Priorität) der Präsenz, den Irrtum (als deren Abweichung) der Wahrheit, die Differenz (der Kontrolle) der Identität unter, integrieren sie und wehren sie ab. Das Postulat des Vorrangs der authentischen Stimme vor der angeblich nur sekundären, die Sprachlaute abbildenden, aber *falsch* wiedergebenden und insofern verderbenden Schrift fügt sich diesem Modell ein: Um das Konzept der Unmittelbarkeit der Selbst-Aussprache (das ‘Stimme’ heißt), der Selbstpräsentation des Sinns (Logozentrismus) und um mit der Transparenz des Ausdrucksmediums die Bedeutung und Wahrheit der Sätze zu garantieren, werden unter dem Namen der ‘Schrift’ Differenz und Abwesenheit abgewehrt: 1. durch die *Unterordnung* der Schrift unter die Stimme als deren bloße Wieder-

gabe, 2. durch die *Verwerfung* der Schrift als *inadäquater* Wiedergabe. Die Illusion der Durchsichtigkeit der Sprache, die sich als bloßes Transportmittel möglichst restlos in der 'Botschaft' auflösen sollte, ist darum seit Platon mit dem Vorrang der Stimme und einer Abwehr der Schrift verbunden. Ihr steht die *Schrift* entgegen, die aus der Kontrolle durch den Autor und die Intention stets schon entlassen ist und darum Distanz, Differenz und Tod einschließt. In der Abwehr der Schrift soll eine Unkontrollierbarkeit der Sprache abgewehrt werden, die mit dem repräsentationistischen Regime der Präsenz über eine angeblich bloß nachgeordnete Abwesenheit und Repräsentation bricht. (Menke 2, 121f.)

b) Saussure nimmt einen massiven Ausschluß vor: Schrift, in ihrem Charakter der Sekundarität und Abgeleitetheit, sei nicht nur ohne Relevanz für das Gebiet der Sprachwissenschaft, sondern darüber hinaus Ursache einer Reihe schwerwiegender Irrtümer in den bisherigen Arbeiten zur Linguistik. (Pross, 412)

- Derridas 'Schrift'(-Begriff) ist einerseits eine Umkehrung der *metaphysischen Hierarchie*, eine Vertauschung von 'oben' und 'unten', insofern sie dem „von der Tradition am meisten in Mißkredit gebrachten Gegenpol Allgemeinheit“ verleiht. Die „zweite Geste“ der Dekonstruktion ist die „allgemeine Verschiebung des Systems“ selbst der Oppositionen und der Rangordnung. (Derrida 1988, 313f.) *Schrift* bezeichnet mit der Abwesenheit, für die sie steht, also gerade *als* die 'Gefahr', daß die Sprache nicht auf die Wiedergabe des Gemeinten zu verpflichtet ist, ein Funktionieren *aller* Zeichen. Der dekonstruktive Einsatz der Schrift unterläuft das Projekt, an dem die Literatur wie die Philosophie teilhat, das Projekt nämlich, daß die Texte sich 'im Angesicht' des 'Inhalts', den sie meinen, transportieren und lehren, selbst auslösen. Die Distanz, die für die Metaphysik der Präsenz 'Tod der Unmittelbarkeit in der Schrift' heißt, kann umgewertet und bejaht werden als produktive *Unkontrollierbarkeit* der Supplementierungen. Die Schrift setzt das Bedeuten einem Spiel der Ersetzungen aus, das der Kontrolle durch Intention und Sinn nicht untersteht.

Die Produktivität der Schrift heißt auch *dissémination*. Die *Dissémination* ist eine *irreduzible* Polysemie, die dem Horizont der Einheit des Sinns und insofern dem hermeneutischen Zugriff entgeht. (Menke 2, 122, 124)

- Die das Eigene mit dem Anderen infizierende Differenz kontaminiert die metaphysischen Oppositionen und die in diesen gegründete Logik der Identität. Andersheit zu denken heißt nicht, dem Identischen dessen komplementäres Gegenteil entgegenzusetzen, sondern das angeblich Mit-Sich-Identische zu lesen in seiner Angewiesenheit auf und seine Infiziertheit durch sein angeblich polares Gegenteil. Dekonstruktion liest in den polaren und hierarchischen Oppositionen die diesen zugrundeliegende Differentialität, die von diesen ausgeschlossene und subordinierte unentscheidbare Ambiguität.

Dekonstruktion artikuliert die in allen Oppositionen verdrängte Differentialität. Denn die „Differenzen *zwischen* Entitäten (Prosa und Poesie, Mann und Frau, Literatur und Theorie, Schuld und Unschuld)“ beruhen „auf Verdrängung von Differenzen *innerhalb* der Entitäten“. Die differentielle Lektüre von binären Anordnungen erweist diese als 'illusionäres' Produkt von in ihnen verdrängten Differenzen. Und sie artikuliert, was der „Logik der Identität“, was den polaren Oppositionen entgeht (obwohl es diese begründet), was in den Texten (entgegen dem, was sie vielleicht behaupten wollen) als Ausgeschlossenes und in den binären Ordnungen Verdrängtes gelesen werden kann. Differentielle Lektüren lesen den Text als Gewebe aus Differenzen, innen durchzogen von dem Anderen *im* Selben. Dieses kann nicht erneut in der Form einer Opposition gedacht werden und ebensowenig als ein Resultat, als eine *dritte* Position *jenseits* der Oppositionen. Es läßt sich keine 'Position' der Dekonstruktion in der Fiktion eines „absoluten Einschnitts oder Bruchs“ stiften. 'Es gibt nicht' einen absolut außerhalb liegenden Ort zu erreichen.

Darum gibt es für die Texte (Derridas) keine Trennung von Objekt- und Metasprache. Was die Texte Derridas 'sagen wollen', kann nicht (bloß) als Aussage, sondern muß in der Exposition jener Elemente, die das Aussagen hintertreiben, gelesen werden. Verwiesen wird dabei



auf einen atopischen Ort des „Un-Denkbar“, der der Ordnung der Oppositionen, die andererseits stets wiederaufgerufen ist, entzogen ist. (Menke 2, 124ff.)

- Die „Metaphysik der Präsenz“ (d.i. *die* Metaphysik) unterliegt der Vorstellung einer ungeteilten, restlos bei sich seienden, mit sich identischen Anwesenheit, deren Möglichkeit und deren Vorrang allein innerhalb der hierarchisierenden Opposition von Präsenz und symmetrisch dieser zugeordneter und insofern depotenzierter Absenz gedacht werden kann.

In der Formulierung Saussures sind sprachliche Elemente, Zeichen „rein differentiell“ gegeben, d.h. „nicht positiv durch ihren Inhalt, sondern negativ durch ihre Beziehungen zu den anderen Termen des Systems definiert. Ihr genauestes Charakteristikum ist, daß sie das sind, was die anderen nicht sind“. An die Stelle der Begründung der ‘Differenz’ durch ein dieser vorangehendes Mit-sich-Identisches tritt bei Derrida die Begründung dieses durch jene: die Differenzen produzieren erst, was allenfalls als Element, als ‘Etwas’ auftreten kann. Es *ist* erst durch dieses, durch das also, was es *nicht* ist. Die differentielle Bestimmtheit aller sprachlichen Elemente hat diese selbst schon immer ergriffen: jedes Gegenwärtige ‘ist’ nur in dem und durch das, was es nicht ist. Die Verweisungen, Bezüge und Unterscheidungen, die es erst konstituieren, schreiben sich in dieses ein, markieren es und spalten/differieren es von sich selbst. Insofern sind die Konzepte der Präsenz und des Präsenten abgeleitet: ein „Effekt“ von Differenzen.

*Différance* benennt die alles ‘Etwas’ erst produzierende spaltende, vervielfältigende Einschreibung des konstitutiven, unterscheidenden Bezuges eines Elements auf das, was es nicht ist. Sie macht die hierarchisierende Opposition von ungeschiedener Identität und sekundärer Vielheit unhaltbar und holt diese ein. (Menke, 246f.)

- Die differentielle Bestimmtheit aller sprachlichen Identitäten nach Saussure unterminiert auch jenes Modell des Zeichens, das noch in der begrifflichen Opposition von Signifikat und Signifikant auftritt. Ihre Hierarchie ist im Zeichen solange vorausgesetzt, wie der Prozeß des Bedeutens als ein abschließbarer konzipiert wird und er als seinem *telos* einem ‘Signifikat’ unterstellt wird. Das Konzept des Zeichens schreibt sich ein in die Reihe der metaphysischen Oppositionen von Außen und Innen, Körper und Seele usw. Die ‘metaphysische’ Opposition will mit ihrer impliziten Hierarchisierung, die ihren einen Pol ihrem anderen unterstellt, ihre eigene Auflösung. (Menke, 247)

- Metaphysik-Kritik über den Weg einer Neubewertung des Begriffs des sprachlichen Zeichens stellt die allgemeinste Form der Auseinandersetzung von Textualität und Philosophie im Werk Derridas dar. Die Argumentation Derridas zielt darauf, über eine kritische Lektüre der modernen Zeichentheorie fundamentale Vorgaben der abendländischen Metaphysik und deren oft untergründige Wirkung in den modernen Wissenschaften in Frage stellen zu können. (Pross, 410)

- In Derridas Lektürepraxis wird zunächst die zentrale binäre semantische Opposition des Texts aufgesucht, deren Hierarchie auf der Abwertung eines der beiden Terme beruht, der als sekundär oder supplementär ausgewiesen wird. Es folgt der Nachweis, daß die Merkmale des ausgeschlossenen Terms auch für den anderen Term dieser Opposition gelten. Die Bewegung der dekonstruktiven Lektüre besteht somit darin, im Verlauf ihrer Entfaltung die begriffliche Unterscheidung aufzuheben, mit der sie eingesetzt hat. Zugleich wird jedoch im dritten Schritt der Begriff für den ausgeschlossenen Terminus beibehalten und zur Beschreibung der allgemeinen Struktur weiterverwendet, die die Lektüre als grundlegend für beide Terme der hierarchischen Opposition ausgewiesen hat, wie z.B. „Schrift“ weiterhin für das differentielle, nicht ursprüngliche Moment von Sprache verwendet wird, das die Dekonstruktion der metaphysischen Opposition von Rede und Schrift als deren verdrängte Grundstruktur erwiesen hat.

Die fortgeführte Verwendung des Begriffs „Schrift“ ist demnach nicht mit einer einfachen Aufwertung des marginalisierten Terms einer semantischen Opposition zu verwechseln. Vielmehr verweist sie auf die notwendige Differenz, die die signifikanten Einheiten zuallererst

konstituiert, indem sie sie als Opposition differenziert und gleichzeitig aufeinander bezieht und so erst die Textbewegung von Sinntotalisierung und -durchkreuzung ermöglicht.

Die Aufmerksamkeit richtet sich nicht auf die Kohärenz der Struktur und Einheit des Sinns, sie sucht systematisch die Momente auf, an denen ein Begriff divergierende Argumentationslinien verbindet. In dem Maße, wie dekonstruktive Lektüre den autoritativen Aussagen eines Textes gegenüber seinen Inkohärenzen und Ambiguitäten keine Priorität zugesteht, wendet sie sich bei der Wahl ihrer Themen verstärkt den „Randgängen“ zu: sowohl den thematischen „marges“ innerhalb der philosophischen Tradition als auch den von der Kritik wenig beachteten Texten innerhalb des Kanons sowie des Werkkorpus einzelner Autoren. (Pross, 421f.)

- Der entscheidende Bruchpunkt zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus bzw. Dekonstruktivismus liegt dort, wo dem quasi-naturwissenschaftlichen Systemdenken des Strukturalismus mit seiner Annahme allgültiger Grundgesetze der symbolischen Tätigkeit des menschlichen Geistes, der er allen Ausprägungen kultureller Aktivitäten zugrundeliegen sah, seine Basis entzogen wurde. Derrida zeigt, wie die unhinterfragte Prämisse eines festen Zentrums kultureller Strukturen und Zeichensysteme zu unauflösbaren Paradoxien führt und wie der Versuch einer ontologischen Fundierung der sprachlichen Zeichenaktivität durch ein ‘transzendentes Signifikat’, d.h. eine letzte bedeutungsgebende Instanz, immer wieder durch den niemals stillzustellenden Prozeß der Signifikanten subvertiert wird, die sich in ständiger wechselseitiger Verschiebung befinden. Der Signifikant als der materielle Zeichenträger rückt damit in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, während gleichzeitig die Seite des Signifikats, des Bedeuteten und Bezeichneten, in höchstem Maße problematisiert wird. Die Suche nach einem transzendentalen Signifikat wirkt nur noch als ein niemals erfüllbares Begehren fort, das durch die ‘Unruhe der Sprache’, das über alle Text- und Bedeutungsgrenzen hinauschießende Spiel der Signifikanten, immer wieder aufgeschoben und weitergetrieben wird. Es gibt kein Inneres mehr ohne ein Äußeres, keine Bedeutung jenseits der konkreten Zeichengestalt. Dieses Äußere der Zeichen, ihre sinnlich-materielle Gestalt, wird aufgefaßt in Analogie zum ‘Körper’, der aus seiner langen Zwangsherrschaft durch den ‘Geist’ befreit werden muß. Für die Lit.kritik folgt daraus, daß der Text von den logozentrischen Bedeutungsansprüchen befreit werden muß, denen er durch das traditionelle Verfahren der Interpretation unterworfen wird. Es gilt, die materielle Seite der Texte ernstzunehmen, ja diese als konventionelle Bedeutungsstrukturen ‘unlesbar’ zu machen und in ihrer reinen, jede eingrenzende Bedeutungszuschreibung sprengenden Textualität zum Vorschein zu bringen. (Zapf, 84)

- Die Schrift wird bei Derrida nicht verstanden in einem empirischen oder historischen Sinn, etwa als konkrete historische Entstehung bestimmter Schriftsysteme, sondern als diesen vorausgehende ‘Ur-Schrift’, als universales Apriori menschlicher Kultur. Mit dem Axiom der Unhintergebarkeit der Sprache hängt das zweite Axiom des D[ekonstruktivismus] zusammen, das der *différance*: Es gibt keine Identität, sondern nur Differenz, keine Kernpunkte des Denkens, sondern nur ein Netzwerk aufeinander bezogener Zeichen, eine unendliche Kette immer weiterverweisender Signifikanten. ‘Bedeutung’ ergibt sich nur aus dieser Beziehung und Differenz zwischen den Zeichen, sie ist damit prinzipiell entlang der gesamten Signifikantenkette verstreut und niemals in einem Zeichen vollständig gegeben. Umgekehrt impliziert jedes Zeichen die Wiederholung seines früheren Gebrauchs und ist damit niemals urspr. gesetzt. Gleichzeitig ist es durch seine differentielle Beziehung zu anderen Zeichen seinerseits in seiner Bedeutung nicht eindeutig eingrenzbar und ‘identifizierbar’. Jedes Zeichen und jeder Text gehen über die ihnen subjektiv zugeschriebenen Bedeutungen hinaus, da diese immer schon unterschwellig auf andere, nichtintendierte Bedeutungen bezogen sind, die die beabsichtigte Eindeutigkeit und Abgeschlossenheit jedes Diskurses sprengen. (Zapf, 84)

- Die Auflösung herkömmlicher binärer Oppositionsmuster resultiert nicht in einem einfachen Umkehrungsverfahren, sondern im Versuch, das Denken in Identitäten und Oppositionen von innen her zu überwinden. Der D. ist in wesentlichen Aspekten ein Neuschreiben der zentralen westlichen Konzepte und Positionen von deren Rändern her, von dem ‘Supplement’, das jene

Konzepte zugunsten ihrer vermeintlichen Eindeutigkeit unterdrückt, die aber bestimmend in sie als Bedingung ihrer Möglichkeit hineinwirkt und sie so a priori unterminiert.

Die Geschichte logozentrischen Denkens erscheint von hier aus als Domestizierung der Offenheit und abgründigen Mehrdeutigkeit der Sprache, durch die Zwangsstrukturen eines vereinheitlichenden Systemdenkens, das seine Definitionsmacht über die Realität durch hierarchisch-wertende Begriffsoperationen zu stabilisieren suchte. An die Stelle von System, Zentrum und Struktur tritt im D. der Begriff des ‘Spiels’, das Derrida als ‘Abwesenheit eines Zentrums’ bestimmt. Hieraus ergibt sich eine typische Ambivalenz des D. zwischen Desillusionierung und avantgardistischer Aufbruchsrhetorik. Negation und Affirmation greifen eigentümlich ineinander, da die Zerstörung bisheriger Scheingewißheiten und harmonisierender Sinnkonstruktionen des Daseins gleichzeitig als eine bisher nicht dagewesene Befreiung ungebundener Denk- und Lebensenergien aufgefaßt wird, die gegen die Systemzwänge traditioneller Wissenschaft, die Machtstrukturen der Gesellschaft, die Rollenmuster der Geschlechter oder die Interpretation von lit. Texten gleichermaßen mobilisierbar sind. (Zapf, 85)

- Versuch einer Überschreitung des strukturalistischen Denkens im Zeichen der Differenz. Geht es dem Poststrukturalismus wie schon dem strukturalistischen Denken zunächst um eine Kritik des hermeneutischen Zusammenhangs von Sinn und Subjektivität, so treten Foucault, Deleuze und Derrida in der gleichen Weise dazu an, den Strukturalismus zu überwinden. Sie orientieren sich nicht mehr an der Idee eines in sich geschlossenen taxonomischen Feldes, sondern an dem Zusammenhang von Sprache und Differenz. Damit geben sie zugleich das Wissenschaftsideal des linguistischen Strukturalismus auf. „Die Strukturalisten nehmen die Linguistik als Modell und versuchen ‘Grammatiken’ zu entwickeln [...], aus denen die Form und die Bedeutung literarischer Werke ableitbar ist; Poststrukturalisten untersuchen die Art, wie ein solches Projekt durch die Arbeit der Texte selbst subvertiert wird. Strukturalisten sind davon überzeugt, daß systematisches Wissen möglich ist; Poststrukturalisten behaupten die Unmöglichkeit eines solchen Wissens“ (Culler 1999, 21). Im Zentrum des poststrukturalistischen Denkens steht nicht mehr der Versuch, eine neue und in sich kohärente Form der Wissenschaft aufzubauen, sondern die Anstrengung, den wissenschaftlichen Anspruch, der den Strukturalismus wie die philosophische Hermeneutik leitete, kritisch zu hinterfragen und letztlich im Begriff der Differenz aufzulösen. Die Einsicht in die systematische Unmöglichkeit wissenschaftlich verbürgten objektiven Wissens verbindet die unterschiedlichen Theorien der Dekonstruktion. (Geisenhanslücke, 90f.)

### *3. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)*

#### *Literaturtheoretische Grundannahmen*

- Auch die Interpretation von Texten, die nach Einheit und Zusammenhang sucht, richtet ihrer Perspektive – nach Auffassung der Dekonstruktion – letztlich auf metaphysische Bezugspunkte. (Baasner, 120)

- Kein Textverständnis könne sich den – mit den Aspekten des Spiels, der Vieldeutigkeit, der Übertretung von Grenzen, der Verschiebung von Bedeutungen verbundenen – Unsicherheits-effekten entziehen, also sei das Beharren auf einer eindeutigen, sicheren Auslegung unhaltbar. (Baasner, 121)

- Die (amerikanische) Dekonstruktion formiert sich als Richtung der Lektüre an den Erkenntnissen über Literatur, die innerhalb der Literatur selbst implizit oder explizit thematisiert werden. Die literarische Praxis versuchsweise nachzuvollziehen und diesen Vorgang selbst zugleich zu reflektieren, gehört zum dekonstruktiven Verfahren: sozusagen das aufmerksame Lesen unter Selbstbeobachtung. Aus der einzelnen, konkreten Lektüreerfahrung erwachsend, lehnt die Dekonstruktion ab, ihre Prinzipien und Einsichten systematisch darzustellen. Jede Festschreibung wäre selbst schon ein Akt der Konstruktion, welcher die kritische Absicht des Verfahrens zunichte mache. Deshalb ist auch die Forderung, endlich einmal deutlich zu sagen, worum es denn genau gehe, eigentlich nicht erfüllbar: was charakterisiert werden kann, ist nur

das Verfahren. Ein Anspruch auf standardisierte Wissenschaftlichkeit wird ohnehin entschieden abgelehnt – natürlich auch als Prüfkriterium für die eigenen dekonstruktiven Interpretationen. Diese Umgangsweise mit den eigenen Einsichten erschwert Außenstehenden, sich hinzufinden. (Baasner, 125f.)

- *Schrift* ist der Name für den Text, der nicht von einem Autor kontrolliert wird und nicht *einem* Sinn untersteht. Diese Akzentuierung unterstreicht *und* relativiert die Bedeutung der Schrift; denn es geht gerade nicht um die Privilegierung von Schrift vor mündlicher Rede, also nicht bloß um die Umkehrung der traditionellen Hierarchie von Stimme über Schrift. (Menke 2, 120)

- ‘Dekonstruktiv’ ist nach de Man eine Lektüre, die sich der Teleologie des kontrollierten/kontrollierenden Sinns nicht mehr unterwirft, sondern im Text die Widerstände gegen diesen wahrnimmt. Ihre Inhomogenität macht Literatur als „Sprache über Sprache“ zum „Ort“, „an dem sich das negative Wissen von der Verlässlichkeit sprachlicher Äußerung“ zeigt. (de Man 1987, 91) Für solche Lektüren spielt der Begriff der ‘*rhetorischen*’ (Dimension der) Sprache eine Rolle. Sie tritt nicht nur auf als ein Aufschub des Dekodierens, sondern sie führt jede Lektüre in irritierende Unentscheidbarkeiten.

Die Ambiguität ist nicht (bloß) Merkmal semantischen Reichtums, sondern das einer prinzipiellen Irritation von semantischem Lesen. Wer die Verwirrungen scheiden wollte und die Entscheidbarkeit der Lesarten unterstellte, muß auf eine Instanz der Macht setzen. Die *hermeneutische* Unterstellung eines (und sei es zeitweiligen) ‘einen’ Sinns, seiner Lesbarkeit ist nicht unschuldig.

Jede ‘thematische Aussage’ kann, so zeigen die Texte in der Lektüre de Mans, von ihren eigenen Ausdrucksmitteln unterminiert werden – und gegen diese Möglichkeit gibt es keine Absicherung. Alle Textpassagen haben ‘als Ausdrucksmittel’ einen ‘metalinguistischen’ oder metapoetischen Status, so daß sie als solche der (semantischen) Bindung von Thematisiertem und ‘Ausdrucksmittel’ widersprechen können. Die Lektüre muß sich den Irritationen einer Dekonstruktion aussetzen, die der Texte bereits *selbst*, an sich selbst, seinen metatextuellen Vorgaben und Behauptungen durchgeführt hat. Lesen, das die *unentscheidbare* Gleichzeitigkeit der „grammatischen“ und der „rhetorischen“, der rhetorischen und der referentiellen, der kognitiven und der performativen „Dimensionen“ der Texte als beständige Irritation ihrer Lesbarkeit realisiert, ist ein „negativer Prozeß“, der verdeutlicht und vorführt, „wieso man von allen Texten, *als Texten*, stets sagen kann, daß sie Niederlagen sind, Fehlschläge“. (De Man 1979, 100-102) (Menke, 258ff.)

- Die Arbeiten Paul de Mans stellen eine Ausprägung dekonstruktiver Sprachtheorie auf dem Feld der Literatur und Ästhetik dar. Ausgangspunkt ist die differentielle Dynamik von Sprache, die eine Totalisierung des Textes auf einen kohärenten Sinn unterläuft und die Möglichkeit interpretatorisch-hermeneutischen Verstehens in Frage stellt. Der Fokus seiner Lektüre liegt daher auf der „Rhetorizität“ und „Literarizität“ als dem strukturellen Moment, aufgrund dessen Texte „von sich selbst differieren“.

Traditionell bezeichnet Rhetorik die Ersetzung einer buchstäblichen durch eine figurale Bedeutung und impliziert damit eine Sprachtheorie, die auf der grundsätzlichen Unterscheidbarkeit von eigentlicher und übertragener Rede basiert. De Man dagegen bezeichnet mit der „Rhetorizität“ aller sprachlichen Äußerungen die Auffassung, daß die strikte Trennung von wörtlicher und figuraler Rede, von Bedeutung und Behauptung nicht gegeben ist, sondern jegliches Sprechen durch Tropen und Figuren als basaler „textproduzierender Funktion“ rhetorisch affiziert ist. Rhetorik und „Rhetorizität“ avancieren daher zum linguistischen und sprachphilosophischen Paradigma schlechthin und bezeichnen die tropologische Dimension jeglichen Sprechens, dessen Figuralität von der referentiellen Bedeutung nicht zu trennen ist. Wo der Text nicht von dem „handelt“, was er „sagt“, gelangt auch die Interpretation an den Punkt der Unentscheidbarkeit oder „Unlesbarkeit“. De Mans Lektürestil sucht systematisch diese Unentscheidbarkeitsstellen auf. (Pross, 425f.)

- Für die Lit.kritik ergeben sich aus dem dekonstruktivistischen Ansatz verschiedene Konsequenzen: (a) Der Text kein in sich geschlossenes, integriertes Ganzes mehr, sondern ist ein Ort intertextueller Einflüsse und Interferenzen. (b) Der Text bildet daher auch keine kohärente Struktur, sondern ein heterogenes Kraftfeld von Spannungen und Widersprüchen, die sich zu keiner inneren Einheit zusammenfügen. (c) Der Text geht einerseits immer schon über die ihm zugeschriebenen Bedeutungen hinaus, andererseits liegt in seiner Form und Rhetorik zugleich die Tendenz begründet, den eigenen Bedeutungsanspruch schließlich wieder selbst zu dekonstruieren. (d) Die herkömmliche Trennung von Autor, Text und Leser wird damit ebenfalls unhaltbar, da weder Autor noch Leser die Kontrolle über den Prozeß der Zeichenaktivität beanspruchen können, den die Schrift selbst als ständige Produktion von Differenzen trägt. (e) Für den Interpreten kann es kein adäquates Verstehen von Texten mehr geben, da sich deren Bedeutung jeder eindeutigen Festlegung entzieht. (f) Die Lit.kritik ist nicht mehr eine Metasprache, die der Lit. als Objektsprache gegenübergestellt wird; vielmehr muß sich der lit.kritische Diskurs seiner eigenen Zugehörigkeit zu jener allg. Textualität bewußt werden, d.h. seiner inneren Verwandtschaft zur Mehrdeutigkeit und Selbstreferentialität der Lit. selbst. Die Lit.kritik darf sich der Lit. nicht mehr hierarchisch über- oder unterordnen, sondern muß ihr ähnlich werden und so ihre durch Institutionalisierung oder Überformalisierung verlorengegangene Vitalität zurückgewinnen. (Zapf, 85f.)

#### *Ziele/Perspektive*

- Das Aushalten der Unentscheidbarkeit der Lektüren ist die Zumutung und die Aufgabe des Lesens und Schreibens, das dekonstruktiv genannt werden kann. (Menke 2, 136)

## Stichwortliste zur 10. Sitzung: *Dekonstruktion*

### *1. Allgemeines*

Derrida und de Man – Wichtige Texte – Allgemeines zum Neo- oder Poststrukturalismus.

### *2. Hintergrundtheorie*

Kritik des Logoentrismus – Gegen das Schema *reines Erstes vs. unreines Zweites* – Phono-  
zentrismus – Infiziertheit durch das Gegenteil – Différance – Verlangen nach einem Zentrum  
– Derridas Lektürepraxis – Mehrdeutigkeit der Sprache – Strukturalismus vs. Poststrukturalis-  
mus.

### *3. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)*

Unmöglichkeit einer sicheren Auslegung – Unentscheidbarkeit von Leseweisen – Text als Ge-  
webe von Differenzen lesen – Binäre Oppositionen im Text aufsuchen und ‘subvertieren’ –  
Im Text auf die Widerstände gegen den (intendierten) Sinn achten.

## Frage für die Nachbereitung

### *Dekonstruktion*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusam-  
menfassend dar!

## 11. Sitzung: Neuere literatursoziologische und sozialhistorische Ansätze: Bourdieu und New Historicism

### Ausgewertete Texte

Baasner, Rainer: *New Historicism*. In: Baasner, Rainer/Zens, Maria: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 2001, S. 239–242.

Baasner, Rainer: *Literatursoziologie*. In: Baasner, Rainer/Zens, Maria: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 2001, S. 225–238.

Dörner, Andreas/Vogt, Ludgera: *Literatur – Literaturbetrieb – Literatur als 'System'*. In: Arnold/Detering (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 79–99.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 131–134.

Wechsel, Kirsten: *Sozialgeschichtliche Zugänge*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 446–462.

### 1. Bourdieu

#### 1.1 Hintergrundtheorie

- *Soziologie der symbolischen Formen: Pierre Bourdieu*. Bourdieus erste Studien, die sich mit der traditionellen kabyliischen Gesellschaft im nordafrikanischen Algerien beschäftigen, sind vom ethnographischen Strukturalismus Claude Lévi-Strauss' geprägt. Das strukturalistische Moment in Bourdieus Arbeiten nimmt im Laufe der Zeit jedoch immer mehr ab und sein Augenmerk richtet sich zunehmend auf eine Ethnographie der (französischen) Gegenwartsgesellschaft, die wissens- und bildungssoziologische Studien und eine Theorie der sozialen Ungleichheit umfaßt. (Baasner, 230)

- Mit der Kategorie des *sozialen Sinns* (eigentlich: *sens pratique*) rückt die Kultursoziologie ins Zentrum seiner Gesellschaftstheorie, die die Konstitution und Reproduktion sozialer Ordnungsstrukturen und Hierarchien in den Blick nimmt. Besonderes Interesse gilt dabei den Praxen der *Distinktion*, der Gruppenabgrenzung durch 'die feinen Unterschiede' kultureller und ästhetischer Wertzuweisung. Die Bourdieusche Kunst- und Kulturbegriff bezieht sich dabei immer auf die sozialstrukturelle Wirksamkeit ästhetischer Produktion, Konsumtion und Beurteilung. In seiner Theorie wird Kultur bedeutsam als Gegenstand und Medium von Auseinandersetzungen in der 'Sozialwelt', der Sphäre gesellschaftlicher Positionierungskämpfe. (Baasner, 230)

- *Die Logik der Felder und Kapitalien*. In Auseinandersetzung mit Karl Marx formuliert Bourdieu eine allgemeine 'Ökonomie der Praxis', in der gesellschaftliches Handeln nach dem Vorbild wirtschaftlicher Prozesse beschrieben werden kann. Sie besteht aus verschiedenen *sozialen Feldern*, 'Wertsphären' – von denen die 'eigentliche' Ökonomie, der Bereich des wirtschaftlichen Handelns, nur eine darstellt –, in denen mit je eigenen Mitteln um soziale Macht gerungen wird. Der Machtkampf ist immer – auch in 'nicht-ökonomischen' Bereichen wie der Kunst – auf Profitmaximierung und Kapitalakkumulation gerichtet, wobei der Gewinn eben nicht nur ein materieller, sondern auch ein symbolischer sein kann. Das Feld ist ein sowohl in der sozialen Praxis als auch in der Vorstellung der Handelnden abgegrenzter relativ autonomer Raum. Innerhalb eines solchen Feldes entstehen Beziehungsmuster, vermittelt über die spezifische Verteilung der Kapitalsorten. Das Feld ist aber nicht so starr, wie der Begriff der Feldstruktur vermuten ließe: mitgedacht sind neben der objektivierten Struktur auch immer die individuelle und kollektiv Handelnden und ihre Strategien, mitgedacht sind auch die spezifischen Konflikte des jeweiligen sozialen Teilraums. Die reativ autonomen Felder sind zwar durch die Gültigkeit spezifischer Regeln abgegrenzt, trotzdem gegeneinander durchlässig. Die Raummetapher des Feldes wird ergänzt mit den Begriffen der *Position* und der *Positionsnahme* (*prise de position*), ersterer beschreibt den durch Klassenstellung, Habitus, Dispositio-

nen bestimmten Ort innerhalb der institutionalisierten Strukturen des Feldes, zweiter das Element der strukturierenden Struktur, der *Sinn- und Reproduktion* und -reproduktion in der Praxis. (Baasner, 231)

- Neben dem *ökonomischen* (materiellen) Kapital nimmt Bourdieu zwei weitere Kapitalsorten an: *soziales* und *kulturelles Kapital*. Den Terminus des *symbolischen Kapitals* verwendet Bourdieu uneinheitlich: einmal als Oberbegriff zur Bezeichnung für die Wertigkeit aller Kapitalsorten im Positionskampf, zum anderen als vierte Kategorie neben den drei genannten. Bei allen Kapitalien fragt Bourdieu nach deren Substrat, d.h. nach dem empirisch einigermaßen Faßbaren, wie Geld (ökonomisches Kapital), Einfluß (soziales Kapital), Bildungstitel oder Wissen (kulturelles Kapital), und nach der Konvertierbarkeit, d.h. dem Tauschwert und der Tauschfähigkeit. (Baasner, 231f.)

- *Klasse und soziale Positionierung*. Die soziale Auseinandersetzung sieht Bourdieu als Klassenauseinandersetzung, als Klassenkampf. Die marxistische Terminologie erfährt dabei allerdings wichtige Veränderungen. So wird die Klassenzugehörigkeit zwar u.a. durch den Besitz von Kapitalien bestimmt, aber nicht durch die dichotomische Verteilung von (i.e.S. ökonomischen) Produktionsmitteln. Die Teilhabe an den verschiedenen Kapitalformen entspricht sozialen Positionsmarkierungen, die in habituellen Lebensstilausprägungen ihren Ausdruck finden.

Diese *soziokulturelle Klassentheorie* geht davon aus, daß eine soziale, ökonomische und kulturelle Verteilungsungleichheit in sozialer Beziehungsungleichheit mündet. Das Haben bestimmt das soziale Sein und dieses wiederum das Bewußtsein, insofern jeder Klassenzugehörigkeit spezifische Formen der *Klassifikation* – der Wirklichkeitswahrnehmung und -orientierung – korrespondieren.

Der Klassenkampf manifestiert sich so als Auseinandersetzung von *Klassifikationssystemen*. (Baasner, 232)

- Die Kulturosoziologie von Pierre Bourdieu stellt die funktionale Einbindung aller kulturellen Gebilde in das Geflecht gesellschaftlicher Hierarchien in den Mittelpunkt des Interesses. Deren besonderer Erkenntniswert besteht darin, daß eine ausgefeilte soziologische Gesellschaftstheorie in aller Radikalität auf „Textwelten“ angewandt wird. Das fiktionale Szenario wird als eines der sozialen Welt analysiert, und es kann nachfolgend gesehen werden, in welcher Relation Textwelt, Vorstellungswelt des Autors und sein reales Umfeld zueinander stehen. (Dörner/Vogt, 88)

- Moderne Gesellschaften strukturieren sich für Bourdieu nicht nur nach Klassen, sondern auch nach den Dimensionen „Kapital“, „Feld“ und „Habitus“. Bourdieu sieht im Medium des Kapitals das wichtigste soziale Einflußmittel. Mit „Kapital“ meint er nicht nur im herkömmlichen Sinn ökonomisches Kapital, sondern auch soziales (Verwandtschaft, Beziehungen), kulturelles (Bildung, Titel, Sprachkompetenz) und schließlich symbolisches Kapital (Umgangsformen, Kleidung, aber auch Ehre, Reputation, Prestige).

Wie die Systemtheoretiker geht auch Bourdieu davon aus, daß sich in der Moderne eine Differenzierung von eigenständigen Handlungsbereichen mit jeweils eigenen Regeln und Legitimationsnormen vollzieht. Diese verschiedenen gesellschaftlichen ‘Felder’ strukturieren sich nach jenen Macht- und Einflußbeziehungen, die sich aufgrund der unterschiedlichen Verteilung von verschiedenen Kapitalsorten konstituieren und den Positionen bzw. den sie ausfüllenden Personen so ihren jeweiligen Ort im Gesellschaftsgefüge zuweisen. Untereinander stehen die verschiedenen Felder ebenfalls in einer strukturhomologen Beziehung: große Macht auf einem Feld erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß man auch auf einem anderen Feld ein gewichtiges Wort mitreden kann. (Dörner / Vogt, 88f.)

- Um den geheimen Abstimmungsmechanismus zwischen Gesellschaft und Individuum auch terminologisch herauszustreichen, verwendet Bourdieu den Begriff des „Habitus“. Damit ist eine komplexe, im Prozeß der klassenspezifischen Sozialisation erworbene Matrix von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern gemeint. Der Habitus steuert unser individuelles



Handeln, ohne daß wir uns überhaupt einer solchen Steuerungsgröße bewußt wären. Auf diese Weise vollzieht sich eine Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen in den Menschen hinein. Sinnlich faßbar wird das überall dort, wo sich tatsächlich eine klassenspezifische Körperlichkeit in Haltung, Mimik und Gestik ausdrückt. (Dörner/Vogt, 89)

### 1.2 Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)

- *Das literarische Feld.* Seit den 1970er Jahren beschäftigt sich Bourdieu mit dem literarischen Feld und dessen gesamtgesellschaftlicher Funktion. Zwei Interessen sind dabei ausschlaggebend: die soziale Distinktion, die über literarische Produktion und Rezeption und über die Legitimationsstrategien der hegemonialen Kultur geleistet wird, und die Organisation und Struktur des literarischen Feldes selbst.

Wie andere soziologisch und sozialhistorisch vorgehende Autoren wendet Bourdieu sich gegen die traditionelle ideographische Literaturgeschichtsschreibung, in deren Mittelpunkt Werk und genialischer, sich selbst schaffender Künstler stehen. Der Literaturbegriff ist ein pragmatischer, das Werk wird zum Werk durch Wertzuschreibung, wobei diese auf die gesellschaftliche, klassifizierende Institutionalisierung ästhetischer Produkte verweist.

Darüber hinaus lehnt Bourdieu die traditionelle Literatursoziologie als reduktionistisch ab, da sie die Vermittlungsebenen zwischen Literatur und Gesellschaft ignoriere. Ihm ist der *soziale Sinn ästhetischer Positionen* wichtig, nicht der soziale Gehalt literarischer oder programmatischer Texte. (Baasner, 234f.)

- Wie alle anderen gesellschaftlichen Bereiche ist das literarische Feld ein Raum des Kampfes mit spezifischen Mitteln. Die Anbindung der Literatur an die Sozialwelt ist sowohl ökonomisch als auch symbolisch vermittelt: kulturelle Güter sind gleichzeitig Ware und Bedeutung, sie haben einen symbolischen und einen ökonomischen Tauschwert. Literarisch-ästhetische Normen sind Akkumulationsort kulturellen und sozialen Kapitals, wobei die maximale Entfernung des Literaturprogramms von heteronomen ästhetischen Standards mit der maximalen symbolischen Wertschätzung einhergeht. Mit anderen Worten: je stärker und expliziter ein ästhetisches Programm um Vorstellungen von Autonomie zentriert ist, desto 'künstlerischer' erscheint es und wird auch so rezipiert. Autonomie ist dabei ein Postulat des Programms, Merkmal der Positionsnahme, keine tatsächliche Verweigerung der ökonomischen und symbolischen Verwertung. (Baasner, 236)

- Als Kanonisierungsinstanzen rücken vor allem Akademie und Universität ins Blickfeld, die Autorität dieser Legitimationsinstanzen bestimmt Kräftestrukturen des Feldes, die Beziehung der einzelnen Autoren oder Gruppen von Autoren zu diesen Instanzen deren Position. Der Kanon interessiert also vor allem als Deutungskanon. Die genannten Instanzen treten auf als Hüterinnen der orthodoxen Kultur, der hegemonialen Ästhetik, ihre Ausrichtung ist (auf-)bewahrend, konservativ.

In der Kunst der Moderne ist das Innovationspostulat selbst Element der orthodoxen Ästhetik: jeder Traditionsbruch bedient somit ebenfalls wieder die Tradition. (Baasner, 236)

- Bourdieu unterscheidet zwischen einem stark marktorientierten Raum der Produktion kultureller Massenware und einem Sektor der 'begrenzten Produktion', der diesem eigene (ästhetische) Normen entgegensetzt. Dabei scheint eine Reziprozität zwischen symbolischer und ökonomischer Wertzuweisung zu bestehen; das ästhetisch hochgewertete Kunstprodukt ist elitär, mit seiner Verbreitung, mit seiner Akzeptanz schwindet der symbolische Wert. Als Distinktionskriterium wird eine bestimmte Literatur dann unbrauchbar, wenn alle an ihr partizipieren. (Baasner, 236f.)

- Literarische Textwelten lassen sich mit dieser 'Brille' des Soziologen wie Sozialwelten analysieren: Welche Figuren erreichen mit welcher Kapitalausstattung welche Position im Feld? Welche Kapitalformen sind überhaupt wirksam, Geld, Prestige, Ehrenzeichen usw.? Textwelten sind als Zeichenräume interpretierbar, in denen unterschiedliche Lebensstile und Habitusformen aufeinander stoßen.

Der Künstler selbst löst sich im Text durch seine Literaturproduktion und seine fiktiven Welten aus allen sozialen Determinationen heraus. Flaubert, so Bourdieu, versucht auf diese Weise seine eigene Position als Autor in der Fiktion 'aufzuheben'. Interessant wird die Analyse dort, wo man das Verhältnis zwischen Textwelt und sozialer Welt untersucht: sind sie homolog oder unterschiedlich strukturiert? Ist im Text eine illusorische oder kritische Gegenwelt, eine Utopie oder ein Mythos gestaltet? (Dörner / Vogt, 89)

- *Rezeption*. Eine Soziologie der literarischen Rezeption hat zu klären, inwieweit Rezeptionsprozesse gesellschaftlich 'produziert' sind.

Im Mittelpunkt des Interesses stehen Rezeptionsprozesse und Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion von ästhetischen Objekten in der Soziologie Pierre Bourdieus. Wenn man den Bereich der literarischen Rezeption in soziologischer Sicht thematisiert, so ist als erstes zu betonen, daß jeder Rezeptionsakt einen bestimmten Wahrnehmungs- und Entschlüsselungscode enthält. Was der Leser aus einem Text macht und was nicht, das ist abhängig von seiner kulturellen Sozialisation und literarischen Bildung. Literaturkompetenz ist insofern klassenmäßig verteilt, als sie erstens in primärer Sozialisation in der Familie erworben und zweitens über klassenspezifisch strukturierte Bildungsinstitutionen vermittelt und eingeübt wird. (Dörner/Vogt, 90)

- Während der gebildete Leser sofort den 'frühen Hölderlin' oder den 'späten Goethe' erkennt, steht der 'Ungebildete' verständnislos vor einem eigentümlich formulierten Gebilde, das sein Gefühl der Fremdheit auch gegenüber den 'gebildeten Kreisen' noch verstärkt. So wie die Chancen auf die Aneignung entsprechender Kompetenzen klassenspezifisch verteilt sind, so wirken sie andererseits als eine Form kulturellen Kapitals an der zeichenhaften Zementierung der Klassengrenzen mit. Der souveräne Umgang mit 'literarischem Kulturgut' ermöglicht es den höheren Klassen, sich von den unteren sichtbar zu unterscheiden und die so zum Ausdruck kommenden hierarchischen Positionen zu legitimieren.

Die Pointe des Ansatzes besteht darin, kulturelle Praktiken nicht isoliert, sondern als Element spezifischer Geschmacksformen oder Lebensstile zu betrachten. Vorlieben für Musik, Kleidung, Design, Essen und Literatur stehen in einem systematischen Zusammenhang. Für die Literaturwissenschaft ist daraus die Folgerung abzuleiten, literarische Rezeption nicht mehr losgelöst von anderen Kulturpraktiken zu untersuchen. (Dörner/Vogt, 90f.)

- Die im Anschluß an Bourdieu formulierte „Feldtheorie“ befaßt sich mit dem Kampf um die legitime Benennungsmacht und die daraus resultierende Strukturierung des literarischen Feldes. Die relevanten Positionen werden markiert durch Autoren, Lektoren und Verleger, Kritiker, Publikum, partiell auch Schule und universitäre Literaturwissenschaft sowie schließlich eine Reihe von Akademien, Stiftungen und Institutionen, die Stipendien und Preise verleihen und so über die Verteilung symbolischen und ökonomischen Kapitals in das Feldgeschehen eingreifen.

Die Macht- und Einflußstrukturen des Feldes gehen schon in die Werkstruktur ein.: Jeder Autor hat, bewußt oder unbewußt, konkrete Vorstellungen und Bilder von seinen Mitstreitern im Feld, von möglichen Lektoren, Verlegern, Kritikern und Lesern, die sich in seiner Schreibweise auswirken. Der Autor entwickelt, je länger er sich im Feld aufhält, einen Sinn dafür, welche Position das Feld für ihn vorsieht. (Dörner/Vogt, 96f.)

- Das gesamte Interaktionsgeflecht des literarischen Feldes kann angesehen werden als ein ständiger Kampf um die Benennungsmacht, um die Macht bzw. Autorität dazu, den Bereich der legitimen Literatur festzulegen und Zugehörigkeit zum Feld zu definieren. Dadurch wird zugleich diejenige Literatur bestimmt, welche zu Zwecken der Distinktion und Lebensstilbildung gebraucht werden kann. Die Klassifikationsfunktion, die das literarische Feld für die Gesellschaft erfüllt, versorgt die verschiedenen Gruppen und Klassen mit hinreichend deutlich unterscheidbarem Zeichenmaterial für deren kulturell-semiotische Positionierung. Die aktuellen Machtpositionen der einzelnen Autoren, Verleger und Kritiker sind dabei immer das Produkt vorangegangener Interaktionsprozesse.

Als Ergebnis einer Reihe von Interaktionsprozessen strukturiert sich das literarische Feld schließlich in eine Dichotomie von 'hoher' versus 'niederer' Literatur. Im Bereich der hohen Literatur ist das Hauptinteresse der Beteiligten eher auf ein nicht direkt konvertierbares symbolisches Kapital gerichtet: Kommerzieller Massenerfolg gilt geradezu als unfein. Im Bereich der niederen Literatur ist es umgekehrt, kommerzieller Erfolg wird angestrebt, symbolisches Kapital ist Nebensache. (Dörner/Vogt, 98f.)

## 2. *New Historicism*

- Als New Historicism wird ein Ansatz der Literaturwissenschaft bezeichnet, der in den späten 1970er Jahren in der US-amerikanischen Anglistik entstanden ist. Im Laufe der Zeit wurde er auf andere Philologien übertragen und ist international auf breites Interesse gestoßen. Den Status einer geschlossenen Theorie beansprucht der New Historicism nicht, statt dessen handelt es sich – erklärtermaßen – um eine integrative Mischung, deren Elemente unterschiedlichen Theoriefeldern entstammen. Entsprechend divergieren die Schwerpunkte in der Rezeption. Ob generell eine postmoderne Orientierung, eine Verarbeitung der Foucaultschen Diskurstheorie oder aber der Anschluß an Clifford Geertz' Kulturhermeneutik vorliegt, bleibt vorerst Gegenstand der Kontroverse. (Baasner, 239)
- Die Begründer des New Historicism, Stephen Greenblatt und Louis Montrose, griffen alle drei genannten Einflüsse auf. Der Ansatz konturiert sich durch Abgrenzungen, zunächst gegen einen 'Old Historicism' angloamerikanischer Prägung, dem vorgeworfen wird, Urteile und Meinungen zu kulturellen Epochen dogmatisch, generalisierend und ohne jede Differenzierungsperspektive festzuschreiben. Weiterhin opponiert der New Historicism gegen das literaturwissenschaftliche Programm des New Criticism, dem seine ahistorische Konzentration auf formalistische Aspekte der Literatur zur Last gelegt wird. Da diese Abgrenzungen für die europäische Situation der 1990er Jahre keine Relevanz mehr haben, laufen viele der ursprünglichen Argumente in der europäischen Diskussion ins Leere. (Baasner, 239)
- *Poetik der Kultur*. Im New Historicism soll eine *Poetik der Kultur* entwickelt werden, eine Anleitung zur Decodierung kultureller Phänomene. Dabei wird nicht eine normierende Betrachtungsweise angestrebt, sondern eine offene Wahrnehmung vielseitiger und facettenreicher Ausprägungen von Kultur. Ziel der leitenden Fragestellungen ist es, *Abweichungen* kultureller Phänomene von festgefügtten Epochenstrukturen und Gattungshierarchien zu rekonstruieren. Eine Anarchie willkürlich gesetzter kulturhistorischer Entwürfe – wie sie von Kritikern befürchtet wurde – tritt deshalb nicht ein, weil dem Konzept trotz aller gegenteiligen Beteuerung ein sehr starker Kanon, ein Gattungs- sowie ein unumstößlicher Epochenbegriff zugrunde liegen. New Historicism bietet also eine kritische Rekonstruktion auf der Basis eines überkommenen Geschichtsbildes. (Baasner, 240)
- Die *Gegenstandserschließung* beschränkt sich nicht auf sprachliche Zeugnisse, sie inkorporiert Formate der Präsentation, wie Bilder, Denkmale u.a., die ebenfalls als 'Texte' aufgefaßt werden. Die Verbindung zu sprachlichen Texten wird hergestellt, indem die Deutbarkeit dieser Artefakte, ihr Eingewobensein in sinnstiftende Umgangsweisen, als Analogon zur Textur angesehen wird. Historische Zeugnisse erscheinen, unabhängig von ihren medialen Formen, als *Material*. (Baasner, 240)
- Zwischen den Dokumenten des Materials werden Beziehungen angenommen, die auf soziale Interaktion zurückführbar sind. Als *Verhandlungen* wird ein allseitiges 'Geben und Nehmen' zwischen den Positionen der Texte beschrieben, in dessen Verlauf *soziale Energie* kursiert. Dies bleibt ein unspezifischer Terminus, der den Prozeß des Austauschs nicht näher bestimmt, zugleich aber auf die soziale Eingebundenheit jeden Transfers hinweist. So werden durch die Texte hindurch soziale Größen sichtbar, die Subjekte, Gruppen, Institutionen u.a. umfassen. An Foucault geschult werden Macht oder Machtanspruch thematisiert, das Ensemble der Kul-

tur wird als machtdurchwaltete Entität beschrieben, in der epochenspezifische Ideologien herrschen. (Baasner, 241)

- Als positive Forderung läßt sich die nach einem Modell von Kulturgeschichte ausmachen, das einer Alltagsgeschichte Platz gibt und sich keiner Geschichtsphilosophie verpflichten will. Unausgelotet bleibt dabei das Verhältnis zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Die Stellung zur Vergangenheit wird bestimmt vom Wunsch, in die alten Zeiten wieder einzutreten (re-entering).

Theoretisch besonders problematisch ist die Vorstellung vom kulturellen Wandel. So kann sich in Greenblatts ideologisch verfestigten Epochen nichts bewegen, dabei wäre gerade für eine Kulturgeschichte, die kein Telos kennt und doch im Fluß sein soll, ein Modell kontinuierlichen Wandels erforderlich. (Baasner, 241)

a) F. versuchte, in der Ausarbeitung einer allgemeinen Theorie des Diskurses ein theoretisches Interesse mit einem geschichtlichen Gegenstand, z.B. der Untersuchung der Geschichte des Wahnsinns oder der Sexualität, zu verbinden. Die Schwierigkeiten der Begründung eines allgemeinen Diskursbegriffes haben dazu geführt, dass die historische Dimension von F's Denken von der Forschung stärker berücksichtigt wurde, ohne dass F. selbst schon als Vertreter einer Kulturwissenschaft verstanden wurde. Den Schritt von der Diskursanalyse zur Kulturwissenschaft vollzieht Stephen Greenblatt. Die Gemeinsamkeit mit F. liegt in der Leugnung einer teleologischen Geschichtsausrichtung und der Kritik des hermeneutisch-textimmanenten Verfahrens des *New Criticism*. Greenblatt geht jedoch im Rahmen einer allgemeinen Kulturanthropologie auf ein dynamisches Bild der Geschichte als Zirkulation sozialer Energien zurück. (Geisenhanslücke, 131f.)

b) Leitfaden seiner Untersuchung ist die Intensität von Shakespeares Stimme in der Geschichte der Kultur.

Soziale Energie manifestiere sich als eine Ordnung von sprachlichen, auditiven und visuellen Spuren in einem sozialen Kontext, der über ein System von Tauschprozessen gesteuert werde. G. versteht die Literatur daher wesentlich als eine soziale und kulturelle Praxis. Damit leistet der *New Historicism* einen Beitrag zu einer Historisierung der Diskurstheorie.

(> *Kritik*) Kann eine vollständige Überführung der Literaturwissenschaft in die Kulturwissenschaft überhaupt sinnvoll sein? Die Hinwendung zur Geschichtlichkeit der Texte birgt eine doppelte Gefahr in sich, die zum einen in der Auflösung der Spezifität der Literatur im vagen Begriff der Kultur und zum anderen in der Wiedereinführung der traditionellen hermeneutischen Begriffe von Geschichte und Subjekt besteht. (Geisenhanslücke, 132f.)

- *New Historicism*. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt widerspricht dem Anspruch auf Objektivität, mit dem der „New Criticism“ die Literaturkritik als ernstzunehmende wissenschaftliche Disziplin an britischen und amerikanischen Universitäten einst etabliert hatte.

In den Arbeiten zum „New Historicism“ – inzwischen bevorzugt Greenblatt die Bezeichnung „Cultural Poetics“ – geht es weniger um ein theoretisches Konzept als vielmehr um konkrete Beispiele für eine neue Methode der Textanalyse. Sie wendet sich gegen die an amerikanischen Universitäten herrschende Praxis der textimmanenten Interpretation in der Tradition des „New Criticism“, der den literarischen Text als geschlossenes und in sich schlüssiges Kunstwerk betrachtet, losgelöst vom sozialen Umfeld seiner Entstehung. Auch die in den siebziger Jahren an den Universitäten etablierte Dekonstruktion hatte in der spezifisch amerikanischen Ausprägung der „Yale Critics“ nicht mit dieser textzentrierten Leseweise brechen können.

Gegen ein solch ahistorisches Textverständnis richtet sich die Forderung des „New Historicism“, literarische Werke wieder zu den historischen sozialen Bedingungen ihrer Entstehungszeit in Beziehung zu setzen. Aber im Unterschied zu früheren ideologiekritischen und sozialgeschichtlichen Ansätzen verabschiedet sich der „New Historicism“ von einem ontologischen Geschichtsverständnis zugunsten der Kontingenz von Geschichte. Damit sind

auch Texte kontingent, Teil der sozialen Praxis, durch die sich eine Gesellschaft selbst auslegt und damit zugleich immer wieder neu konstituiert. (Wechsel, 454f.)

- Betrachtet man die historische Situation als ein Kräftefeld, in dem literarische Texte mit anderen kulturellen Äußerungen und Ereignissen nebeneinander wirken und miteinander verwoben sind, hat das zur Konsequenz, daß die Funktion der Interpretation nicht mehr darin liegt, die einzelnen Elemente eines Textes in einen kausalen oder funktionalen Gesamtzusammenhang zu bringen. Die Analysepraxis des „New Historicism“ konzentriert sich vielmehr auf das Verhältnis von Literatur zu anderen Texten. Gefragt wird nach den Austauschbeziehungen, den „Transaktionen“ zwischen kulturellen Äußerungen; Verhaltens- und Sprachformen, Gesten und Rituale, kollektive Anschauungen und Erfahrungen werden vom literarischen Text nicht einfach übernommen, sie fließen vielmehr als soziale Energie ein und werden unter bestimmten Bedingungen angeeignet und modifiziert. (Wechsel, 455f.)

- Bei der Suche nach Spuren solcher Transaktionen werden elisabethanische Dramen, politische Traktate, Anekdoten, religiöse und ethnographische Schriften, die zunächst keinerlei Zusammenhang vermuten lassen, miteinander verknüpft. Erst durch das Nebeneinander unterschiedlicher Textsorten können Stück für Stück soziale Praktiken und Machtstrukturen der englischen Renaissance aufgedeckt werden. Das elisabethanische Zeitalter steht dabei paradigmatisch für die Entstehung der modernen westlichen Kultur, so daß die Untersuchungen der Machtstrukturen letztlich die kulturkritische Haltung des „New Historicism“ zu erkennen geben.

Literatur verweist nicht nur als Zeichen auf die gesellschaftliche Realität, sondern ist selbst an der diskursiven Konstituierung von Machtstrukturen beteiligt. (Wechsel, 456)

## **Stichwortliste zur 11. Sitzung: *Neuere literatursoziologische und sozialhistorische Ansätze: Bourdieu und New Historicism***

### *1. Bourdieu*

#### *1.1 Hintergrundtheorie*

Kultursoziologie – soziale Distinktion – Theorie der Kapitalien – Klassenauseinandersetzung – Habitus.

#### *1.2 Literaturtheorie mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit*

Literarisches Feld – Sozialer Gehalt der Literatur – Kanonisierungsinstanzen – Klassenmäßige Verteilung der Literaturkompetenz – Kampf um die Benennungsmacht – Textwelten wie Sozialwelten analysieren.

### *2. New Historicism*

#### *2.1 Hintergrundtheorie*

Bezüge zu postmodernen Theorien, zur Diskursanalyse Foucaults – Abkehr von der Geschichtsphilosophie – Poetik der Kultur – Machtstrukturen.

#### *2.2 Literaturtheorie*

Gegen den New Criticism.

#### *2.3 Methode der konkreten Textarbeit*

Keine Beschränkung auf sprachliche Zeugnisse – Literarische Texte zu den sozialen Bedingungen ihrer Entstehungszeit in Beziehung setzen – Frage nach den Austauschbeziehungen zwischen kulturellen Äußerungen – Machtstrukturen, z.B. der englischen Renaissance freilegen.

## Fragen für die Nachbereitung

### *Neuere literatursoziologische und sozialhistorische Ansätze*

#### *Bourdieu*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

#### *New Historicism*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 12. Sitzung: *Feminismus/Gender Studies*

### *Ausgewertete Texte*

Erhard, Walter/Herrmann, Britta: *Feministische Zugänge – Gender Studies*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München <sup>2</sup>1997, S. 498–515.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 113–116.

Hahn, Barbara: *Feministische Literaturwissenschaften*. In: Bogdal, Klaus-Michael (Hg.): *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen <sup>2</sup>1997, S. 225–241.

Rippl, Gabriele: *Feministische Literaturwissenschaft*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart Weimar 1995, S. 230–240.

Schneider, Jost: *Einführung in die moderne Literaturwissenschaft*. Bielefeld 1998, S. 231–232.

Weigel, Sigrid: *Geschlechterdifferenz und Literaturwissenschaft*. In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek <sup>5</sup>1997 (<sup>1</sup>1992), S. 685–698.

Zens, Maria: *Feministische Literaturwissenschaft*. In: Baasner, Rainer: *Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung*. Berlin 1996, S. 151–170.

### *1. Allgemeines*

#### *Konjunktur*

- Die feministische Literaturwissenschaft entstand Ende der 60er Jahre im Gefolge der Frauenbewegung und ging zunächst von dem skandalösen Faktum aus, daß Frauen in der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung nur eine Nebenrolle spielten. Es war ein erstes wichtiges Anliegen dieser Forschungsrichtung, alternative Literaturgeschichten zu schreiben und an die vielen ‘vergessenen’ Schriftstellerinnen zu erinnern, die schrieben und teilweise sehr erfolgreich publizierten. (Schneider, 231)

#### *‘Übergreifende’ Voraussetzungen*

- In den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts entwickelte sich eine feministisch orientierte Forschungsrichtung, deren erklärtes Ziel es war, die Gleichstellung der Frau in allen gesellschaftlichen Bereichen, auch an den Hochschulen, zu erreichen. „Der Konvergenzpunkt aller feministischen Forschungsansätze, so unterschiedlich sie im einzelnen auch sein mögen, besteht in ihrem Anliegen, die patriarchalen Strukturen innerhalb einer Gesellschaft aufzudecken und den darin eingeschriebenen Ort der Frau oder des ‘Weiblichen’ zu analysieren, sowie langfristig auf eine Abschaffung oder zumindest eine Veränderung dieser Strukturen hinzuwirken. (Fischer/Kilian/Schönberg 1992, 19). (Rippl, 230)

- Die feministische Perspektive ist politischen Ursprungs; sie übernimmt vorhandene Ansätze und Verfahren, modifiziert sie und ist an der Entwicklung neuer beteiligt, es gibt aber *keine eigenständige oder verpflichtende feministische Methode*.

Die politische neue *Frauenbewegung* der 1960er/70er Jahre und ebenso der *akademische Feminismus*, der aus der politischen Aktion wichtige Impulse bezog, schöpfen wesentliche Teile ihrer Antriebsenergie aus der Erkenntnis, daß die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Aufbrüche, die von Männern und Frauen unterstützt werden und das Banner der Emanzipation vor sich hertragen, von der Gleichberechtigung der Geschlechter nichts wissen wollen. Mit den verkrusteten Verhältnissen wollen viele Frauen jedoch die verkrusteten Geschlechterverhältnisse ändern. Feminismus ist ein moralisches und politisches Projekt, eine Strategie zur Veränderung einer als ungerecht empfundenen Gesellschaftsstruktur. (Zens, 151f.)

## 2. Zu den Hintergrundtheorien

### *Hauptvertreter und -werke der 'Hintergrundtheorie'*

- 1928 veröffentlichte Virginia Woolf ihren Essay *A Room of One's Own*, in dem sie unter anderem mit der hypothetischen Frage nach Judith Shakespeare, einer fiktiven Schwester Williams, die historische Situation von Schriftstellerinnen, die Möglichkeiten einer Frauen-Literaturgeschichte sowie die historischen Unterschiede zwischen einer männlichen und einer weiblichen Schreibweise in den Blick rückte. 1949 erschien Simone de Beauvoirs Buch *Le Deuxième Sexe*, eine erste große systematische Untersuchung über die soziale Konstruktion von Weiblichkeit, über den Ort der Frau in der Geschichte und über die ideologische Gleichsetzung von 'Frau' und 'Natur'. Berühmt geworden ist der Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ (Erhart, Herrmann, 499f.)

### *'Übergreifende' Voraussetzungen*

- (>*Vorläufer, Vorbilder auf der 'übergreifenden' Ebene*) Virginia Woolf und Simone de Beauvoir haben beide darauf aufmerksam gemacht, daß die Frau in der Literatur- und Kulturgeschichte als Mythos und als Bild zwar ständig präsent ist, in der Geschichtsschreibung selbst aber kaum einen Platz hat – weder innerhalb einer 'universalen' Geschichte, die lediglich die Taten männlicher Akteure aufzeichnet, noch als Teilnehmerinnen und Produzentinnen eines literarisch-kulturellen Systems, von dem Frauen aufgrund ihrer Lebensbedingungen zu meist ausgeschlossen geblieben sind.

Nach dem frühen Kampf um politische und rechtliche Gleichberechtigung an der Wende zum 20. Jahrhundert formierte sich mit der sogenannten zweiten Frauenbewegung in den späten sechziger Jahren auch eine feministische Literaturwissenschaft in Europa und in den USA, die an die von Woolf und Beauvoir vorgegebenen Themen und methodischen Ansätze nur noch anzuknüpfen brauchte. Schon Beauvoir hatte Frauenbilder in literarischen Werken untersucht und die in der gesamten 'schönen Literatur' zahlreich verbreiteten Bilder und Imaginationen aufgezeigt, in denen sich der Weiblichkeits-Mythos spiegelt und immer aufs neue inszeniert wird (*Frauenbildforschung*). Zum Vorschein kommen dabei die unterschiedlichsten Formen, in denen 'die Frau' jeweils als 'das Andere' des Mannes konstruiert wird: als bloßes Naturwesen, als bedrohte Sinnlichkeit, als idealisierte Natur oder als negative Folie, vor der sich männliche Selbstbehauptung und Macht um so deutlicher abheben. (Erhart, Herrmann, 500)

- Zu den Klassikerinnen Woolf und Beauvoir [s.o]: Für Woolf ist *ökonomische Unabhängigkeit* und die Selbstbestimmtheit des 'eigenen Zimmers' Grundlage für die soziale und intellektuelle Freiheit, die auch literarische Produktivität erst ermöglicht.

Das Weibliche spielt in der Literatur eine bedeutende Rolle, die Frau in der Literaturgeschichte aber keineswegs.

Woolf formuliert keine spezifische weibliche Kreativitätstheorie. (>*Kritik von 'innen'*) Ihre Auffassung, der „große Geist“ sei androgyn, hat ihr harsche Kritik von Seiten einiger Feministinnen eingetragen.

*Das Andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir ist eine umfassende Analyse der Funktion des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft, die auf sozialistischer Gesellschaftskritik ruht. Als vom Patriarchat konstruierte „Alterität schlechthin“ ist der *Mythos Frau*, das verdrängte des Patriarchats, Funktionsbedingung und Garant der männlichen Machterhaltung. Die Frau erlangt keine Eigenständigkeit, sie ist nicht als Selbst zu denken.

Die Frau ist nicht nur anders, sondern dem Mann nachgeordnet. Etwas Eigenes schaffen die Frauen nicht einmal in der Projektion. Die Zweitrangigkeit der Frau, das Weibliche als soziale Funktion des männlichen Machtanspruchs und den daraus resultierenden Ausschluß zeichnet Beauvoir in den Denkordnungen der Psychoanalyse und des historischen Materialismus, in den Sozialordnungen der Geschichte und in den mythischen Weiblichkeitskonstruktionen der Literatur nach.



(>Ziele/Perspektive) Beauvoirs Literaturbetrachtung will die literarische Konstruktion des patriarchalen Mythos Frau in der Relektüre kanonisierter männlicher Autoren auffinden. (Zens, 156ff.)

- Die Frauenbewegung versuchte nun, eine bisher verborgen gebliebene Realität von Frauen wieder zu entdecken und zugänglich zu machen, indem sie nach den verschütteten Quellen suchte, in denen Frauen als Subjekte sichtbar werden und in denen sie sich selbst – statt der auf sie projizierten Bilder – wiedererkennen können. Ein programmatischer Schwerpunkt der Frauenforschung bestand in der Archäologie einer weiblichen Kulturtradition (*Frauen-Literaturgeschichte*). Indem vergessene literarische Werke von Schriftstellerinnen aus allen Epochen entdeckt und erschlossen, weibliche Lebensbedingungen und Erfahrungszusammenhänge in diesen Werken zu Tage gefördert, interpretiert, historisch eingeordnet sowie die historischen Produktionsbedingungen und Biographien der Autorinnen untersucht werden, sollte eine Neuorientierung des Kanons und der Literaturgeschichtsschreibung eingeleitet werden, die die bisherige Ausrichtung auf männliche Autoren in Frage stellt, einen ‘anderen’ Kanon weiblicher Autoren etabliert und die geschlechtsspezifischen Ausschlußprozeduren der Literaturwissenschaft offenlegt, um sie unterlaufen zu können.

(>Kritik) Die Suche nach Autorinnen blieb beschränkt, und oft ließen sich wieder nur jene Autorinnen anführen, die im literarischen Kanon bisher ohnehin berücksichtigt waren. Die Erforschung zahlreicher bislang unbekannter Autorinnen war hingegen bald mit Fragen nach der ästhetischen Qualität und der literarischen Wertung konfrontiert.

Die Kritik an den fest immer gleichen Frauenbildern und die Erweiterung des literarischen Kanons um Autorinnen ergänzten zwar die Inhalte des Faches, methodisch ließen sich über die politisch-soziale Orientierung hinaus jedoch kaum neue Wege beschreiten. (Erhart, Herrmann, 500f.)

- Die neuere Geschlechter-Theorie unterscheidet zwischen biologischem Geschlecht („sex“) und der sozial wie kulturell zugeschriebenen Geschlechtsidentität („gender“). Die Zuordnung des biologisch festgesetzten Geschlechts besitzt gegenüber dem soziokulturell konstruierten Geschlecht für die Subjektwerdung kaum Gewicht, und jeder Text ist seinerseits immer schon daran beteiligt, die jeweiligen Zuschreibungsprozesse von Geschlecht und Geschlechtlichkeit vorzunehmen. Die Ordnungsfunktion der Kategorie ‘Geschlecht’ bleibt jedoch nicht nur auf die Subjektconstitution beschränkt, sie besteht zusätzlich darin, daß Geschlechtlichkeit ein Feld von Oppositionen strukturiert, die auch in zunächst scheinbar geschlechtsunabhängige kulturelle Symbolbereiche hineinreichen.

So entfaltet z.B. *Effi Briest* ein ganzes Feld von Metaphern und Bildern, die in Opposition zur Männlichkeit und zur Gesellschaft stehen, indem sie mit dem Ort von Weiblichkeit, mit weiblicher Sexualität und mit Natur verbunden werden. Mit der Gleichsetzung Natur – (Unschuld –) Weiblichkeit wird jedoch nicht nur Effis ‘Weiblichkeit’, sondern gleichzeitig auch ein bestimmtes Naturbild als ‘weiblich’ entworfen. Garten, Teich, Tiere gewinnen dadurch ebenso eine an die Geschlechter-Differenz angelehnte Bedeutung wie z.B. das Spiel mit der Schaukel. (Erhart, Herrmann, 504f.)

- Frauenforschung wird heute in angloamerikanischen Ländern *Women Studies*, Geschlechterforschung *Gender Studies* genannt. Gehen die *Women Studies* vom biologischen Geschlecht (engl. *sex*) aus und folglich von einer homogenen Gruppe von Frauen mit identischer Erfahrung, die biologisch bestimmt ist, so verstehen die Gender Studies Geschlecht als sozial-kulturell konstruierte Kategorie (engl. *gender*). Damit tragen sie zur De-Essentialisierung des Konzepts ‘Frau’, insofern bei, als sie Raum schaffen für die Berücksichtigung unterschiedlicher Vorstellungen dessen, was eine bestimmte Epoche oder eine bestimmte Kultur meint, wenn sie von ‘Frau’ und ‘Mann’ spricht. Zugrunde liegt hier die Überzeugung, daß es keine natürlichen, angeborenen geschlechtsspezifischen Eigenschaften von Mann und Frau gibt, sondern immer nur kulturspezifische Zuschreibungen von Rollen und Verhaltensstereotypen, die historischen Veränderungen unterliegen. ‘Frau’ konnotiert in unserer westlichen Kultur

heute nur deshalb Passivität, Gefühl, Körper, Natur und Anpassungsfähigkeit, weil 'Mann' Aktivität, Rationalität, Geist, Kultur und Individualismus verkörpert. (Rippl, 230f.)

- Die Geschlechter-Klassifikation übernimmt eine konstitutive Funktion für sämtliche Prozesse der kulturgeschichtlichen, sozialen und politischen Bedeutungszuweisung, und ihre soziokulturelle Macht besteht gerade darin, daß sich 'Geschlecht' von den biologisch jeweils vorgesehenen Trägern gelöst hat. Es geht dabei weniger um eine stets zu konstatierende binäre Opposition zwischen 'männlich' und 'weiblich' als vielmehr um den historisch jeweils unterschiedlichen Prozeß, durch den diese Oppositionen immer wieder neu hergestellt und gestaltet werden. So wird z.B. im 19. Jahrhundert die Trennung zwischen Öffentlichkeit und Häuslichkeit nicht nur als neues soziales und politisches Ordnungssystem festgesetzt, sondern auch als natürliches System der Geschlechter ausgegeben. Zugleich führt diese neue Geschlechter-Ordnung zu einer tiefgreifenden geschlechtlichen Überformung kultureller und sozialer Wertesphären – mit dem Ergebnis, daß Kindheit, Familie, Gefühl und Poesie fortan mit Weiblichkeit assoziiert und verbunden werden, daß Männlichkeit sich umgekehrt durch strenge Zurückweisung von 'Weiblichem' – Gefühl, Emotionen, Schwäche – geradezu definiert. Wirksam werden die hierarchisch strukturierten Zeichen des Geschlechts überall dort, wo sich Gegensätze, Wertbinaritäten und Machtverhältnisse herausbilden.

(*Literaturtheoretische Grundannahmen*) In literarischen Werken kommen nicht nur diese vielfältigen Bedeutungszuweisungen zum Ausdruck, es lassen sich dort in ganz besonderer Weise das Zustandekommen, die Historizität und die Rhetorik dieser Vorgänge analysieren. So geben literarische Texte über die narrativen Strukturen Auskunft, mit denen die Geschlechterdifferenz jeweils inszeniert wird.

(*Ziele/Perspektive*) Die Position des aktiven und mobilen Helden in mythischen Erzähltexten etwa ist 'männlich' konnotiert, und die von ihm zu überwindenden Hindernisse sind als unbewegliche Positionen eines 'weiblich' figurierten Raumes gekennzeichnet – unabhängig vom biologisch fixierten Geschlecht der Heldenfigur. Durch solche literarischen Strukturen werden geschlechtsspezifische Bedeutungen fortgeschrieben. Doch bereits die Rede von Körpern, von Sexualität und vom biologisch festgelegten Geschlecht („sex“) selbst ist historisch bedingt und diskursiv festgelegt, und auch ihre Literarisierung ist keineswegs unabhängig von den Diskursen zu denken.

(*Vorgehensweise / Anwendung*) In *Effi Briest* wird unentwegt über Sexualität geredet – in Anspielungen, versteckten Bezügen, unter der Oberfläche von scheinbar neutralen Diskursen, die sich stets mit 'anderen' Bedeutungen aufladen können. Gerade dieses 'uneigentliche' Sprechen aber bringt den Gegenstandsbereich einer tabuisierten Sexualität und das Tabu selbst erst hervor. (Erhart, Herrmann, 505ff.)

- Von dieser Problemstellung aus läßt sich auch die seit den späten siebziger Jahren beobachtbare Rezeption der Psychoanalyse in der feministischen Theorie erklären. Die Psychoanalyse bot sich an, weil sie unter den beschreibbaren sozialen Geschlechterrollen jene Mechanismen und Faktoren zu erkennen vorgab, die auf tiefgreifendere Weise an der Entstehung der Geschlechtsidentität beteiligt sind. Die Rezeption der psychoanalytischen Theorie in der feministisch orientierten Literaturwissenschaft stellte folgerichtig jene Ansätze ins Zentrum, die sich mit der Phase *vor* dem von Freud beschriebenen Ödipus-Komplex beschäftigen, nämlich mit der präödipalen Einheit von Mutter und Kind. Dort – so lehrt es die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie – sind die Identitätsgrenzen noch nicht genau markiert, aber es bilden sich schon jene ambivalenten Objektbeziehungen heraus, die später die weibliche Geschlechtsidentität und die Bedeutung von Weiblichkeit prägen: eine im Gegensatz zum männlichen Kind nie ganz aufgegebene Bindung an die Mutter, ein Gefühl der Abhängigkeit ebenso wie die Disposition zu einem Denken in Beziehungen, eine stärkere 'Verflüssigung' der Ich-Grenzen und der geschlechtlichen Identität.

Die feministische Rezeption der Psychoanalyse führte auch zu einem neuen Verständnis darüber, wie die scheinbar selbstverständliche Zuschreibung von Weiblichkeit und Männlichkeit

sich schon in der Genese jeder geschlechtlichen Identität festsetzt und in jeweils unterschiedlichen historischen Kontexten die Bildung und die geschlechtliche Differenz von Identität hervorbringt. So konnte sich ein Verfahren entwickeln, das 'weibliche Erfahrung' und 'weibliches Schreiben' in Begriffe faßt, ohne auf verborgene biologische Grundlagen zurückgreifen zu müssen und etwa weibliche Autoren 'essentialistisch' auf bestimmte Schreibweisen festzulegen. (Erhart, Herrmann, 509f.)

- Zentrale Figuren der feministischen Literaturwissenschaft sind die französischen Philosophinnen und Literaturwissenschaftlerinnen Hélène Cixous und Luce Irigaray, sowie die in Frankreich lebende Bulgarin Julia Kristeva. Ihre poststrukturalistische Kritik wendet sich, in Anlehnung an die Dekonstruktion und ihren Hauptvertreter Jacques Derrida, gegen die phallo- und logozentristische, metaphysische Denkweise der westlichen Philosophie. Damit geht eine grundlegende Kritik an der Freudschen, aber auch der Lacanschen Psychoanalyse Hand in Hand, die das Weibliche an der männlichen Norm mißt und es aufgrund seiner anderen Anatomie als Mangel definiert.

Cixous betrachtet als wichtigste feministische Aufgabe die Dekonstruktion der patriarchalen, logozentristischen Metaphysik. Die von ihr proklamierte neue Sprache der 'Frau', die *écriture féminine*, soll die binären Oppositionsbildungen wie *Mann/Frau*, *Logos/Pathos*, *Kultur/Natur*, *Aktivität/Passivität*, *Subjekt/Objekt* usw. sprengen helfen, weil diese Oppositionen nicht neutral sind. Damit einer der Begriffe des Oppositionspaars *männlich/weiblich* Bedeutung erhalten kann, muß der andere zerstört werden, wobei unter dem Patriarchat der männliche Teil immer der Sieger, der weibliche der Verlierer ist.

(Kritik von 'innen') Es droht der Rückfall in einen biologischen Essentialismus, wenn Cixous beispielsweise die 'weibliche' Schreibweise zuweilen mit der Schreibweise einer Frau gleichsetzt. (Rippl, 233f.)

Die feministische Diskussion trug wesentlich zur Rezeption des französischen Strukturalismus und Neostrukturalismus in der bundesrepublikanischen Literaturwissenschaft bei. Charakteristisch ist die Koppelung von linguistisch-zeichentheoretischen und psychoanalytischen Überlegungen. So bezieht sich Cixous mit ihren Texten zur subversiven Kraft weiblichen Schreibens insbesondere auf Derridas Gedanken der *différance*, des freien Spiels der Signifikanten. Wie Derrida verwirft sie die binär-hierarchische Einteilung der Welt, die das logozentristische Denken des Abendlands hervorbringt.

*Logozentrismus* und *Phallozentrismus* verbünden sich in der Herrschaftsstruktur eines *patriarchalen binären Denkens*, in dem die 'weibliche' Seite immer als die negative, die untergeordnete erscheint. Alle Oppositionen sind auf diese geschlechterdifferenzierende Grundstruktur zurückzuführen. In dieser Ordnung hat die Frau keine Chance.

Die 'männliche Ökonomie' der Aneignung und Unterordnung kann nur durch ein anderes, vom *Phallogozentrismus* selbst undenkbares Denken unterlaufen werden: die *weibliche Ökonomie des Begehrens*, auf deren Grundlage eine von der männlichen *littérature* unterschiedene *weibliche Schreibpraxis*, *écriture féminine*, entsteht. Diese ist nicht an das biologische Geschlecht geknüpft, sondern an die Ausdrucksmöglichkeit des Begehrens im Text. Die weibliche Ökonomie ist keine des Eigenen, das sich durch die Abgrenzung vom Anderen konstituiert, sondern ist durch ein kontinuierliches Geben und plurales Sichverströmen gekennzeichnet.

(Kritik von 'innen') Trotz Cixous' Ablehnung der logozentristischen Hierarchisierung basieren ihre Überlegungen also ausgerechnet auf einer binären Opposition der 'Ökonomien'.

Die Bewegung der Entäußerung, die Identität und Subjektivität zugunsten unmittelbaren Sprechens auflöst, sei an das dezentrierte sexuelle Lustempfinden der Frau geknüpft, das ihr ermöglichte, 'den Körper zu schreiben'. Cixous formuliert so eine utopische Kreativitätstheorie, die sexuelles und textuelles Lustempfinden in eins setzt. Weibliches Schreiben ist dann der Freiflug des geknebelten Begehrens, das die symbolische Ordnung erschüttern. Die Allegorie dieses Verfahrens ist die *Hysterikerin*. (Zens, 162ff.)

### 3. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)

#### 'Übergreifende' Voraussetzungen

- Inhaltlich geht es den feministischen Forscherinnen um grundsätzliche Fragen des Selbstverständnisses und der Selbstbestimmung von Frauen. Schreiben und lesen Frauen anders als Männer? Mußten Frauen ggf. diese Andersartigkeit verleugnen, wenn sie in der althergebrachten Männerwelt der Literatur Anerkennung oder zumindest Berücksichtigung finden wollten? Können männliche Autoren die Gedanken und Empfindungen weiblicher Figuren und können weibliche Autoren die Gedanken und Empfindungen männlicher Figuren adäquat darstellen? Ist das weibliche Schreiben unmittelbar an das biologische Geschlecht geknüpft (angeboren) oder eine gesellschaftliche Konstruktion (anerzogen)? (Schneider, 232)

- (>Ziele/Perspektive) Feministische Literaturwissenschaft konzentriert sich, vereinfacht gesagt, auf zwei Fragestellungen: Was macht die Literatur mit der Frau (der Geschlechterdifferenz)? Was macht die Frau (die Geschlechterdifferenz) mit und in der Literatur? Dabei geht es zum einen – auf Literatur als *semiotisches System* bezogen – um die literarisch konstruierten Sinnwelten, sowie Schreibweisen und literarischen Formen. Zum anderen – auf Literatur als *gesellschaftlichen Handlungsbereich* bezogen – um Geschlecht als sozial strukturierendes Merkmal. Verbunden sind diese Perspektiven durch die Frage, wie Literatur als Text und Handlung zur symbolischen Strukturierung, zur Konstitution eines geschlechterdiffernten *Kultursystems* beiträgt.

Die Bereiche des ästhetischen und sozialhistorischen Interesses sind zwar verklammert, erfordern aber unterschiedliche Zugriffsweisen: eine Soziologie oder historisch-rekonstruierende Betrachtung kann auf Biographien, Zensurbestimmungen, Verhältnisse des literarischen Marktes und die Diffusion sozialer Normen angewendet werden, der Literarizität von Literatur wird sie nicht gerecht. Literarische Texte sind immer *Imaginationen des Weiblichen*; es geht nie um wirkliche Frauen, sondern um Konstruktionen biologischer und sozialer Weiblichkeit, die die Freiheit der literarischen Fiktionalität nutzen. Durch die Nichtreferentialität unterscheiden sich literarische Entwürfe von Weiblichkeit von anderen Diskursformen, über die sich der historische Ort von Frauen erschließen ließe, wie Anstandsbücher, Rechtsvorschriften, Modezeitschriften. (Zens, 153f.)

- Wie nun literarische Texte Geschlechtsidentitäten und -differenzen ins Spiel bringen, sie inszenieren, travestieren, u.U. unterlaufen und ein differentielles Geschlechts- und Textmoment einspielen, damit beschäftigt sich die feministisch orientierte Literaturwissenschaft seit den siebziger Jahren.

Im allgemeinen unterscheidet man drei Hauptrichtungen feministischer Forschung innerhalb der Literaturwissenschaft: 1. die Frauenforschung, 2. die feministische Literaturwissenschaft und 3. den dekonstruktiven Feminismus.

Diese Richtungen folgen nicht aufeinander. Die feministische Literaturwissenschaft, wie sie sich am Ende der siebziger Jahre herausgebildet hat, löst die Frauenforschung der siebziger Jahre nicht ab, genausowenig wie sie selbst vom dekonstruktiven Feminismus am Ende der achtziger Jahre verabschiedet wird. Vielmehr bestehen diese Richtungen bis heute nebeneinander und ergänzen sich gegenseitig, was bedeutet, daß es *den* Feminismus nicht gibt. Generell kann man sagen, daß sich die Frauenforschung mit Texten von Frauen und Repräsentationen von Frauen in literarischen Texten auseinandersetzt. Dagegen beschäftigen sich die feministische Literaturwissenschaft und der dekonstruktive Feminismus stärker mit methodologischen und theoretischen Fragestellungen und Problemen. (Rippl, 231f.)

- Die Frauenforschung orientiert sich zunächst an den Forderungen des liberalen Feminismus, der unter dem Stichwort „Gleichheit der Geschlechter“ vor allem gleiche Chancen für Frauen in Beruf, Wissenschaft und Politik fordert. Theoretische Grundlage dieser Forderung ist Simone de Beauvoirs Feststellung, daß man nicht als Frau geboren, sondern zur Frau gemacht wird. Für die Literaturwissenschaft bedeutet diese Forderung nach Gleichheit, daß vergessene Schriftstellerinnen wiederentdeckt werden und ihre Texte in Frauen-Literaturgeschichten Ein-

gang finden. Dies trägt zu einer verstärkten Rezeption der Texte von Autorinnen bei und führt im Idealfall dazu, daß sie in den herrschenden, von Männern geprägten Literaturkanon aufgenommen werden.

(Ziele/Perspektive) Die Beschäftigung mit den bislang 'verdrängten' Autorinnen geschieht zunächst aus biographischer Perspektive: Meist steht das ungewöhnliche Leben der Autorinnen im Mittelpunkt, die literarische Qualität der Texte wird dagegen vernachlässigt. (Rippl, 232)

- Parallel dazu richtete sich das Interesse der Frauenforschung auf die in Literatur und philosophischen Werken vorkommenden Frauenbilder und Weiblichkeitskonzeptionen, was eine Reihe von Untersuchungen männlicher Mythen über Frauen, die Frau als Heilige oder Hexe, als Maria oder Eva, als Jungfrau oder Hure, hervorbringt. Heftige Kritik wurde an phallogozentrischen Annahmen oder frauenfeindlichen Aussagen in literarischen Texten geübt.

(Kritik von 'innen') Nicht reflektiert werden die eigenen ideologischen Voraussetzungen, insbesondere das Postulat, daß weibliche Erfahrung als Basis der Interpretation betrachtet werden kann. Hier wird von einer einheitlichen, natürlichen weiblichen Erfahrung ausgegangen, Frau als metaphysische Kategorie begriffen und übersehen, daß 'weibliche Erfahrung' immer schon kulturell geprägt ist. (Rippl, 232)

- In der literaturwissenschaftlichen Tradition der Interpretation einzelner Texte prosperierte vor allem in den USA in den 70er Jahren die Analyse der *Images of Women*. Im Verfahren des *close reading* wird die dargestellte Welt auf die Lebenswirklichkeit von Frauen bezogen.

(Kritik von 'innen') Dieses ideologiekritische Verfahren geht häufig von einem undifferenzierten realistisch-didaktischen Literaturbegriff aus, der über der Freude, einen Autor der Misogynie anklagen zu können, die Polyvalenz der Literatur außer acht läßt und die Komplexität ihrer Beziehung zur Literatur übersieht.

Die *Images of Women*-Kritik ist in erster Linie autor- und textzentriert. Das Geschlecht des Verfassers literarischer Texte ist dabei wichtig; zum einen wird Kritik an den Frauenbildern männlicher Autoren geübt, zum anderen die Hoffnung gehegt, daß Schriftstellerinnen bessere oder angemessenere Frauenfiguren zeichnen. Problematisch ist, wenn auf diese Weise allzu kurzschlüssig Autorbewußtsein und literarische Frauenbilder in eins gesetzt werden und nicht die literarisch konstruierte Sinnwelt, sondern die mutmaßliche Gesinnung des Autors einer Prüfung unterzogen wird. Die feministische Ideologiekritik geht in solchen Fällen von der Vorstellung einer weiblichen Identität 'hinter den Bildern' aus, die sich im Stande der Nicht-Entfremdung befindet und nur befreit werden müsse.

So wenig sich 'falsche' von 'richtigen' Bildern separieren lassen, so wenig lassen sich 'gute' an die Stelle von 'bösen' setzen, soll nicht eine literarische Zensur etabliert werden. Kein 'feministischer Realismus' der einen (Trübsinn des weiblichen Alltags) oder der anderen (Superweib) Sorte. (Zens, 159)

- Literarisch wurde die Forderung nach weiblicher Authentizität in den 1970er Jahren durch die *Frauenliteratur* beantwortet. Darunter werden in der Regel die Texte weiblicher Autoren gefaßt, die sich mit dem Thema der Frauenemanzipation auseinandersetzen. Die Vorstellung, *weiblicher Erfahrung* eine Stimme zu verschaffen und über die Klammer der *Betroffenheit* eine Verbindung zwischen Leserinnen, Autorinnen und auch Protagonistinnen literarischer Texte herzustellen, prägt den Umgang mit Frauenliteratur. Die angenommene Gemeinsamkeit weiblicher Erfahrung soll im *identifikatorischen Leseprozeß* zu einem gemeinsamen Bewußtsein führen.

Von einem emphatischen Authentizitätsbegriff weitgehend verabschiedet haben sich hingegen literar- und kulturhistorische Ansätze, die ebenso auf fiktionale wie auf nicht-fiktionale Texte von Frauen als *Quellen* zurückgreifen. (Zens, 160)

- Von der Literatur der Frauen zum 'weiblichen Schreiben'. Schon Virginia Woolf hatte die „Auswirkung seines Geschlechts auf den Schriftsteller“ zum Thema gemacht und die unterschiedlichen Inhalte in 'weiblichen' Werken untersucht. Vor allem amerikanische Literaturwissenschaftlerinnen sind der von Woolf eingeschlagenen Richtung gefolgt und haben die Li-

teratur von Frauen in Analogie zur Literatur anderer 'Minderheiten' untersucht, die sich im Laufe des historischen Prozesses erst eine 'Stimme', nämlich Medien und Verfahrensweisen, zur Artikulation ihrer Erfahrungen aneignen müssen. Elaine Showalter etwa hat die historische Entwicklung der englischen Frauenliteratur als einen solchen Prozeß rekonstruiert und der damit befaßten Literaturwissenschaft den Namen „gynocriticism“ gegeben. Sandra Gilbert und Susan Gubar haben englische Frauenromane des 19. Jahrhunderts auf die darin vorfindbare doppelte Tradition untersucht – als eine Schreibweise, die sich an dem Kanon männlicher Schriftsteller und an dem dort reproduzierten Bild der Frau als eines weiblichen und objektivierten Raumes häuslicher Tugenden orientiert, und zugleich als eine andere, in der die Stimme der Frau selbst zum Ausdruck kommt. Unter der Oberfläche dieser Romane wird das Bild einer 'anderen' Frau sichtbar, die sich in Phänomenen des Wahnsinns und der schizophrenen Aufspaltung, im Durchbrechen narrativer Kohärenz und in der ständigen Präsenz eines die männlichen Textmuster in Frage stellenden weiblichen Subtextes zu erkennen gibt.

Diese Beschreibungskategorien sind häufig aufgenommen worden, um die historische Entwicklung der Literatur von Frauen zu rekonstruieren. Zugleich entstand die Schwierigkeit, jenen Ort anzugeben, von dem aus die Artikulation einer weiblichen Perspektive ausgehen soll, denn jede Berufung auf eine genuin weibliche Erfahrung und Perspektive markiert die Position des von der allgegenwärtigen männlichen Tradition und Sprache ausgeschlossenen 'Anderen'. (Erhart, Herrmann, 508f.)

- Die feministische Literaturgeschichtsschreibung versucht, eine Tradition weiblicher literarischer Produktion zu rekonstruieren. Die Zahl der im Keller der Literaturgeschichte gefundenen weiblichen Leichen wächst im Zuge dieser Bemühungen kontinuierlich.

(>*Literaturtheoretische Grundannahmen*) Grundlage dieser Bemühungen ist, die Erfahrungen von Frauen in ihrer Literatur aufsuchen zu wollen, den doppelten Ort für die Geschichte der Geschlechterdifferenz erkenntnistheoretisch fruchtbar zu machen. Zunächst ist die *Herstory*, der Versuch, eine *Genealogie weiblichen Schreibens* aufzuzeigen, jedoch als andere Geschichte neben der History angelegt.

(*Kritik von 'innen'*) Erst im Laufe der Zeit kristallisiert sich heraus, daß die Geschichte der Frauen kaum als eigene Linearität nachgezeichnet werden kann, sondern als komplexe Verklammerung und Relationalität geschrieben werden muß.

Elaine Showalter hat mit *Gynocritics* dem männerfixierten Feminismus, der sich empört an misogynen Autoren und Kritikern abarbeitet, ein Konzept entgegengestellt, das als Grundlage einer methodischen und thematischen Konsolidierung Texte von Frauen in den Mittelpunkt rückt. Sie versucht eine Rekonstruktion der Geschichte des englischen Romans von Frauen entlang eines Dreiphasenmodells: der 'feminine phase', die von Überanpassung an patriarchale Normen und imitativem Schreiben geprägt ist, der 'feminist phase' als Phase des politischen Protests, schließlich der 'female phase' als Phase der künstlerischen Selbstfindung. Für die Geschichte der deutschen Literatur sind Brinker-Gabler 1978 und 1988 sowie Gnüg/Möhrmann 1985 zu nennen. (>*Verdienste*) Wichtige Leistungen dieser Unternehmen sind neben dem Nachweis, daß es durchaus eine – wenn auch diskontinuierliche – Geschichte weiblichen Schreibens gibt, die Erkenntnis, daß eine feministische Historiographie anders verfahren muß als eine traditionelle. (Zens, 161)

- Die Aufhebung eines festgelegten Schemas, das über die Geschlechter-Differenz entscheidet, sowie die Verlagerung von festgelegten Bildern auf die rhetorischen Effekte unterschiedlichster Geschlechter-Merkmale hat schließlich auch die Bedeutung einer ihrerseits festgelegten heterosexuellen Sexualität relativiert. Eine von Foucault ausgehende und wesentlich von Judith Butler beeinflusste Interpretationsweise versucht die Existenz einer konstanten sexuellen, geschlechtlichen und sogar körperlichen Identität als Phantasma zu entlarven, an dessen Stelle ganz unterschiedliche Inszenierungen, zeitlich befristete Identitätskonstellationen und wechselnde Subjekt-Positionen sichtbar werden. In den USA haben die „gay and lesbian stu-

dies“ inzwischen Eingang in literaturwissenschaftliche Untersuchungen gefunden. (Erhart, Herrmann, 513f.)

*Vorgehensweise/Anwendung*

- Fontanes *Effi Briest* gilt als einer jener Ehebruch-Romane des 19. Jahrhunderts, die das Schicksal von Frauen in einer männlich dominierten, patriarchalischen Gesellschaft, also den Objekt- und Opfer-Status weiblich sozialisierter Subjekte, besonders eindringlich vorführen. Gerade hier läßt sich jedoch ein Subtext entziffern, der das Verhältnis von aufgezwungener Rolle und darunter liegendem weiblichen Subjekt nicht nur auf der Figurenebene in Frage stellt, sondern auch die narrative Strategie verdeutlicht, die diese Leseweise gesteuert hat.

So gibt der Erzähler Effi unmerklich als ein aus den ‘Händen der Natur’ hervorgegangenes Produkt aus. Die ‘Natur’, d.h. das, was Effi angeblich ohne gesellschaftliche Konvention „ist“, erweist sich als eine Konstruktion, mit der Weiblichkeit projiziert, hergestellt und wirkungsvoll inszeniert wird. Zahlreiche Interpreten reproduzierten das Bild vom unschuldigen Naturkind Effi, dessen ursprüngliches „Leben“ im Verlauf des Romans entfremdet, zerstört und den gesellschaftlichen Verhältnissen geopfert wird. Fontane ist so insgeheim selbst an der Konstruktion von Weiblichkeit beteiligt, indem er darauf all jene Bilder projiziert, die seine Frauenfiguren als eine durch Gesellschaft geopferte ‘Natur’ kennzeichnen.

(>*Literaturtheoretische Grundannahmen*) Eine von Geschlechtervorstellungen freie Perspektive ist nicht denkbar. Eine geschlechtsspezifisch orientierte Lektüre geht vielmehr davon aus, daß jede Subjektkonstruktion immer schon und von Anfang an mit der Konstruktion geschlechtlicher Identität verknüpft ist. (Erhart, Herrmann, 503f.)

## **Stichwortliste zur 12. Sitzung: *Feminismus/Gender Studies***

### *1. Allgemeines*

Ziel: Aufdeckung und Veränderung patriarchaler Strukturen – Frauenbewegung und akademischer Feminismus.

### *2. Hintergrundtheorien*

Frau als ‘das Andere’ des Mannes – Archäologie einer weiblichen Kulturtradition – „sex“ und „gender“; Women Studies und Gender Studies – Geschlechter-Ordnung – Feministische Rezeption der Psychoanalyse – Poststrukturalistischer Feminismus – Cixous: patriarchales binäres Denken, *écriture féminine*.

### *3. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)*

Drei Hauptrichtungen feministischer Forschung – Frauenbildforschung – Forderung nach weiblicher Authentizität – Gynocriticism (Showalter): Dreiphasenmodell – Zeitlich befristete Identitätskonstellationen – Wie wird die Geschlechter-Differenz in literarischen Texten inszeniert?

## **Frage für die Nachbereitung**

### *Feminismus/Gender Studies*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!



### 13. Sitzung: *Intertextualität*

#### *Ausgewertete Texte*

Aczel, Richard: Art. *Intertextualitätstheorien* und *Intertextualität*. In: Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Stuttgart/Weimar 1998, S. 241–243.

Bossinade, Johanna: *Poststrukturalistische Literaturtheorie*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 94–103.

Geisenhanslüke, Achim: *Einführung in die Literaturtheorie. Von der Hermeneutik zur Medienwissenschaft*. Darmstadt 2003, S. 102–105.

Lachmann, Renate/Schahadat, Schamma: *Intertextualität*. In: Brackert, H. J./Stückrath, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek 1997, S. 677–686.

Martinez, Martias: *Dialogizität, Intertextualität, Gedächtnis*. In: Arnold, H.L./Detering, H. (Hg.): *Grundzüge der Literaturwissenschaft*. München 1997, S. 430–445.

Schahadat, Schamma: *Intertextualität: Lektüre – Text – Intertext*. In: Pechlivanos, Miltos u.a. (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Weimar 1995, S. 366–377.

#### *1. Zu den Hintergrundtheorien*

##### *Einstieg*

- Die Arbeiten Julia Kristevas bilden den Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Intertextualitätstheorie. (Schahadat, 367)

##### *Konjunktur*

Seit Ende der 60er Jahre.

##### *Vorläufer, Vorbilder*

Michail Bachtin.

##### *Die wichtigsten Ansätze*

- I. bezeichnet die Eigenschaft von insbes. literar. Texten, auf andere Texte bezogen zu sein. I.stheorien beschreiben, erklären oder systematisieren die Bezüge zwischen Texten. – Daß ein literar. Text nicht in einem Vakuum existiert, ist seit langem bekannt, zumal Begriffe wie Imitation, Parodie oder Epikrise schon der klassischen Rhetorik vertraut waren. Darüber hinaus ist allein die Idee von literar. oder anderen Gattungen ohne die Annahme intertextueller Bezüge undenkbar, da die bloße Klassifizierung eines Texts als Typus schon eine Aussage über Ähnlichkeiten oder Unterschiede zu anderen Texten impliziert. (Aczel, 241)

- Grundsätzlich sind zwei Kategorien von I.stheorien zu unterscheiden. In der einen wird I. als deskriptiver Oberbegriff für herkömmliche Bezugsformen von Texten verstanden, in der anderen in einem umfassenderen ontologischen Sinn zur qualitativen Bezugnahme auf sämtliche Arten von bedeutungstragenden Äußerungen verwendet. Während deskriptive I.stheorien versuchen, die intentionale und spezifische Anspielung eines Autors auf das Werk eines anderen zu bezeichnen, wurde der ontologische Begriff der I. urspr. innerhalb eines radikaleren theoretischen Projekts geprägt, das gerade die Vorstellung auktorialer Intentionalität sowie die Einheit und Autonomie des 'Werks' selbst unterminieren wollte. (Aczel, 241)

- Diese radikaleren Theorien haben ihre Herkunft in M. Bachtins Theorie der Dialogizität, obgleich die Unterschiede zwischen dieser und der I.stheorie genauso bedeutsam sind wie ihre Gemeinsamkeiten. Nach Bachtin ist jede Äußerung untrennbar mit Dialog und Zitat verbunden. Weil Sprache ein soziales Medium ist, sind die Wörter, die wir benutzen, bereits angereichert mit den Intentionen und Akzenten anderer Sprecher. Äußerungen beziehen ihre Bedeutung nur aus der „dialogisch erregte[n] und gespannte[n] Sphäre der fremden Wörter, Wertungen und Akzente“, mit welchen sie in „komplexen Wechselbeziehungen“ stehen. (Bachtin

1979, 169) Sprache ist gekennzeichnet von Heteroglossie, der komplexen Konfiguration konkurrierender sozialer, generischer und berufsspezifischer Sprachen, die die Stratifikation jeder Einzelsprache zu einem beliebigen Zeitpunkt ausmachen. (Aczel, 241)

- J. Kristeva berief sich explizit auf Bachtin, als sie den Begriff I. prägte, um damit die dialogische Relation der Texte untereinander zu beschreiben. Laut Kristeva baut sich jeder Text „als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes“. (Kristeva 1972, 348) Kristeva und anderen Poststrukturalisten zufolge ist I. eine Eigenschaft aller Texte und beschreibt nicht nur die intentionalen Bezüge von bewußter Anspielung auf andere Texte. Die Kristevasche I.stheorie geht sogar so weit, die auktoriale Intentionalität völlig zu marginalisieren, indem der Dialog von intendierenden Sprechern durch den Dialog von Texten ersetzt wird: „An die Stelle des Begriffs der Intersubjektivität tritt der Begriff der Intertextualität.“ (Ebd.)

An diesem Punkt vollzieht Kristeva jedoch einen Bruch mit Bachtins Dialogizität. Insbes. in seinen späteren Schriften betont Bachtin, daß jeder Text ein Subjekt oder einen Autor habe, und daß Sprache immer die Form einer Äußerung annehme, die zu einem bestimmten sprechenden Subjekt gehört und außerhalb dieser Form nicht existieren kann. (Bachtin 1986, 71, 104) (Aczel, 241f.)

- In der Kristevaschen I.stheorie dient der Begriff I. sowohl als polemische Waffe als auch als deskriptives Instrument innerhalb des umfassenderen poststrukturalistischen Projekts der Subjektdezentrierung. Kristeva zufolge ist gerade das Vorhandensein von I. für eine Verwischung der Grenze zwischen lesendem und schreibendem Subjekt verantwortlich; beide werden textualisiert: „Derjenige, der schreibt, ist auch derjenige, der liest“ und ist „selbst nur ein Text, der sich aufs neue liest, indem er sich wieder schreibt.“ (Aczel, 242)

- Auch R. Barthes stellt in seiner I.stheorie Vorstellungen von Subjektautonomie und auktorialer Intentionalität in Frage, wenn er in *Der Tod des Autors* (1968) den Leser als Raum beschreibt, in welchen das den Text konstituierende Gewebe von Zitaten“ eingeschrieben sei. Dieser Leser sei jedoch kein unschuldig Subjekt, das dem Text vorausginge, sondern selbst schon eine Pluralität anderer Texte, ‘unendlicher Codes’. (Aczel, 242)

- Die universalisierende Tendenz ist ein entscheidendes Moment poststrukturalistischer I.stheorien. J. Derrida, für den Sprache immer ‘Zitat’ oder ‘Iteration’ ist, spricht von einem grenzen- und nahtlosen ‘texte général’. Bachtin zufolge sind intertextuelle Bezüge demgegenüber weder universell noch unendlich, sondern historisch determiniert. Heteroglossie ist nicht das Produkt subjektloser Texte, sondern ein soziales und historisches Phänomen. (Aczel, 242)

- H. Bloom versucht in seiner I.stheorie eine absolutistische Variante der poststrukturalistischen I. (‘there are no texts, but only relationships between texts’) mit deskriptiver literar. Einflußforschung zu vereinbaren. (>*Textauffassung*) Bloom zufolge ist der Text, in bes. Maß das Gedicht, ein Schlachtfeld, auf dem der Dichter einen ödipalen Konflikt mit den Prätexten der Tradition und den Einfluß ausübenden ‘Vätern’, die diese Prätexte projizieren, ausagiert. Blooms Konzept einer ‘*anxiety of influence*’ grenzt nicht nur die möglichen Beziehungen zwischen Text und Prätext ein, sondern repersonalisiert diese wieder, so daß Subjektivität und Intersubjektivität wieder von Bedeutung sind. (Aczel, 242)

- In dem bisher umfassendsten intertextualitätstheoretischen Projekt versucht G. Genette eine systematische Typologie intertextueller Relationen aufzustellen. [s.o.] (Aczel, 242)

- Der Begriff I. ist derzeit als Bezeichnung für eine Vielzahl möglicher Bezugsformen von Texten in Gebrauch, seien sie intentional oder unbewußt, zufällig oder von theoretischer Notwendigkeit. (>*Kritik*) Darüber hinaus widersprechen sich die beiden extremen Versionen. Wenn alle Texte nur Aktualisierungen eines anonymen und uneinholbaren Intertextes oder ‘texte général’ sind, wie kann man dann noch von einzeln auffindbaren oder abgrenzbaren Prätexten sprechen? Und wie können der Strukturalismus und der anti-teleologische und ahistorische Poststrukturalismus die diachrone Vorgängigkeit aufrechterhalten, die der ontologische Begriff des Prätextes impliziert? So bleiben die zwei Richtungen innerhalb der

I.stheorie nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch unvereinbar. Während die I.stheorie in ihrer textanalytischen Anwendung die Bezüge zwischen einzelnen Texten ermittelt und analysiert, stellt sie in ihrer sprachontologischen Anwendung gerade die Grundlage einer solchen Auswahl in Frage. (Aczel, 242f.)

- Als der Begriff Intertextualität in den 60er Jahren von Julia Kristeva im Umfeld der Gruppe „Tel Quel“ geprägt wurde (Kristeva 1978, 69), hatte er in erster Linie politische und kulturkritische Implikationen. In seiner weiteren Entwicklung ist dieser Anspruch jedoch zunächst in den Hintergrund getreten; entworfen wurden eine Intertextualitätstheorie und ein Instrumentarium für die Textanalyse.

(>*Literaturtheoretische Grundannahmen*) Den Ausgangspunkt bildete Kristevas Konzept vom Text als *double*, als Doppelzeichen, das neben dem manifesten immer noch einen latenten Text umfaßt. (Lachmann, Schahadat, 677)

- (>*Ziele/Perspektive*) Intertextualität bezeichnet den Text-Text-Bezug. Dabei handelt es sich um eine Literaturbetrachtung, die nicht den geschlossenen Text ins Zentrum der Lektüre rückt, wie der Strukturalismus oder der New Criticism, sondern die Funktion der anderen Texte in einem gegebenen Text.

In der Literaturwissenschaft konkurrieren ein eher traditioneller Ansatz mit einem progressiveren, der theoretische Positionen des Dekonstruktivismus in die Textanalyse einbringt. Die erste Richtung instrumentalisiert Intertextualität zu einem hermeneutischen Handwerkszeug, ohne Konzepte wie Text und Sinn zu hinterfragen; die Lektüre zielt ab auf eine eindeutige Interpretation, auf die Erhaltung eines letztlich *einen* Sinnes. In den letzten Jahren tendieren intertextuelle Analysen jedoch dazu, eben diesen einen Sinn zu vermeiden; betont werden Ambivalenz, Doppelkodierung und Überdeterminierung des intertextuell organisierten Textes. (Lachmann, Schahadat, 677f.)

- Einige Prämissen:

(1) Die intertextuelle Lektüre zielt auf die semantische Ebene der Texte ab, da diese der Ort ist, der durch das Aufeinandertreffen verschiedener Sinnpositionen affiziert wird. Erzeugt wird ein semantischer Mehrwert, der von Sinnkomplexion bis hin zur Sinnzerstäubung reichen kann.

(2) Die Frage nach dem Wechselverhältnis zwischen den Texten schließt die der kulturologischen Begründbarkeit ein. Intertextualität ist epochenspezifisch verankert, denn intertextuelle Praktiken variieren, ebenso wie intratextuelle Verfahren, von Epoche zu Epoche. Jede literarische Richtung baut Allusionen und Zitate auf eine Weise in die Texte ein, die ihrer Poetik entspricht.

(3) Begreift man die intertextuelle Dimension des Textes als Gedächtnis des Textes, in dem ein anderer, fremder Text erinnert, abgelöst oder weitergeschrieben wird, so erscheint Literatur als Gedächtnis der Kultur. Der Umgang mit dem fremden Text (Bewahren, Verbergen, Zerstören) zeugt von der Einstellung zur antezedenten Kultur und von seiner Selbstbestimmung im Rahmen der Kultur. Das bedeutet, daß Intertextualität eng mit einem Gedächtniskonzept verschränkt ist. (Lachmann, Schahadat, 678)

- Partizipation meint den intertextuellen Dialog, das heißt die sich im Schreiben vollziehende Teilhabe an den Texten der Kultur. Ein Text, der an fremden Texten partizipiert, schreibt sich ein in die Tradition, wobei Tradition nicht als diachrone Textkette zu verstehen ist, sondern als offener Raum, als Textuniversum.

Durch ihr poetologisches Programm, das auf die Teilhabe an und den Dialog mit der vergangenen Kultur abzielt, avancieren die russischen Akmeisten – dazu gehören vor allem Anna Achmatova (1889–1966), Nikolai Gumilec (1886–1921), Ossip Mandel'stam (1891–1938) – zu klassischen Vertretern einer Intertextualität der Partizipation. Das akmeistische Gedicht erscheint als lyrische Replik in einem unendlich andauernden Gespräch, das nicht nur mit der vergangenen, sondern auch mit der gegenwärtigen Kultur geführt wird.

Der poetischen Handlung, die schreibend-erinnernd einen Kontakt mit der Literatur herstellt, entspricht die akmeistische Poetik, die Begriffe wie Schreiben – Text – Gedächtnis – Dialog in den Mittelpunkt rückt.

Die Zitate fremder Texte dominieren die akmeistische Lyrik, so daß diese ohne die Aufdeckung des intertextuellen Subtextes oft unverständlich, kryptisch wirkt. Das gilt z.B. für Anna Achmatovas *Poem ohne Held* (1940-1962), dessen zahlreiche Zitate die Aufschlüsselung der in den Text eingegangenen fremden Stimmen herausfordern. Der erste Teil des Poems evoziert das Silberne Zeitalter der russischen Kultur, speziell in Petersburg. Als die Verkörperung dieser vergangenen Epoche gilt Achmatova der symbolistische Dichter Alexandr Blok (1880-1921). Die scheinbar zusammenhanglos aneinandergereihten Zitate aus Blok-Gedichten haben die Funktion, die Epoche als Ganzes auferstehen zu lassen. Es wird eine metonymische Reihung entwickelt, durch die die Gegenwart (1940) mit den vergangenen Texten und in einem weiteren Schritt mit der vergangenen Epoche verbunden wird.

Die Partizipation an den Texten der Kultur geschieht in Achmatovas Poem mit Hilfe einer Poetik der Berührung, der Kontiguität; das Aufrufen der fremden Texte gestaltet sich zu einer Teilhabe an der fremden, vergangenen Kultur, die von der gegenwärtigen im Textspeicher aufbewahrt wird. (Lachmann, Schahadat, 679f.)

- Im Gegensatz zur dialogischen Teilhabe, welche die antezedente Kultur sichtbar macht, neigt der transformierende Gedächtnisakt dazu, den früheren Text zu verbergen, ihn unkenntlich zu machen und den fremden als eigenen Text zu präsentieren. Intertextuelle Beziehungen solcher Art zeigen eine Tendenz zur Kryptik, wobei die originären Spuren verdeckt werden. Die Folge ist die Unterwerfung des fremden poetologischen Programms unter das eigene.

Transformation läßt sich als ein Überschreiben begreifen: der fremde Text wird dem eigenen gleichgemacht. Als Beispiel bietet sich der russische Symbolismus an. In Bloks Drama *Die Rose und das Kreuz* (1912) werden zwei Prätexte miteinander kombiniert, um eine spezifisch symbolistische Sujetstruktur hervorzubringen, das Sujet vom „Dichter auf der Suche nach dem Ideal“, das für alle Texte Bloks bestimmend ist. Die beiden Prätexte sind das provenzalische Romanepos *Flamenca* aus dem 13. Jahrhundert und Aleksandr Puskins romantisches Gedicht *Der arme Ritter* (1929). Die Abschrift des Prätextes im Posttext ist stellenweise so genau, daß das symbolistische Drama teils wie eine bloße Reproduktion des provenzalischen Vorläufers wirkt. *Die Rose und das Kreuz* ist auf Literatur gemachte Literatur.

Augenfällig ist, daß *Flamenca* ein offensichtlicher, Puskins Gedicht jedoch ein verborgener Prätext ist, so daß die Transformation fast unmerklich geschieht. Der fremde Text aus einer fremden Kultur und einer fremden Zeit wird in Verbindung mit einem Text, der fester Bestandteil des symbolistischen Lektürekansons ist, zu einem quasi-eigenen Text transformiert. (Lachmann, Schahadat, 681f.)

- Als ein Grenzphänomen, das sich aus verschiedenen Quellen speist, wird Intertextualität von Denkrichtungen unterschiedlichster Provenienz aufgegriffen, mit einer oft verwirrenden Terminologie belegt und auf verschiedene Weise funktionalisiert. Der kleinste gemeinsame Nenner ist der, daß Intertextualität einen Text-Text-Bezug bezeichnet.

(>*Literaturtheoretische Grundannahmen*) Literatur wird dabei nicht als eine kontinuierliche Linie aufeinanderfolgender Werke gedacht, sondern als ein Textuniversum, ein Netzwerk, in dem die Texte miteinander in Kontakt treten und sich aufeinander beziehen, so daß (jeder) Text als ein „Gewebe“ (Barthes), als ein „Mosaik von Zitaten“ (Kristeva) erscheint.

Die einen verstehen Intertextualität als politisch subversives Potential (Gruppe Tel Quel), die anderen fassen sie als hermeneutische Technik unter neuem Namen (Intertextualität statt Einflußforschung) oder auch als eine dekonstruktive Lektüre-Strategie auf; zudem begünstigt die Offenheit des Konzepts Versuche, eine Intertextualität(stheorie) *avant la lettre* zu entdecken, z.B. bei antiken Autoren Die in verschiedene Richtungen strebenden Diskussionen lassen sich systematisieren, indem unterschieden wird zwischen einer theoretischen, einer deskriptiven und einer literatur- bzw. kulturkritischen Dimension der Debatte. (Schahadat, 366)

- Die *Theoriebildung* ist von den ästhetischen und philosophischen Prämissen der amerikanischen Dekonstruktion beeinflusst, so daß sie die These von der Unlesbarkeit der Texte in den Mittelpunkt rückt. In der *Textinterpretation* konkurriert ein eher traditioneller Ansatz (rein textdeskriptiv) mit einem progressiveren, der versucht, die Ergebnisse der theoretischen Diskussionen für die Textanalyse zu nutzen.

Sei es nun eine Lektüre, die Eindeutigkeit im Sinn hat, oder eine, die Polyvalenz betont – in beiden Fällen richtet sich der Fokus der Leserschaft auf die semantische Ebene der Texte, die durch das Aufeinandertreffen verschiedener Sinnpositionen affiziert wird. Die Intertextualitätstheorie ist genetisch zu verstehen in Abgrenzung von einem autonomen und auktorial verankerten Textbegriff einerseits und von einem linearen, vektorialen Einflußmodell andererseits. Während sowohl der Strukturalismus als auch der New Criticism Sinnkonstitution textimmanent (intratextuell) zu etablieren versuchen, richtet eine Theorie der Intertextualität den Blick auf die Text-Text-Bezüge. (Schahadat, 367)

- Die intertextuelle Fragestellung unterscheidet sich von der Einflußforschung dadurch, daß sie die Interaktion zwischen den Texten betont, nicht den Einfluß. „Einfluß geht nur in eine Richtung, während Intertextualität eine flexible Beziehung zwischen den Texten etabliert“. (In. Clayton / Rothstein 1991, 50) Dabei wird dem Posttext eine Mehrdeutigkeit zugestanden, die sich aus der Konfrontation des einen Textes mit einer Vielzahl von Referenztexten ergibt. Seit Aufkommen der Intertextualitäts-Debatte sind verschiedene Modelle entwickelt worden, um die unkontrollierbar scheinenden semantischen Bewegungen im nunmehr entgrenzten Textraum mithilfe eines Beschreibungsinventars zu ordnen und Intertextualität als eine Technik der Textinterpretation zu funktionalisieren. Übergreifend lassen sich zwei grundlegende Operationen unterscheiden, die zur Beschreibung des Text-Text-Bezugs eingesetzt werden: Ein Ansatz sucht die Art des Bezugs zwischen den Texten zu erfassen, während ein anderes Theorieinteresse den Blick auf die Markierungen richtet, die auf eine Doppel- oder Mehrfachkodierung verweisen. (Schahadat, 373f.)

## 2. Literaturtheorie (mit Verweisen auf die Methode der konkreten Textarbeit)

### 2.1 Bachtin

- Michail Bachtins (1895–1975) Theorie der „Dialogizität“ beruht auf seiner Auffassung sprachlicher Kommunikation. Er kritisiert an der Linguistik Saussures, daß sie nur die situationsinvariante „Bedeutung“, nicht aber den besonderen „Sinn“ einer sprachlichen Äußerung erfasse. Dieser wird erst verständlich, wenn man auch die besondere Situation berücksichtigt, in der sich der Sprecher mit seiner Äußerung an einen Hörer richtet. Erst in ihrem komplexen Sinn referiert die Äußerung auf Wirklichkeit. Kein Satz ist mit rein sprachlichen Mitteln auf einen fixen Sinn festlegbar – ein und derselbe Wortlaut kann, je nach Verwendungssituation, unterschiedlichen Sinn tragen.

In *mündlicher* Rede kann der Sprecher mit Hilfe außersprachlicher Mittel wie Gestik und Mimik über den propositionalen Gehalt seiner Worte hinaus eine persönliche Haltung zum Ausdruck bringen, die den aktuellen Sinn der Äußerung mitbestimmt. Aber auch einer weitgehend auf das Medium der Sprache reduzierten *schriftlichen* Äußerung ist die Position ihres Urhebers abzulesen. Bachtin geht so weit zu sagen, daß jede sprachliche Äußerung vom „verbal-ideologischen“ Standpunkt ihres Sprechers imprägniert ist. Damit ist nichts Subjektiv-Privates gemeint. Bei Bachtin erscheint der Sprecher in seiner Rede stets als kollektives Subjekt, als Repräsentant soziologisch fixierbarer Gruppen, deren spezifische „Sprache“ er spricht. Jeder Mensch hat im Laufe seines Lebens je nach sozialer Situation und Funktion an unterschiedlichen Sprachen Anteil.

Indem der Sprecher sich eines kollektiven Sprachgebrauchs bedient, bezieht er sich auf den Gegenstand seiner Äußerung stets in einer sozialtypischen Färbung. Die anderen Sprachen bilden einen latenten Hintergrund für die explizite Rede. Darüber hinaus wird die sprachliche

Kommunikation auch durch den Bezug auf den Gesprächspartner in der eigenen Rede dynamisiert.

So entsteht durch die Konfrontation verschiedener Sprachen und der durch sie repräsentierten Weltansichten eine *innere Dialogizität*. Eine sprachliche Kommunikation zu verstehen heißt, sie als Szenario einer Auseinandersetzung widerstreitender Weltansichten zu erkennen.

Obwohl Bachtin einerseits behauptet, daß jede Äußerung dialogisch sei, spricht er andererseits auch vom Gegensatz zwischen „monologischer“ und „dialogischer“ Rede. Bachtin sieht die „ptolemäische“ Welt des monologischen Bewußtseins besonders in Epochen wie dem Hochmittelalter oder in oralen Gesellschaften ausgeprägt. Zwar gebe es auch in monologischen Gesellschaften verschiedene „Sprachen“, doch seien diese durch die zentrale Position einer einzigen Weltanschauung (etwa der katholischen Kirche) hierarchisch geordnet. Das dialogische Bewußtsein der „galileischen“ Welt sei hingegen durch die Koexistenz einer Vielzahl konkurrierender Weltansichten dezentralisiert. (Martinez, 430ff.)

- Die literarische Rede ist nach Bachtin durch dieselben Züge charakterisiert, die für sprachliche Kommunikation allgemein gelten. Schriftliche Kommunikation ist gegenüber mündlichen insofern defizitär, als sie bei der Vermittlung von Sinn auf außersprachliche Mittel wie Mimik oder Gestik und auf den gemeinsamen Situationsrahmen verzichten muß. Bei schriftlichen Mitteilungen gibt es eine räumliche und zeitliche Differenz zwischen Entstehungs- und Rezeptionskontext des Textes. Fiktionale Texte fügen eine weitere Differenz hinzu, indem sie eine imaginäre Kommunikationssituation entwerfen, die der Leser allein aus dem Text heraus rekonstruieren muß.

Bachtins Interesse gilt jenen Fällen, in denen ein fremdes Wort mit der Rede des Sprechers interferiert und so ein „zweistimmiges Wort“ entsteht. Beim „zweistimmigen Wort“ sind zwei Typen zu unterscheiden: die explizite Reproduktion des fremden Wortes und die verdeckte Anspielung auf das fremde Wort in der eigenen Rede.

(1) Im Fall der „Stilisierung“ reproduziert der Autor das fremde Wort einer Figur vor dem Hintergrund seines eigenen, von der Figurenrede abweichenden Standpunktes, so daß ein „objektivierender Schatten“ auf das fremde Wort fällt und es mit einer zweiten „Bedeutungstendenz“ belegt. Das Wort dient so „gleichzeitig zwei Sprechern und drückt gleichzeitig zwei verschiedene Intentionen aus: die direkte Intention der sprechenden Person und die gebrochene des Autors“. (Bachtin 1979, 213) Eine Verschärfung der Stilisierung stellt die Parodie dar: Die verdeckte Autorstimme bestreitet implizit den Wahrheitsanspruch der Figurenstimme.

(2) Zweistimmigkeit entsteht auch, wenn der Autor in eigener Sache zu sprechen scheint, dabei aber in einer „hybriden Konstruktion“ indirekt auf ein fremdes Wort Bezug nimmt. Als Beispiel nennt Bachtin das unterwürfige, die eigenen Aussagen sogleich wieder infragestellende Sprechen oder auch beleidigende Anspielungen. (Martinez, 433ff.)

- Bachtin sieht die Literatur in zwei große Gruppen zerfallen, welche antagonistische Grundkräfte repräsentieren, die jede Kultur prägen: einerseits die zentripetalen Kräfte der Vereinheitlichung und Zentralisierung, andererseits die zentrifugalen Kräfte der Dezentralisierung und Differenzierung. Monologische Werke sind charakteristisch für zentralisierte Kulturen, dialogische Werke hingegen Ausdruck zentrifugaler Tendenzen.

Das Hochmittelalter ist für Bachtin Beispiel einer weitgehend zentralisierten Kultur, die aber von einer zentrifugalen, subversiven „zweiten Welt“ des Karnevals begleitet wurde. In der Renaissance fand die „Lachkultur“ schließlich auch Eingang in die Hochkultur. Ihr Grundzug ist die Subversion der traditionellen, ernst-offiziösen Lebensform. Die Karnevalisierung zerstört nicht anerkannte Werte, aber relativiert ihren absoluten Geltungsanspruch. (Martinez, 435f.)

- Bei Bachtin erscheinen monologische und dialogische Tendenzen in der Literatur einerseits als anthropologische Konstanten, deren Kampf die gesamte Literaturgeschichte durchzieht. Andererseits beschreibt er Dialogizität als Emanzipation aus monologischen Anfängen, also als historisch spätes Stadium einer linearen Entwicklung. In dieser Perspektive gelten die

Romane Dostoevskijs als erste vollständige Verwirklichung des dialogischen Prinzips in der Literatur. Bachtin erklärt ihn zum Schöpfer des „polyphonen Romans“. (Bachtin 1971, 201)  
Die Protagonisten des polyphonen Romans vertreten unvereinbare Standpunkte, deren Konkurrenz nicht durch eine übergeordnete Autorinstanz entschieden wird. Nicht nur die Positionen der Figuren, sondern auch die des Autors sind im polyphonen Roman in die wechselseitige Relativierung einbezogen.

Dabei hält Bachtin jedoch an der Existenz einer „letzten Bedeutungsinstanz“ fest, nämlich an der „Intention des Autors“. Auch wenn der Autor nicht direkt spricht, wird seine Intention doch indirekt verwirklicht. (Martinez, 437f.)

- Bachtins Ideen blieben jahrzehntelang weitgehend unbeachtet. Von den sechziger Jahren an erlangten sie jedoch über Julia Kristeva auch internationale Verbreitung. Mit Bezug auf Bachtin prägte Kristeva den Namen „Intertextualität“ für eine Theorie, die sich allerdings von derjenigen Bachtins in wichtigen Punkten unterscheidet. Seither ist unter diesem Namen eine Vielzahl von Ansätzen entstanden, die methodisch und konzeptionell oft weit auseinander liegen. (Martinez, 441)

## 2.2 Kristeva

- Die Arbeiten Julia Kristevas bilden den Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Intertextualitätstheorie.

(a) In ihren Schriften, die Ende der sechziger Jahre im Umkreis der Gruppe Tel Quel (einer Verbindung linker französischer Intellektueller) entstanden sind, entwickelt Kristeva eine ‘Translinguistik’, die die Textgrenzen auflöst, was soweit geht, daß prinzipiell jedes Zeichensystem als Text begriffen werden kann. Auf diese Weise werden soziale Strukturen zu Texten und Texte zu Ideologemen. Wenn Kristeva Intertextualität als die Transposition eines Zeichensystems in ein anderes definiert, so bedeutet das, daß es ihr nicht nur um den Kontakt zwischen literarischen Texten geht, sondern auch um die Interaktion zwischen Text und Gesellschaft, Text und Geschichte.

(b) Kristeva ordnet das poetische Wort auf einer horizontalen Kommunikations-Achse an, die Sender (das schreibende Subjekt) und Empfänger (Leser) miteinander verbindet, und auf einer vertikalen Ebene, wo das Wort in seinem Kontext steht. Diese beiden Ebenen findet sie in Bachtins Dialogizitätskonzept wieder, der hier von *Dialogizität* und *Ambivalenz* spricht. In seiner Vorstellung vom dialogischen Wort geht Bachtin von einer Zweistimmigkeit aus; das Wort wird als hybride Konstruktion begriffen, in der zwei Stimmen, zwei Sprachen, zwei Kontexte aufeinandertreffen, so daß es eine innere Dialogizität erlangt. Ambivalenz ergibt sich eben daraus, daß jedes Wort in einen Kontext eingebettet ist. Der entscheidende Schritt, den Kristeva für die Intertextualität macht, ist die Übertragung des dialogischen Wortes Bachtins auf den dialogischen Text.

Ausgehend von Bachtin entwickelt Kristeva ihre Vorstellung von der poetischen Sprache als *double*, als Doppelzeichen: Jedes sprachliche Zeichen ist ein Doppelzeichen, ist dialogisch und ambivalent. Das Zeichen wird dabei nicht in seinem Binarismus von Signifikant und Signifikat als doppeltes begriffen, sondern das Doppelte wird auf die Ebene der Signifikanten verlagert. (>*Textauffassung*) Für die Ebene des Textes bedeutet das, daß jeder Text andere Texte impliziert, als Text an sich schon gedoppelt ist.

In Kristevas Theorie geht nicht nur Bachtin als ‘anderer Text’ ein, auch Derrida und Lacan hinterlassen ihre Spuren. Indem Derrida, Lacan und Kristeva die Einheit des Zeichens aufbrechen und die Signifikanten in den Mittelpunkt stellen, evakuieren sie das Signifikat und destabilisieren so die Zuweisung von Sinn. In Anlehnung an Lacan kann die Konsequenz gezogen werden, daß ein Text für einen anderen Text oder neben einem anderen Text stehen kann, doch repräsentiert nicht mehr ein Text einen Sinn.

(c) Kristevas Idee vom *double* geht zudem auf Starobinskis Arbeit über de Saussures Anagramm-Studien zurück: de Saussure vermutet in den saturnischen Versen, die er untersucht, Anagramme, d.h. Wörter, die durch Zerstückelung und kryptische Techniken der Buchstaben-

verstellung in die Verse eingeschrieben sind. De Saussures Anagramm wird von Kristeva zum Paragramm entwickelt, zum Doppelzeichen, das eine Lektüre notwendig macht, die unter der Textoberfläche, die unter der Textoberfläche Spuren eines anderen, 'fremden' Textes ahnt.. Eine solche Lektüre fordert der russische Formalist Tynjanov zum Beispiel für die Texte Dostoevskijs, bei denen Gogol immer als Folie mitgelesen werden muß. Das Doppelzeichen zieht eine weitere Konsequenz nach sich: die Vorstellung vom Schreiber als Leser, vom Schreiber, der das Gelesene im Schreiben doppelt. Schreiben wird als „produktives Lesen“ (Kristeva) interpretiert. Die Lektüre des fremden Textes erzeugt einen intertextuell organisierten Text, einen Intertext. (Schahadat, 367ff.)

- Eine andere Folie für die Intertextualitäts-Theorie ist der russische Formalismus mit seinem linearen, vektorial gerichteten Einflußmodell; zentral ist in diesem Rahmen Jurij Tynjanovs Parodietheorie. Eine Schaltstelle zwischen Intertextualität und Einfluß nimmt hingegen Harold Bloom ein, der den formalistischen Evolutionsgedanken aufgreift, diesem jedoch eine psychoanalytische Dimension verleiht und zudem dekonstruktive Prämissen in sein Einflußmodell einbindet.

Tynjanovs Parodie-Aufsatz (1924) ist ein früher Beitrag zum formalistischen Evolutionskonzept, in dem die Parodie den Normbruch im herrschenden literarischen System bezeichnet und die Ablösung einer literarischen Richtung durch eine andere bewirkt. Der Kampf des verspäteten Nachkommen gegen den unvermeidlichen Vorläufer, der das Zentrum von Blooms Schriften bildet, ist in Tynjanovs Aufsatz über Dostoevskijys Auseinandersetzung mit Gogol schon angelegt. (Schahadat, 372)

- Die verschiedenen Intertextualitäts-Ansätze richten ihre Aufmerksamkeit zwar alle auf das Verhältnis eines Textes zu anderen Texten und begreifen Intertextualität als Faktor der Textbedeutung. Aber sowohl der Begriffsinhalt wie der Begriffsumfang von 'Intertextualität' werden sehr unterschiedlich bestimmt. Bei Kristeva ist die Intertextualität ein allgemeines Merkmal von Texten: „[...] jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes“. (Kristeva 1969, 348) Da sie den Textbegriff sehr weit im Sinne kulturell codierter Zeichensysteme faßt und literarische Texte in dem „allgemeinen Text (der Kultur)“ eingebettet sieht (ebd., 113), ist die Intertextualität (wie auch Bachtins Dialogizität) nicht auf den Bereich literarischer Texte beschränkt.

(>*Literaturtheoretische Grundannahmen*) Anders als Bachtin spricht Kristeva dem als „Mechanismus“ und „Produktivität“ verstandenen Text jedoch eine bedeutungsproduzierende Selbständigkeit zu, die sich von der Instanz einer künstlerischen Gestaltungsabsicht des Autors, dem Konzept eines geschlossenen Werkes und der Idee einer dialogischen Kommunikation zwischen Subjekten ablöst. Der Autor wird zum Schnittpunkt von Diskursen, das intendierte Werk zum ambivalenten Text, an die Stelle der Intersubjektivität tritt die Intertextualität.

In diesem Verständnis wird Intertextualität zu einem Leitbegriff von Poststrukturalismus. Dabei erscheint die intertextuelle Verfassung der kulturell codierten Wirklichkeit als repressive Repetition, aber auch als subversive Differenz: Einerseits gleicht sie als allumfassendes Reservoir ideologischer Diskurse einem Gedankengefängnis, andererseits unterläuft sie wegen der Unkontrollierbarkeit diskursiven Sinns jede ideologische Fixierung. (Martinez, 441f.)

### 2.3 Bloom

- Tropik: die Abwendung des Vorläufertextes. Dieser Typus der intertextuellen Relation schließt an den Tropus-Begriff Harold Blooms an und bedeutet den Versuch der Überbietung, der Abwehr und Löschung des Vorläufertextes, ein Wegwenden des Vorläufers. Bloom begreift Literaturgeschichte als einen ständigen Kampf des späteren Dichters gegen den früheren. Gegen die Tradition des „Vaters“ und „Gottes“, dem der jüngere Dichter ausgesetzt ist, stellt Bloom den Begriff des Einflusses. Einfluß bedeutet die Möglichkeit, sich gegen die Tradition zu wehren; denn Einfluß ist für Bloom eine Trope, die einerseits den Begriff der Tradition ersetzt, andererseits auch sein scheinbares Gegenteil meint, Abwehr. In einander abwech-



selnden Phasen der Imitation und der Ablehnung des Vorläufers finden ein *mis-reading* der Vorläufertexte und deren *re-writing* als revisionärer Akt statt.

Eine tropische intertextuelle Beziehung herrscht zwischen den Romanen Fedor Dostoevskijs und der Poetik seines Vorläufers Nikolaj Gogol. Ein weiteres Beispiel ist Popovs Roman *Vorabend ohne Ende* (russ. 1993). Schon der Titel verweist auf Ivan Turgenevs Roman *Vorabend* (russ. 1859). Popovs Roman ist eine fast wörtliche Wiederholung der Figuren, Dialoge und des Sujets des Romans, der ihm als Vorlage dient.

Popovs Figuren wirken wie Reinkarnationen von Turgenevs „überflüssigen Menschen“. Wenngleich Popovs Text auf den ersten Blick das postmoderne Diktum von der unendlichen Wiederholung des immer schon Gewesenen vorzuführen scheint, wird auch deutlich, daß das Neue eben doch nicht das Alte ist. Popov banalisiert und parodiert den Vorläufertext, der von selbstlosem Opfermut und grenzenloser Liebe handelt. Zugleich wirkt die parodistische Verkehrung auf Turgenevs Ursprungstext zurück; Imitation und Abwehr gehen ein komplexes Beziehungsgefüge ein. (Lachmann, Schahadat, 682f.)

Blooms Beharren auf dem Autor als Subjekt des Textes distanziert ihn von den Intertextualitätsmodellen, die räumlich, nicht zeitlich strukturiert sind; seine Fixierung auf einen begrenzten literarischen Kanon, in dem starke Dichter mit anderen starken Dichtern konkurrieren, entwirft eine elitäre Literaturgeschichte.

Neuere Arbeiten, die Blooms Einflußmodell aufgreifen, formulieren es um. Blooms psychoanalytischer Ausgangspunkt wird durch eine politische Perspektive ergänzt, indem die Kritiker Einfluß mit Hegemonie und Macht assoziieren, gegen die sie eine offene, multiperspektivische Intertextualität stellen. Dadurch läßt sich der restriktive Kanon entgrenzen. (Schahadat, 373)

Bloom sieht literarische Produktivität durch „anxiety of influence“ bestimmt und rekonstruiert die Literaturgeschichte als einen intertextuellen, aber innerliterarischen Kampf von Autoren gegen ihre kanonischen Vorbilder. Jeder bedeutende Autor sei unweigerlich auf literarische Vorbilder bezogen und versuche gleichzeitig, sie zu verdrängen. In ödipaler Ambivalenz verbleibe er zwar unter dem Einfluß des übermächtigen „Vaters“, müsse dessen Werke aber notwendig mißverstehen („misreading“), um eine selbständige künstlerische Artikulationsmöglichkeit zu finden. (Martinez, 443f.)

#### 2.4 Genette

- Aus dem Anspruch, den Text-Text-Kontakt zu beschreiben, ergab sich eine Vielzahl von Begriffen, die jeweils unterschiedliche Aspekte in dieser Relation betonen. Ein uneinheitlich verwendeter Begriff ist der des *Intertextes*, mit dem Riffaterre den früheren Text, den Prätext meint, während Smirnow und Greber darunter den intertextuell organisierten Text verstehen, d.h. der Intertext ist der Posttext – in diesem Sinne wird er auch hier verwendet.

Genette unterscheidet, ausgehend von einer „Transtextualität“ (all das, was den Text „in eine geheime oder manifeste Beziehung zu anderen Texten bringt“) fünf Typen des Text-Text-Bezugs: *Intertextualität* (hier: die „effektive Präsenz eines Textes in einem anderen“ in Form von Zitat, Plagiat oder Anspielung), *Paratextualität* (die pragmatische Einrahmung des Textes durch beigeordnete Texte wie Titel, Motto, Vor- oder Nachwort etc.), *Metatextualität* (ein impliziter Kommentar eines Textes über einen anderen), *Architextualität* (ein unausgesprochener Text-Text-Bezug [Martinez: taxonomische Zugehörigkeit zu bestimmten Gattungen, Textsorten oder Schreibweisen]) und *Hypertextualität* (der spätere Text wird als „Text zweiten Grades“ gelesen, „der von einem anderen, früheren Text abgeleitet ist“. [Vgl. auch Martinez, 442f.]

Mit ihrer Terminologie von *Geno-* und *Phänotext* für den früheren und den späteren Text betont Kristeva den textgenerativen Aspekt der Intertextualität und impliziert, daß zwischen den Texten immer ein Akt der Interpretation und auch der Transformation stattfindet. Andere Begriffe, die in die Diskussion eingegangen sind, sind *Prätext* und *Posttext* (womit die zeitliche Achse der Relation betont wird) und *manifeste Text* und *Referenztext*. (Schahadat, 370)

Zu Genette: Bei intertextuellen Bezügen ist zwischen *Einzeltextreferenz* und *Systemreferenz* (Genette: Architextualität) zu unterscheiden, d.h. zwischen Verweisen auf individuelle Prätexte oder aber auf literarische Muster wie Gattungen oder Schreibweisen. Die intertextuellen Bezüge können außer der semantischen auch andere Ebenen des Textes betreffen, nämlich linguistische Aspekte wie Graphie, Interpunktion, Phonologie, Morphologie, Lexik oder Syntax, aber auch Aspekte der metrischen, rhetorischen oder erzählerischen Gestaltung. (Martinez 443)

## Stichwortliste zur 13. Sitzung: *Intertextualität*

### 1. Allgemeines

Text-Text-Bezüge – Hermeneutische vs. poststrukturalistische Richtung – Partizipation und Transformation – Abgrenzung von der Einflussforschung.

### 2. Einzelne Ansätze

*Bachtin*: Auseinandersetzung widerstreitender Weltansichten – Zweistimmigkeit – Polyphoner Roman.

*Kristeva*: Übertragung des dialogischen Wortes auf den dialogischen Text – Doppelzeichen – Text als Mosaik von Zitaten – Bedeutungsproduzierende Selbstständigkeit des Textes.

*Bloom*: Überbietung des Vorläufertextes – Kampf gegen kanonische Vorbilder.

*Genette*: Unterscheidung von Typen des Text-Text-Bezugs.

## Frage für die Nachbereitung

### *Intertextualität*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!

## 14. Sitzung: *Kognitive Hermeneutik*

Peter Tepe: *Kognitive Hermeneutik. Textinterpretation ist als Erfahrungswissenschaft möglich. Mit einem Ergänzungsband auf CD.* Würzburg 2007, S. 11–27.

11

### Vorwort

Kognitive Hermeneutik – was ist das? Unter diesem Titel habe ich eine Interpretationstheorie entwickelt, zu der auch eine Methodologie der Textarbeit gehört, nämlich das Konzept der Basis-Interpretation, das in Teil I ausführlich dargestellt wird. „Hermeneutik“ steht hier für eine Disziplin, die sich mit dem Verstehen und der Interpretation von Texten, mündlicher Rede und anderen Phänomenen – z. B. Gemälden, Filmen, Denkmälern – befasst. Der Ausdruck „kognitiv“ bedeutet in diesem Zusammenhang „die Erkenntnis betreffend“ und zeigt an, dass es sich um eine Interpretationstheorie handelt, die primär auf Erkenntnisgewinn, auf die Lösung von Erkenntnisproblemen ausgerichtet ist. Was das besagt, wird noch genauer zu erläutern sein.

Die kognitive Hermeneutik untersucht als *allgemeine* Hermeneutik grundsätzlich das Verstehen und die Interpretation von Phänomenen der menschlichen Kultur. In diesem Buch erfolgt allerdings eine Konzentration auf die kognitive Hermeneutik als Literaturtheorie. Diese ist eine *spezielle* Hermeneutik, die sich mit dem Verstehen und der Interpretation literarischer Texte beschäftigt; man kann sie auch als literaturwissenschaftliche Hermeneutik bezeichnen. Sie ist stets im Zusammenhang mit ihren allgemeinen Grundlagen zu sehen.

Aus dem theoretischen Ansatz der kognitiven Hermeneutik ergeben sich auch kritische Konsequenzen, die zunächst im Mittelpunkt stehen sollen. Ich gehe aus von der Unterscheidung zweier Formen des Textzugangs, die ich auch als Formen des Interpretierens bezeichne. Beide sind legitim und notwendig, sie müssen aber in ihrer Eigenart erkannt und voneinander abgegrenzt werden. Ich erläutere die Unterscheidung am Beispiel des Umgangs mit einem einzelnen literarischen Text, z. B. einem Roman.

Die beiden Grundformen des Textzugangs lassen sich auf bestimmte Leitfragen beziehen. Von einem *aneignenden* Textzugang oder aneignender Interpretation spreche ich, wenn die Beschäftigung mit dem jeweiligen Text explizit oder implizit der Leitfrage „Was sagt mir oder uns dieser Text?“ bzw. „Welchen Nutzen bringt mir oder uns dieser Text?“ folgt. Eine einfache Form des aneignenden Textzugangs liegt vor, wenn man, geleitet vom Interesse an spannender Unterhaltung, z. B. einen Kriminalroman liest. Häufig geht es beim aneignenden Textzugang darum, aus dem Text Nutzen zu ziehen für die Bewältigung von lebenspraktischen Orientierungsproblemen unterschiedlicher Art; ein Leser<sup>1</sup> bezieht etwa das, was in Hesses *Steppenwolf* über Harry Haller ausgeführt wird, auf seine aktuelle Krise. Ferner kann

12

beim aneignenden Textzugang ein Text – dies kann auch ein philosophischer oder wissenschaftlicher Text sein – für die Weiterentwicklung der vom Interpretierten vertretenen Theorie benutzt werden; so kann ein Philosoph auf ei-

---

<sup>1</sup> Mitzudenken sind stets die Leserinnen. Das gilt auch für alle vergleichbaren Formulierungen.

nige Elemente aus Kants *Kritik der reinen Vernunft* zurückgreifen, um in freier Anknüpfung an Kant eine eigene Erkenntnistheorie aufzubauen. Im letzteren Fall handelt es sich um einen aneignenden Textzugang, der seinerseits der Erreichung von Erkenntniszielen dient, hier der Entfaltung oder Verbesserung einer bestimmten Theorie.

Unter einem *kognitiven* Textzugang verstehe ich, wiederum bezogen auf einen einzelnen literarischen Text, zweierlei. Zum einen folgt die Beschäftigung mit dem jeweiligen Text explizit oder implizit der Leitfrage „Wie ist der Text beschaffen?“ . Dies bezeichne ich als deskriptiv-feststellende Textarbeit. Zum anderen folgt die Beschäftigung mit dem jeweiligen Text explizit oder implizit der Leitfrage „Worauf ist es zurückzuführen, dass der Text die festgestellte Beschaffenheit aufweist?“ , anders ausgedrückt: „Wie kommt es, dass der Text so ist, wie er ist?“ . Hier spreche ich von im engeren Sinn interpretierender Textarbeit. Unterschieden werden also zwei Formen des kognitiven Textzugangs: die kognitive Feststellungsarbeit und die kognitive Interpretationsarbeit.

Noch eine weitere Anmerkung zum Ausdruck „kognitiv“: Er dient hier insbesondere zur Bezeichnung derjenigen Formen der Textarbeit, die den Leitfragen „Wie ist der Text beschaffen?“ und „Worauf ist es zurückzuführen, dass der Text die festgestellte Beschaffenheit aufweist?“ zugeordnet sind. Der Begriff wird also ausdrücklich enger gefasst als z.B. in der kognitiven Psychologie. Dort werden unter Kognition Prozesse und Produkte wie Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Erkennen, Denken, Schlussfolgerung, Urteil, Erinnerung subsumiert. Sowohl die kognitive als auch die aneignende Interpretation beruhen auf Kognitionen in diesem weiten Sinn; die Art der Nutzung unterscheidet sich allerdings grundlegend.

Das Nachdenken über die Leitfragen, an denen wir uns explizit oder implizit orientieren, wenn wir uns mit (literarischen) Texten beschäftigen, zeigt, dass die Aktivitäten sehr unterschiedlich sind. Es ist etwas deutlich anderes, ein Bedürfnis nach spannender Unterhaltung zu befriedigen oder das, was im Text geschieht, auf die persönliche Lebenssituation zu beziehen oder Erkenntnisziele in einem engeren Sinn zu verfolgen. Die Unterscheidung zwischen dem aneignenden und dem kognitiven Textzugang trägt dazu bei, uns bewusst zu machen, was wir eigentlich tun, wenn wir uns auf diese oder jene Weise mit (literarischen) Texten befassen. Es ist ein zentrales Anliegen der kognitiven Hermeneutik, die Textwissenschaftler – also diejenigen Wissenschaftler, die, in welchem Bereich auch immer, konkrete Textarbeit betreiben – dazu zu bringen, ein solches Bewusstsein zu entwickeln. Der *reflek-*

13

*tierte* Textwissenschaftler weiß, welche seiner Arbeitsschritte kognitiver und welche aneignender Art sind, und ist bestrebt, diese entsprechend zu kennzeichnen und nicht miteinander zu vermengen. Ich spreche hier auch von einem *Diskursbewusstsein*; zu fragen ist stets, ob man sich mit bestimmten Überlegungen im kognitiven oder im aneignenden Diskurs bewegt.

Die kognitive Hermeneutik fordert aber nicht nur, ein Diskursbewusstsein zu entwickeln. Hat man erst einmal zwischen dem aneignenden und dem kognitiven Textzugang unterschieden, so drängen sich weitere Konsequenzen auf: *These 1*: Gibt es einen kognitiven Textzugang (was von einigen Literaturtheorien zumindest implizit bestritten wird), so muss es die Hauptaufgabe der Textwissenschaft sein, sofern sie es mit einzelnen Texten zu tun hat, beschreibend-feststellende und interpretierende Textarbeit nach Kriterien zu vollziehen, die strikt auf Erkenntnisgewinn ausgerichtet sind.

*These 2*: Das aneignende Interpretieren hingegen ist durchaus legitim und le-

benspraktisch unerlässlich; es ist beispielsweise nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand von der Lektüre eines Textes für die Bewältigung seiner Orientierungsprobleme profitiert; es stellt jedoch keine wissenschaftliche Leistung dar. Denn die Textwissenschaft hat *kognitive* und eben keine aneignende Textarbeit zu betreiben. Eine Sonderstellung nimmt das aneignende Interpretieren zu Erkenntniszwecken ein, das z.B. der Verbesserung einer Theorie dient. Diese Art des Interpretierens ist zwar der Wissenschaft zuzuordnen, aber nicht der Sparte *Textwissenschaft*, sondern der Sparte *Theorieentwicklung*.

Der reflektierte Textwissenschaftler wird also seine Aktivitäten nicht nur in kognitive und aneignende unterscheiden, sondern seine aneignenden Aktivitäten aus der Textwissenschaft auslagern und einer Spielart des aneignenden Diskurses zuordnen, z.B. dem normativ-ästhetischen Diskurs, in dem ein Text mit den vom Rezipienten akzeptierten ästhetischen Werten und Normen konfrontiert wird. Ein reflektierter Textwissenschaftler, der ein Drama Goethes untersucht, weiß, dass er nicht mehr als Wissenschaftler im engeren Sinn spricht, wenn er explizit oder implizit die Frage „Was hat dieses Drama uns heute noch zu sagen?“ aufwirft, denn bei dieser Frage geht es darum, dem Drama im Licht der uns heute oder auch nur den einzelnen Interpreten bestimmenden Überzeugungen eine relevante Bedeutung abzugewinnen. Für X kann aber im Kontext seiner Überzeugungen und Interessen etwas ganz anderes am Text bedeutsam sein als für Y, und für Z kann der Text sogar irrelevant sein.

Der aneignende Textzugang soll nicht diffamiert, er soll nur richtig eingeordnet werden. Antworten auf Fragen wie „Was hat uns Goethes Drama – oder allgemeiner: Goethe – heute noch zu sagen?“ sind wichtig, sie gehören aber nicht zum kognitiven Diskurs.

14

*These 3:* Da viele Textwissenschaftler die Unterscheidung zwischen dem aneignenden und dem kognitiven Textzugang nicht kennen oder ignorieren, ist es nicht verwunderlich, dass sie in ihren Arbeiten die beiden Diskurse miteinander vermengen. Der Gesamttext tritt mit einem wissenschaftlichen Erkenntnisanspruch auf; da einige Partien des Textes aber einem anderen Diskurs zuzuordnen sind, wird zumindest für diese zu Unrecht ein *Erkenntnisanspruch* erhoben.

Aus dem Ansatz der kognitiven Hermeneutik ergibt sich somit das Projekt, die vorliegenden textwissenschaftlichen Arbeiten kritisch daraufhin zu sichten, ob sie ganz oder teilweise dem aneignenden Textzugang zuzuordnen sind. Hier unterscheidet ich wiederum zwei Formen: das aneignende Interpretieren in offener und in verdeckter Form.

Bei einer Passage aus einer textwissenschaftlichen Arbeit kann, wenn man nur darüber nachzudenken beginnt, schnell klar sein, dass sie der Leitfrage „Was sagt mir oder uns dieser Text?“ bzw. „Welchen Nutzen bringt mir oder uns dieser Text?“ folgt. Dann spreche ich von einem aneignenden Textzugang in offener Form. Stellen wir uns einen solchen Textteil vor, der von der deskriptiv-feststellenden und der im engeren Sinn interpretierenden Textarbeit als eigenständiges Kapitel abgetrennt ist. Derartige Textteile sind als nichtwissenschaftliche Passagen zu kennzeichnen und einer Variante des aneignenden Diskurses zuzuordnen, z.B. dem bereits erwähnten normativ-ästhetischen Diskurs. Der Fehler besteht nur darin, dass die Unterscheidung nicht erfolgt ist, sodass der Eindruck erweckt wird, es handle sich auch hier um kognitiv-wissenschaftliche Aussagen. Der kritisierte Textwissenschaftler kann einer solchen Diskursverlagerung problemlos zustimmen und mit

Recht darauf insistieren, dass es die *anderen* Aussagen sind, welche den Kern seiner wissenschaftlichen Argumentation bilden.

*These 4:* Das aneignende Interpretieren tritt aber auch in verdeckter Form auf. Dann haben wir es nicht nur mit einem *Nebeneinander* von kognitiv-wissenschaftlichen und andersartigen Aussagen zu tun, das durch einfache Diskurszuordnung klärbar ist, sondern die den Kern der eigentlichen Argumentation bildenden Aussagen sind selbst aneignender Art. Die verdeckte Form der aneignenden Interpretation liegt dann vor, wenn diejenigen Parteien, welche die eigentliche Erkenntnisleistung darstellen sollen, sich bei genauere Analyse als aneignend erweisen. Man glaubt, eine wissenschaftliche Erkenntnisleistung zu erbringen, während man de facto eine aneignende Interpretation vollzieht; man fasst eine aneignende Deutung<sup>2</sup> fälschlich als Erkenntnis auf.

15

Fälle dieser Art sind weitaus schwieriger zu erkennen als die zuvor behandelten. Aus dem Ansatz der kognitiven Hermeneutik lassen sich theoretische Grundlagen gewinnen, die es ermöglichen, die insgeheim aneignend vorgehende – und deshalb als *pseudowissenschaftlich* zu betrachtende – Textarbeit als solche zu identifizieren. Davon wird später ausführlicher zu handeln sein. Die entscheidenden Punkte sollen jedoch bereits im Vorfeld angesprochen werden.

*These 5:* Auf eine der Aneignungsdimension zuzuordnende Frage wie „Was hat dieses Drama uns heute noch zu sagen?“ kann es viele verschiedene Antworten geben, die gleichermaßen legitim sind. So können Interpreten, die zu unterschiedlichen Zeiten bzw. in unterschiedlichen soziokulturellen Konstellationen leben, dem Text eine ganz unterschiedliche Relevanz für die Gegenwart abgewinnen oder auch seine Irrelevanz konstatieren. Die verdeckte Form der aneignenden Interpretation funktioniert nun in gewisser Hinsicht ähnlich: Der Interpret vollzieht eine Art Überblendung, die dazu führt, dass dem Text vorrangig Relevanz für seine Überzeugungen weltanschaulicher bzw. theoretischer Art abgewonnen wird. Durch bestimmte Verfahren, die noch genauer zu charakterisieren sind, wird der Text den vom Interpreten akzeptierten Annahmen angeglichen, und die Interpretation lässt ihn als Bestätigungsinstanz der jeweiligen Sichtweise erscheinen. Interpreten, welche diese kognitiv fragwürdigen Verfahren benutzen, gelangen so dazu, ihn als Bestätigung hier für diese, dort für jene Theorie zu verbuchen.

In der Aneignungsdimension sind unterschiedliche Sinnzuweisungen legitim: Ein Drama Goethes kann und darf für den einen Interpreten eine andere Lebensrelevanz besitzen als für den anderen; es kann ihm in einer bestimmten Konstellation auch gar nichts zu sagen haben. In der kognitiven Dimension hingegen sind unterschiedliche Sinnzuweisungen zwar unter bestimmten – später zu klärenden – Bedingungen, nicht aber in allen Fällen legitim; das geht bereits daraus hervor, dass einige Thesen mit anderen logisch unvereinbar sind.

*These 6:* Die verdeckte Form der aneignenden Interpretation beruht auf zwei Annahmen. Erstens wird geglaubt, dass der Text einen *versteckten tieferen Sinn* besitzt, und zweitens wird von vornherein unterstellt, dass der versteckte Tiefensinn übereinstimmt mit den Auffassungen des Interpreten. Diesen Annahmen folgt etwa die traditionelle allegorische Interpretation, die in Ka-

---

<sup>2</sup> Die Ausdrücke „Interpretation“, „Deutung“ und „Auslegung“ verwende ich, Tendenzen der Alltagssprache folgend, synonym. Unterschieden werden dann aber mehrere Formen der Textinterpretation oder -deutung.

pitel 1.5 behandelt wird. Ein Interpret, der nach diesen Prinzipien verfährt, kann einen Text leicht als Bestätigungsinstanz der von ihm bevorzugten Sichtweise erscheinen lassen.

*These 7:* Das kognitiv fragwürdige Verfahren, auf dem die verdeckte Form aneignenden Interpretierens beruht, lässt sich folgendermaßen bestimmen: Der Interpret projiziert, den eben angeführten Annahmen folgend, seine Auf-

16

fassungen – ohne dies zu bemerken – in den Text und liest sie dann als deren Bestätigung wieder aus ihm heraus. Ich spreche hier von einem *projektiv-aneignenden* Interpretieren.

Texte oder Textpassagen, die sich auf das projektiv-aneignende Interpretieren zurückführen lassen, sind ebenso aus dem textwissenschaftlichen Diskurs auszulagern wie offen aneignende Passagen. Die kritische Analyse der textwissenschaftlichen Fachliteratur auf Elemente hin, die als projektiv-aneignend zu bestimmen sind, ist ein zentrales Anliegen der kognitiven Hermeneutik. Solange der projektiv-aneignende Deutungsstil in der Textwissenschaft wirksam ist, werden literarische Texte auf immer neue Weise als Bestätigungen der von den Interpreten vertretenen Theorien und Weltanschauungen, die dabei ständig wechseln, ausgegeben. Und aufgrund des Bestätigungseffekts werden diese Deutungen von den Anhängern dieser Auffassungen gern akzeptiert: „Der Sinn des Textes steht im Einklang mit dem, was auch wir denken“, „Der Autor des Textes steht auf unserer Seite, ist einer von uns“.

Damit ist auch schon angedeutet, welche Bedürfnisse hinter dem projektiv-aneignenden Deutungsstil stehen, z.B. das Bedürfnis, bestimmte Texte und Autoren, insbesondere solche, die jeweils ein hohes Prestige besitzen, für die eigene Sache zu vereinnahmen. Wissenschaftliche Vorgehensweisen geraten immer wieder in Konflikt mit solchen Bedürfnissen und Interessen. Die Neigung, bestimmte Aussagen direkt als wahr zu betrachten, weil sie mit den eigenen Überzeugungen, Zielen und Interessen übereinstimmen (und deshalb als emotional befriedigend empfunden werden), ist weit verbreitet und anthropologisch tief verankert.

Die kognitive Hermeneutik wendet auch hier ihre Aufteilungsstrategie an: Die Vereinnahmung eines Textes für die jeweils eigene Sache stellt in der Aneignungsdimension ein normales Geschehen dar; man folgt ja der Leitfrage „Welchen Nutzen bringt mir oder uns dieser Text?“. Unberechtigt ist es jedoch, für das Ergebnis einer aneignenden Vereinnahmung unmittelbar wissenschaftliche Geltungsansprüche zu erheben.

Die kognitive Hermeneutik verbindet also auf spezifische Weise eine Interpretationstheorie und Methodologie der Textarbeit mit einer ideologiekritischen Perspektive – gemäß einer erkenntniskritischen Ideologienlehre, wie ich sie in mehreren Arbeiten entfaltet habe.<sup>3</sup> Das gilt sowohl für die Ebene der allgemeinen als auch für die der literaturwissenschaftlichen Hermeneutik. Diese Verbindung, die in der allgemeinen hermeneutischen wie auch speziell in der literaturtheoretischen Diskussion ungewöhnlich ist, erweist

17

sich als notwendig, wenn man aus der Grundunterscheidung zwischen dem aneignenden und dem kognitiven Textzugang die dargelegten kritischen

---

<sup>3</sup> Ich führe an dieser Stelle nur zwei grundlegende Arbeiten an:

P. TEPE: *Theorie der Illusionen*. Essen 1988.

P. TEPE: *Illusionskritischer Versuch über den historischen Materialismus*. Essen 1989.



Konsequenzen zieht. Dann wird erkennbar, dass einige Formen der Textarbeit, die sich in der Textwissenschaft etablieren konnten, überhaupt keine kognitiv-wissenschaftlichen, sondern insgeheim aneignende Verfahren sind. Der Aufbau einer Literaturtheorie mit zugehöriger Methodologie muss daher, wenn man zu dieser Einsicht gelangt ist, verbunden werden mit der Kritik an defizitären Verfahrensweisen und den sie stützenden Theorien.

*These 8:* Um Missverständnisse zu vermeiden, ist in allgemeiner Form zu klären, wie ich bei der Analyse und Kritik projektiv-aneignenden Interpretierens vorgehe. Im ersten Schritt wird stets untersucht, ob eine Argumentation den auf Erkenntnisgewinn ausgerichteten Kriterien genügt oder nicht. Zeigt sich nun bei der sachlichen Auseinandersetzung, dass sie größere kognitive Defizite aufweist, so wird im zweiten Schritt ausprobiert, ob diese sich auf den in These 7 angesprochenen Projektionsmechanismus zurückführen lassen. Im ersten Schritt wird also dargelegt, dass bestimmte Argumentationsschritte und Thesen fehlerhaft bzw. unbegründet sind; im zweiten Schritt hingegen wird – zumindest in einigen Fällen – aufgewiesen, dass die festgestellten Defizite in der Hauptsache daraus hervorgehen, dass der Interpret seine eigene Sicht der Dinge auf den Text projiziert hat, wodurch dieser zu einer Bestätigungsinstanz für seine Position wird.

Es wird somit nicht – wie bei einigen anderen Formen ideologiekritischer Argumentation – *sogleich* unterstellt, dass eine bestimmte Argumentation verfehlt ist, weil eine Projektion, die beispielsweise auf bestimmten Wünschen basiert, im Spiel ist. Denn die ideologiekritischen Überlegungen werden ja erst angestellt, *nachdem* eine Argumentation bereits als defizitär erwiesen worden ist. Grundsätzlich gilt, dass eine Idee, die auf einer Projektion beruht, nicht kognitiv wertlos sein muss. Aus der Genese einer Idee darf nie direkt auf ihre kognitive Wertlosigkeit geschlossen werden.

In der textwissenschaftlichen Fachliteratur, insbesondere in Interpretationstexten, sind die beiden markierten Fehler weit verbreitet: In vielen Arbeiten ist ein ungeklärtes Nebeneinander von kognitiven und aneignenden Partien zu konstatieren, und auch die verdeckte Form aneignenden Interpretierens – das projektiv-aneignende Interpretieren – hat nach wie vor Konjunktur. Dies an Beispielen nachzuweisen, ist allerdings nicht die Aufgabe des vorliegenden Buches, das sich vorrangig den literaturtheoretischen und methodologischen Fragen und Debatten widmet. *Kognitive Hermeneutik* steht jedoch in enger Verbindung mit dem Projekt *Interpretationskonflikte am Beispiel von E. T. A. Hoffmanns Der Sandmann*, das sich auf praktische, anwendungsbe-

18

zogene Fragen konzentriert.<sup>4</sup> Hier wird zum einen die Methode der Basis-Interpretation beispielhaft auf diese Erzählung angewandt; zum anderen wird das Kritikpotenzial der kognitiven Hermeneutik für die Analyse der Sekundärliteratur nutzbar gemacht. Zu dieser Erzählung liegen sehr viele und ganz unterschiedliche Deutungsangebote vor. Fast jeder methodische Ansatz ist auch auf den *Sandmann* angewandt worden. Deshalb ist die Forschungslage zu diesem Text für eine methodenkritische Untersuchung hervorragend geeignet.

Die Arbeitsteilung zwischen beiden Büchern lässt sich noch genauer bestimmen: Während es in *Kognitive Hermeneutik* vorrangig darum geht, die Unterscheidung zwischen einem wissenschaftlichen (kognitiven), einem nicht-wissenschaftlichen (aneignenden) und einem pseudowissenschaftlichen (projektiv-aneignenden) Textumgang zu etablieren und daraus theoretische Kon-

---

<sup>4</sup> Dieser Band, den ich zusammen mit Jürgen Rauter verfasse, wird 2008 erscheinen.

sequenzen zu ziehen, ist es in *Interpretationskonflikte* hauptsächlich darum zu tun, eine Fülle von Sekundärtexten zum *Sandmann* auf ihre konkreten wissenschaftlichen Leistungen hin zu sichten und dabei auch alle wichtigeren kognitiven Defizite zu identifizieren; diese stellen in vielen Fällen Ausformungen der Grundfehler dar, die in *Kognitive Hermeneutik* grundsätzlich kritisiert werden.

Die kognitive Hermeneutik fordert die Textwissenschaftler erstens dazu auf, ihre aneignenden Deutungen von ihren kognitiv-wissenschaftlichen Anstrengungen zu unterscheiden und aus dem textwissenschaftlichen Diskurs auszulagern. Sie fordert sie zweitens speziell dazu auf, mit dem projektiv-aneignenden Interpretationsstil zu brechen. Gerade dort, wo dieser wirksam wird, ist in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit literarischen Texten ein grundsätzliches Umdenken erforderlich. Dieses Plädoyer für ein Umdenken erklärt aber keineswegs alles bisher in der Textwissenschaft Geleistete für null und nichtig – insbesondere nicht die solide philologische Arbeit der Vergangenheit und Gegenwart. Die Kritik richtet sich nur gegen die nach wie vor verbreiteten weltanschauungs- und theoriegebundenen Interpretationsverfahren, die de facto aktualisierende Aneignung betreiben, dies aber als kognitiv-wissenschaftliche Leistung erscheinen lassen. Die kognitive Hermeneutik verbindet also den Aufbau einer Literaturtheorie und Methodologie mit einer Kritik etablierter Verfahren der Textarbeit und der sie stützenden Literaturtheorien.

Nachdem bisher die negative Seite im Mittelpunkt gestanden hat, wende ich mich nun verstärkt der positiven zu. Die kognitive Hermeneutik bemüht sich darum, die kognitive Textarbeit genauer zu bestimmen und die Situation in den Textwissenschaften zu verbessern. Sie macht als literaturwissenschaftli

19

che Interpretationstheorie Aussagen darüber, wie bei der Analyse und Interpretation literarischer Texte verfahren werden sollte. Eine lehr- und lernbare Methode der Textinterpretation wird vermittelt.

Mit der kognitiven Hermeneutik ist das Projekt einer Verwissenschaftlichung der Textarbeit im Allgemeinen und der Textinterpretation im Besonderen verbunden. Ich lege dar, dass und wie sich die konkrete Textarbeit nach allgemeinen erfahrungswissenschaftlichen Kriterien optimieren und reorganisieren lässt. Man kann mit den defizitären Interpretationsspielen, die Aneignung im Gewand der Wissenschaftlichkeit betreiben, brechen, ohne – wie es einige Theorien tun – die textwissenschaftliche Interpretationsarbeit generell ablehnen zu müssen.

Ich unterscheide zwischen der erfahrungswissenschaftlichen Grundhaltung (die darin besteht, dass zur Erklärung bestimmter Phänomene Hypothesen gebildet, logische Folgerungen aus ihnen gezogen und diese an den jeweiligen Phänomenen überprüft werden) und mehreren konkretisierenden Umsetzungen dieser Grundhaltung in verschiedenen Wissenschaften, die unterschiedliche Erkenntnisziele verfolgen. Aus der erfahrungswissenschaftlichen Grundhaltung kann einerseits ein Programm gewonnen werden, das primär auf die Erkenntnis von Gesetzmäßigkeiten ausgerichtet ist, andererseits aber auch ein Programm, das primär an der Erklärung einzelner Ereignisse und Sachverhalte interessiert ist. Letzteres ist in der kognitiven Hermeneutik der Fall, die als Literaturtheorie das Ziel verfolgt, überzeugende Erklärungen für die feststellbare Beschaffenheit literarischer Texte hervorzubringen. Die kognitive Hermeneutik ist somit der erfahrungswissenschaftlichen Grundhaltung verpflichtet, verfolgt aber nicht primär das Ziel, Gesetzmäßigkeiten zu erkennen.

Ich erläutere kurz, wie ich den Ausdruck „Erklärung“ verwende; an der wissenschaftstheoretischen Literatur orientierte Differenzierungen folgen später. Auf einer allgemeinen Ebene lassen sich, dem bereits bekannten Muster folgend, zwei kognitive Aktivitäten unterscheiden; das gilt für alle Phänomene, die wissenschaftlich erforscht werden können – für solche der Natur ebenso wie für solche der menschlichen Gesellschaft und Kultur. Beschreibend-feststellende Aktivitäten folgen explizit oder implizit der Leitfrage „Wie sind die Phänomene, die untersucht werden sollen, beschaffen?“, allgemeiner gefasst: „Was ist der Fall?“. Dass auch Beschreibungen theoriegeladen erfolgen, wird an anderer Stelle dargelegt. Die andere Art der Aktivität folgt explizit oder implizit der Leitfrage „Worauf ist es zurückzuführen, dass die Phänomene die festgestellte Beschaffenheit aufweisen?“, also „Wie kommt es, dass die Phänomene so sind, wie sie sind?“. Ich bezeichne nun jede Antwort auf eine „Worauf ist es zurückzuführen, dass“- bzw. „Wie kommt es,

20

dass“-Frage als Versuch einer *Erklärung* der jeweiligen Phänomene bzw. des jeweiligen Phänomens.

Wenn wir dieser Sprachregelung folgen, so gilt, dass wir bereits im Alltagsleben vielfältige Erklärungen vornehmen. X bemerkt z. B., dass seine Partnerin Y sich ihm gegenüber heute auf ungewohnte Weise – etwa besonders aggressiv – verhält, und fragt sich nun, wovon dieses Verhalten herrührt. X führt es vielleicht darauf zurück, dass Y an ihrem Arbeitsplatz heute besonderen Stress gehabt hat; dies ist seine *Erklärung* für das festgestellte auffällige Verhalten.

Die Erklärungshypothesen, die wir im Alltag entwickeln, sind zumeist sehr skizzenhaft und unvollständig; diese Erklärungsskizzen reichen in diesem Kontext häufig völlig aus. Nur in wenigen Situationen verspüren wir das Bedürfnis, eine vertiefte und komplexe Erklärung zu erlangen. Von den Wissenschaften hingegen kann allgemein gesagt werden, dass sie immer auch bestrebt sind, ausgeformte und möglichst vollständige Erklärungen für die festgestellte Beschaffenheit der jeweils untersuchten Phänomene zu geben.

Den Begriff der Erklärung verankere ich also bereits auf der vorwissenschaftlichen Ebene, sodass wissenschaftliche Erklärungen als Weiterführungen vorwissenschaftlicher Erklärungsversuche erscheinen, wobei spezielle Strategien verfolgt werden. Ferner gilt, dass die verschiedenen wissenschaftlichen Erkenntnisziele mit unterschiedlichen *Erklärungstypen* verbunden sind. Im einen Fall wird versucht, die festgestellte Beschaffenheit einer ganzen Gruppe von Phänomenen auf bestimmte Gesetz- oder Regelmäßigkeiten (sowie auf bestimmte Rahmenbedingungen) zurückzuführen; die Erkenntnis von Gesetz- bzw. Regelmäßigkeiten steht im Mittelpunkt der Erklärungsaktivität. Im anderen Fall wird hingegen versucht, die festgestellte Beschaffenheit eines einzelnen Phänomens, z. B. eines literarischen Textes oder eines einzelnen Ereignisses, auf bestimmte Instanzen zurückzuführen. Dieser Erklärungstyp ist für die Textwissenschaft relevant, insbesondere dort, wo sie sich mit einzelnen Texten beschäftigt. Die vorwissenschaftlichen Erklärungshypothesen, zu denen wir gelangen, sind ebenfalls meistens diesem Erklärungstyp zuzuordnen, z. B. der Grund, den X für das aggressive Verhalten von Y findet.

Von einer Erklärung im allgemeinen Sinn kann man sagen, dass sie versucht, einen festgestellten Tatbestand aus etwas Zugrundeliegendem herzuleiten. Die Erklärungstypen unterscheiden sich in der Hauptsache dadurch, dass sie unterschiedliche Größen als zugrundeliegend einsetzen (Gesetzmäßigkeiten vs. individuelle Instanzen). Für die kognitive Hermeneutik als Literaturtheo-

rie ist es wichtig festzuhalten, dass das kognitive Interpretieren eines literarischen Textes eine *Erklärungsleistung* darstellt: Der Textbestand wird auf Instanzen zurückgeführt, die als Ursache bzw. Hauptursache der festgestellten

21

Beschaffenheit angesehen werden. Damit wird die verbreitete Annahme einer Opposition zwischen (vor allem naturwissenschaftlichem) Erklären und (geisteswissenschaftlichem) Verstehen hinfällig, denn das kognitive Interpretieren stellt ja selbst eine besondere Form der wissenschaftlichen Erklärung dar.

Die kognitive Hermeneutik steht in Konflikt mit den vorherrschenden Strömungen in der Literaturwissenschaft. Ich weise auf zwei wichtige Differenzpunkte hin. Während etliche Literaturtheorien den Rückgriff auf den Autor bei der Textarbeit grundsätzlich ablehnen, behaupte ich, dass sich die Grundfrage der kognitiven Interpretation eines einzelnen Textes – „Wie kommt es, dass der Text so ist, wie er ist?“ – nur dann befriedigend beantworten lässt, wenn man sich auf den Autor bezieht. Viele Textwissenschaftler ignorieren völlig, dass angesichts jedes literarischen Textes dieses Erklärungsproblem aufgeworfen werden kann, das ein rein kognitives Problem darstellt. Das Bestreben, autorbezogene Formen der Textarbeit völlig auszuschalten, gründet auf diese Ignoranz.

Die kognitive Hermeneutik vollzieht den Rückgriff auf den Autor bei der Textarbeit allerdings nicht in der traditionellen Form des Autorintentionalismus. Sie schlägt vielmehr eine Theorie der textprägenden Instanzen vor, zu denen unter anderm auch Autorabsichten gehören.<sup>5</sup> Der Entwurf eines erfahrungswissenschaftlich orientierten Konzepts für die Textarbeit stellt eine *Weiterentwicklung* des autorintentionalen Ansatzes dar, nicht dessen Negation.

Der zweite Differenzpunkt betrifft den Begriff des Textsinns bzw. der Textbedeutung.<sup>6</sup> Hier gibt es zwei Optionen, die ihrerseits auf vielfältige Weise ausgestaltet werden können. Nach der einen Grundvorstellung ist der Textsinn im Text selbst enthalten, also eine objektive Größe. Ich bezeichne diesen Standpunkt als Sinn-Objektivismus. Nach der anderen Grundvorstellung ist der Textsinn keine objektive Größe, er wird vielmehr vom Textrezipienten im Kontakt mit einem vorliegenden Text erst gebildet und ist somit vom Rezipienten abhängig. Mehrere Rezipienten, die von unterschiedlichen Voraussetzungen ausgehen, gelangen daher zu divergierenden Sinnzuschreibungen, die im Prinzip gleichermaßen legitim sind. Ich bezeichne diesen Standpunkt als Sinn-Subjektivismus.

Die meisten heutzutage vertretenen Literaturtheorien folgen der letzteren Sichtweise. Ich differenziere hier zwischen hermeneutischen und antihermeneutischen Positionen. Von einer hermeneutischen Literaturtheorie spreche ich, wenn diese Theorie sich an in der hermeneutischen Tradition entwickel

22

ten Auffassungen orientiert, etwa an denen der Aufklärungshermeneutik, Schleiermachers, Diltheys, Heideggers, Gadammers, Ricœur; die kognitive Hermeneutik stellt eine besondere Variante einer hermeneutischen Literaturtheorie dar. Von einer antihermeneutischen Literaturtheorie spreche ich demgegenüber, wenn diese Theorie sich an Auffassungen orientiert, welche der

---

<sup>5</sup> Die Ausdrücke „Intention“ und „Absicht“ gebrauche ich synonym.

<sup>6</sup> Auch die Ausdrücke „Textsinn“ und „Textbedeutung“ verwende ich, wiederum Tendenzen der Alltagssprache folgend, synonym. Unterschieden werden dann aber mehrere Formen des Textsinns oder der Textbedeutung.

hermeneutischen Tradition generell kritisch gegenüberstehen, etwa an denen Foucaults und Derridas.

Zurück zum Begriff des Textsinns. Bei den hermeneutischen Ansätzen dominiert die subjektivistische Hermeneutik, und auch die antihermeneutischen Positionen beruhen vielfach auf sinn-subjektivistischen Prämissen. Die kognitive Hermeneutik zeigt demgegenüber die Überlegenheit des Sinn-Objektivismus; sie vertritt einen objektivistischen Standpunkt. Das führt zu zwei Thesen.

Zum einen behaupte ich, dass in jedem literarischen Text, etwa in einem Roman, eine *Textwelt* konstruiert wird, in der bestimmte Textfiguren, die bestimmte Eigenschaften aufweisen, leben und handeln. Alles, was zur jeweiligen Textwelt gehört, fasse ich unter dem Begriff des *Textwelt-Sinns* zusammen. Der Textwelt-Sinn ist ein objektiver, im Text enthaltener Sinn, den es richtig oder zutreffend zu erfassen gilt; unterschiedliche Sinnzuschreibungen sind auf dieser Ebene nicht gleichermaßen legitim.

Zum anderen behaupte ich, dass jeder literarische Text – wie überhaupt jeder Text – durch bestimmte Instanzen geprägt ist, die ihn zu dem Text gemacht haben, der faktisch vorliegt. Hier spreche ich vom *Prägungs-Sinn* eines Textes. Der Prägungs-Sinn ist ebenfalls ein objektiver, im Text enthaltener Sinn, den es richtig oder zutreffend zu erfassen gilt; unterschiedliche Sinnzuschreibungen sind auch auf dieser Ebene nicht gleichermaßen legitim. Der Text ist so, wie er ist, weil sich z. B. bestimmte Annahmen oder Überzeugungen des Autors prägend ausgewirkt haben.

Das Erfassen des Textwelt- wie auch des Prägungs-Sinns ist ein Vorgang, der auf konstruktive Leistungen des Erkennenden angewiesen ist; er ist nicht nach Maßgabe eines naiven Realismus zu denken. So muss sich der Leser die Textwelt *vorstellen*, sie in seiner Imagination erzeugen, aber eben auf der Grundlage der Informationen, die der Text vermittelt. Der Text enthält somit zwar nicht unmittelbar die Textwelt, aufgefasst als Vorstellungsgebilde, wohl aber Anweisungen, wie der Leser dieses Vorstellungsgebilde zu erzeugen hat. Insbesondere für den Prägungs-Sinn gilt, dass man aufgrund des zu meist aneignenden Umgangs mit einem Text gar nicht auf diese Form des objektiven Textsinns ausgerichtet ist und diesen Zugang erst erlernen muss, was mit einigen Anstrengungen verbunden ist.

Die kognitive Hermeneutik stellt insgesamt eine spezifische Verbindung von Elementen mehrerer Richtungen dar:

23

1. Die Linie der dem Sinn-Objektivismus verpflichteten Hermeneutik wird in neuartiger, an der erfahrungswissenschaftlichen Grundhaltung orientierter Form fortgesetzt.
2. Der traditionelle Autorintentionalismus wird dabei überwunden, dessen rationale Elemente bleiben jedoch – hegelianisch formuliert – in der umfassenderen Theorie der textprägenden Instanzen aufgehoben.
3. Die Unterscheidung zwischen dem aneignenden und dem kognitiven Textzugang führt zur Kritik projektiv-aneignenden Interpretierens, die mit den Mitteln einer erkenntniskritischen Ideologienlehre entfaltet wird.
4. Die kognitive Hermeneutik nutzt auch sprachanalytische Ansätze, die eine Ausdifferenzierung unterschiedlicher Formen des Verstehens und der Interpretation vornehmen. Die kognitive Hermeneutik begnügt sich allerdings nicht mit der Analyse dessen, was Literaturwissenschaftler tatsächlich tun, sie unterbreitet auch einen Vorschlag zur Neuorientierung. Sie weist jedoch viele Gemeinsamkeiten mit anderen Konzepten aus dem Lager der Analytischen Philosophie und Wissenschaftstheorie auf.

5. Angeknüpft wird ferner an die philosophische Hermeneutik: Die Position Gadamers, die eine bestimmte Art der Grundlagenreflexion vorschnell mit dem Sinn-Subjektivismus verbindet, wird überwunden; der rationale Kern der Grundlagenreflexion bleibt jedoch in der Theorie der steuernden Überzeugungssysteme, die auch eine Lehre von der unaufhebbaren Positionsgebundenheit ist, erhalten. Hinzu kommen weitere Theorieelemente, beispielsweise die Kritik an einer radikal historischen Einstellung, die in Kapitel 12 dargelegt werden.

Diese neuartige Kombination wird sich als den konkurrierenden Theorieangeboten überlegen erweisen. Sie führt zu einer Veränderung der Problemkonstellation wie auch zur Veränderung der Methoden, die ja geeignet sein müssen, diese veränderten Probleme zu bewältigen. Die kognitive Hermeneutik stellt in ihrer literaturwissenschaftlichen Anwendung außerdem eine Literaturtheorie dar, die dem Kriterium der Einfachheit in hohem Maß genügt: Aus wenigen Grundannahmen und -unterscheidungen, die eine große Ausgangsplausibilität besitzen, werden Konsequenzen abgeleitet, die in praktischer sowie in kritischer Hinsicht folgenreich sind.

Der Ansatz der kognitiven Hermeneutik ist in methodologischer Hinsicht *pluralistisch*, da mit mehreren wissenschaftlich legitimen Verfahren der Textarbeit gerechnet wird, er steht jedoch in deutlichem Gegensatz zum *radikalen Interpretationspluralismus*, einer Haltung, die nicht nur bei Studierenden, sondern auch bei Literaturwissenschaftlern sehr weit verbreitet ist, wenngleich selten in explizierter Form. Als radikalen Interpretationspluralismus bezeichne ich eine Sichtweise, die auf den folgenden Annahmen beruht:

24

1. Die vorliegenden literaturwissenschaftlichen Textinterpretationen gehen von sehr unterschiedlichen Fragestellungen aus, die alle (oder fast alle) wissenschaftlich legitim sind.

2. Wenn eine Textinterpretation die jeweilige legitime Fragestellung kompetent beantwortet, dann ist auch diese Interpretation wissenschaftlich legitim. Die unterschiedlichen Deutungen eines Textes haben somit alle ihre Berechtigung.

3. Das lässt sich nach dem *Aspektschema* genauer explizieren: Jede dieser Interpretationen folgt einer besonderen Fragestellung, die auf einen bestimmten Aspekt zugeschnitten ist, den der Text tatsächlich aufweist; in diesem Sinn ist jede dieser Deutungen im Text angelegt. Die als Aspektinterpretationen gedachten unterschiedlichen Deutungen stehen daher *gleichberechtigt* nebeneinander.

4. Die friedliche Koexistenz der vielen berechtigten Zugangsweisen zum Text lässt sich durch ein Toleranzprinzip weiter absichern: Jede der berechtigten Interpretationen sollte darauf verzichten, für den eigenen Ansatz einen Absolutheitsanspruch zu erheben und die Legitimität der anderen Textzugänge grundsätzlich anerkennen.

Der radikale Interpretationspluralismus wird von der kognitiven Hermeneutik, ohne indes zu einem Antipluralismus überzugehen, prinzipiell verworfen. Die denkbaren Optionen für eine Gesamtdeutung des jeweiligen Textes schließen einander in der Regel logisch aus. Prinzipiell lässt sich stets zeigen, dass eine Deutungsoption den anderen in kognitiver Hinsicht überlegen ist. Dann aber gilt nicht, dass die Interpretationen alle ihre Berechtigung haben. Zudem sind einige der in der Textwissenschaft verbreiteten Interpretationsarten projektiv-aneignender und damit pseudowissenschaftlicher Natur. Jede dieser problematischen Interpretationen folgt zwar einer besonderen

Fragestellung, die auf einen bestimmten Aspekt zugeschnitten ist, aber der Text weist diesen Aspekt gar nicht auf: Eine projektiv-aneignende Deutung unterwirft den Text einer Sinnbesetzung, die zum Überzeugungssystem des Interpreten passt, die aber nicht textkonform ist.

Kurzum, der verbreitete radikale Interpretationspluralismus, der annimmt, dass alle oder fast alle mit wissenschaftlichem Anspruch auftretenden Interpretationen literarischer Texte auch wissenschaftlich legitim sind, ist abzulehnen. Das uneingeschränkte Gleichberechtigungstheorem ist ein auf fehlerhaften Prämissen beruhendes Dogma.

Folgt ein Textinterpret explizit oder implizit den Prinzipien des radikalen Pluralismus, so führt dies häufig dazu, dass er in seiner Argumentation auf Elemente aus mehreren Deutungen, die von anderen entwickelt worden sind, zurückgreift, ohne zu fragen, ob die zugrundeliegenden Deutungsoptionen miteinander vereinbar sind oder nicht. Die vorliegenden Deutungen eines be-

25

stimmten Textes werden wie Bauklötze behandelt, die man vielfältig miteinander kombinieren kann. Eine derartige Vorgehensweise trägt in erheblichem Maß zur desolaten Situation in der Textwissenschaft bei. Die kognitive Hermeneutik zeigt einen Ausweg aus dieser unbefriedigenden Lage.

Das theoretische Konzept ist primär aus der konkreten Arbeit mit literarischen Texten und mit Interpretationstexten erwachsen. Der Ausbau der Theorie nötigte dann zur stärkeren Einbeziehung erkenntnis- und wissenschaftstheoretischer Überlegungen. Es geht in erster Linie um ein konstruktives Theorieangebot, aus dem dann aber auch die notwendigen kritischen Konsequenzen gezogen werden.

*Kognitive Hermeneutik* besteht erstens aus systematischen Partien, die der Theorieentfaltung dienen. Sie werden zweitens angereichert durch Exkurse, in denen ich Ergebnisse verwandter Forschungen referiere und in die Theorie einfüge. Hinzu kommen drittens detaillierte kritische Kommentare zu Texten der Fachliteratur, die für die Hermeneutikdebatte relevant sind. Diese Kommentare haben wiederum unterschiedliche Funktionen; einige dienen dazu, eine konkurrierende Theorie Schritt für Schritt zu entkräften, andere haben die Aufgabe, einen Theorieteil, dessen systematische Ausarbeitung den Rahmen der vorliegenden Publikation sprengen würde, in einer vereinfachten Form zu präsentieren.

Die gesamte Publikation, mit deren Erarbeitung ich Ende der 1990er Jahre begonnen habe, setzt sich zusammen aus dem Buch und einem Ergänzungsband auf CD. Ursprünglich sollte das Buch die Teile I–VI umfassen. Zur einfacheren Handhabung und vor allem um eine auch für Studierende erschwingliche Veröffentlichung zu erreichen, sind die Teile IV–VI in den Ergänzungsband ausgelagert worden; sie werden jedoch im Inhaltsverzeichnis aufgeführt. Auf der CD finden sich darüber hinaus 193 ergänzende Texte; zu ihnen gehören Zusammenfassungen interpretationstheoretischer Kapitel aus *Mythos & Literatur*<sup>7</sup>. Ein Verzeichnis aller im Ergänzungsband enthaltenen Texte findet sich sowohl am Schluss des Buches als auch auf der CD selbst.

In den Teilen I und II wird das Konzept der kognitiven Hermeneutik zunächst in den Grundzügen dargelegt und dann sukzessiv weiterentfaltet, auch in Auseinandersetzung mit verwandten Theorien. Der Sinn-Objektivismus wird als dem Sinn-Subjektivismus überlegen erwiesen. Teil III enthält detaillierte Kommentare zu repräsentativen theoretischen Texten (von Wimsatt/

---

<sup>7</sup> P. Tepe: *Mythos & Literatur. Aufbau einer literaturwissenschaftlichen Mythosforschung*. Würzburg 2001.

Beardsley, Titzmann, Sontag und Barthes), die einflussreiche Gegenthesen und -argumente entkräften. Die Teile I–III bilden zusammen das erste Buch *Plädoyer für ein Umdenken*.

26

Das zweite Buch *Kritik konkurrierender Theorien*, das aus den Teilen IV–VI besteht, setzt sich kritisch mit anderen Positionen auseinander, die in die Hermeneutikdebatte eingreifen: mit der philosophischen Hermeneutik, der Rezeptionsästhetik, dem Strukturalismus, der Empirischen Literaturwissenschaft, der Diskursanalyse und der Dekonstruktion. Gezeigt wird, dass die verbreiteten antiintentionalistischen, antiobjektivistischen und antihermeneutischen Haltungen auf fehlerhaften Voraussetzungen beruhen.

Weitere Textkommentare dienen dazu, das Verhältnis der kognitiven Hermeneutik zu anderen Ansätzen genauer zu bestimmen: zu frühen Formen der Hermeneutik, zur Textarbeit der freudschen Psychoanalyse, zum Autorintentionalismus, zur Hermeneutik Schleiermachers, zur Einschätzung der Hermeneutik durch die Analytische Philosophie und Wissenschaftstheorie, zu Versuchen, eine spezielle literaturwissenschaftliche Hermeneutik zu entwickeln.

An wen richtet sich dieses Buch? Angesprochen sind zunächst einmal Literaturwissenschaftler und Studierende, die Textarbeit betreiben, insbesondere natürlich diejenigen, die sich stärker für grundlegende literaturtheoretische und methodologische Probleme interessieren. Darüber hinaus wendet sich das Buch an alle, die sich mit Fragen der allgemeinen Hermeneutik befassen, sowie an Textwissenschaftler aus anderen Disziplinen, etwa aus der Philosophie. Was speziell die Studierenden anbelangt, so richte ich mich an Fortgeschrittene, die über gewisse Grundkenntnisse verfügen, also z. B. eine allgemeine Einführung in Literaturtheorien und Methoden der Textarbeit absolviert haben bzw. über entsprechende Kenntnisse verfügen. Das Buch stellt selbst keine Einführung dieser Art dar, es konkurriert also nicht direkt mit den Arbeiten von Baasner/Zens, Bogdal, Geisenhanslüke und anderen (vgl. die Angaben im Literaturverzeichnis).

In einer Hinsicht stellt das Buch aber doch eine Einführung dar, nämlich eine Einführung in die kognitive Hermeneutik selbst, die auch einen Beitrag dazu leistet, die praktische Anwendung der Methode der Basis-Interpretation zu erlernen; vgl. Kapitel 1.8. Die Vorzüge der Methode der Basis-Interpretation werden erst erkennbar, wenn man mit einigen anderen Methoden und den Problemen, zu denen sie führen, einigermaßen vertraut ist. Ebenso kann die Kritik am projektiv-aneignenden Interpretationsstil erst nachvollzogen werden, wenn man etliche Interpretationstexte gelesen und deutliches Unbehagen an verbreiteten Argumentationsweisen empfunden hat. Studierenden wird daher empfohlen, sich vor der Lektüre zunächst literaturtheoretisches Basiswissen anzueignen.

Ich bin mir dessen bewusst, dass es sich um eine komplexe und streckenweise auch schwierige Problematik handelt, habe mich jedoch bemüht, meine Auffassungen so klar wie möglich darzulegen. Das Buch kann, je nach Be-

27

dürfnis der Leser, unterschiedlich genutzt werden. Ich wünsche mir Rezipienten, die bereit sind, die grundlegenden Kapitel (1 und 2, 4–7) vollständig zu lesen, denn diese vermitteln das nötige Basiswissen über die kognitive Hermeneutik und nehmen zudem bereits vielfältige Ausdifferenzierungen vor. Welche kritischen Kommentare, Auseinandersetzungen mit konkurrie-



renden Literaturtheorien und ergänzenden Texte die Leser dann aus dem Angebot auswählen, kann nach Interesse und Arbeitsschwerpunkt variieren. Nur wenige werden Zeit haben, den gesamten Text einschließlich der Ergänzungen zu studieren. Der große Umfang des Gesamtunternehmens resultiert jedoch aus dem Bestreben, eine möglichst gründliche Auseinandersetzung mit allen Theorien, Thesen und Argumenten zu führen, die ich für sachlich relevant halte. Die Entscheidung für ein konsequentes Durchargumentieren ermöglicht, einerseits theoretische Stärken zu würdigen und andererseits theoretische Schwächen aufzudecken, führt aber zwangsläufig zu einem größeren Umfang. Auf den Abdruck eines Personen- und Schlagwortregisters wurde verzichtet, da die entsprechenden Informationen mittels Stichwortsuche bequem von der beiliegenden CD abgerufen werden können.

Für die kritische Durchsicht des Textes danke ich Axel Bühler<sup>8</sup> und Katja Ludwig, für sorgfältiges Korrekturlesen Annette Greif und Tanja Semlow. Nikolaos Zlatintsis hat die Formatierung der Ergänzungen durchgeführt. Für ihr außerordentliches Engagement bin ich Tanja Semlow besonders verpflichtet: Sie hat die gesamte Formatierung entwickelt, diverse sprachliche Optimierungen angeregt und zudem das Cover gestaltet.

---

<sup>8</sup> Mit meinem Düsseldorfer Kollegen Axel Bühler (Philosophie) habe ich bislang zwei fächerübergreifende Seminare veranstaltet. In ihnen zeigte sich, dass die theoretischen Ansätze der kognitiven Hermeneutik und des – von Bühler vertretenen – hermeneutischen Intentionalismus zwar nicht identisch, aber doch miteinander verwandt und befreundet sind.

## Folien zur 14. Sitzung: *Kognitive Hermeneutik* [statt Stichwortliste]

In dieser Sitzung wird vom sonstigen Vorgehen der Vorlesung abgewichen, da zu diesem neuen Ansatz natürlich noch keine Informationen in der einführenden Fachliteratur zu finden sind.

### *Einführung in die Grundlagen der kognitiven Hermeneutik*

Kognitive Hermeneutik (= kH) als neuartige Interpretationstheorie, zu der eine Methodologie der Textarbeit (Methode der Basis-Interpretation) ebenso gehört wie eine kritische Perspektive (Kritik der projektiv-aneignenden Interpretation).

Unterscheidung zweier Formen des Textzugangs am Beispiel des Umgangs mit einem einzelnen literarischen Text. Zurückführung auf Leitfragen.

Von aneignender Interpretation sprechen wir, wenn die Beschäftigung mit dem jeweiligen Text explizit oder implizit der Leitfrage „Was sagt mir oder uns dieser Text?“ bzw. „Welchen Nutzen bringt mir oder uns dieser Text?“ folgt.

Unter einem kognitiven Textzugang verstehen wir, bezogen auf einen einzelnen literarischen Text, zweierlei. Zum einen folgt die Beschäftigung mit dem jeweiligen Text der Leitfrage „Wie ist der Text beschaffen?“. Zum anderen folgt die Beschäftigung mit dem jeweiligen Text der Leitfrage „Worauf ist es zurückzuführen, dass der Text die festgestellte Beschaffenheit aufweist?“.

Die Unterscheidung zwischen dem aneignenden und dem kognitiven Textzugang trägt dazu bei, uns bewusst zu machen, was wir eigentlich tun, wenn wir uns mit (literarischen) Texten befassen. Der *reflektierte* Textwissenschaftler weiß, welche seiner Arbeitsschritte kognitiver und welche aneignender Art sind.

Das aneignende Interpretieren ist legitim und lebenspraktisch unerlässlich; es stellt jedoch keine wissenschaftliche Leistung dar. Der reflektierte Textwissenschaftler wird also seine aneignenden Aktivitäten aus der Textwissenschaft auslagern.

Der aneignende Textzugang soll nicht diffamiert, er soll nur richtig eingeordnet werden.

Da viele Textwissenschaftler diese Unterscheidung nicht kennen oder ignorieren, ist es nicht verwunderlich, dass sie in ihren Arbeiten die beiden Diskurse miteinander vermengen.

Projektiv-aneignend: Der Text wird den vom Interpretieren akzeptierten Annahmen angeglichen, und die Interpretation lässt ihn als Bestätigungsinstanz der jeweiligen Sichtweise erscheinen.

Der Aufbau einer Literaturtheorie mit zugehöriger Methodologie muss verbunden werden mit der Kritik an defizitären Verfahrensweisen und den sie stützenden Theorien.

Ziel ist es, die literaturwissenschaftliche Textarbeit nach allgemeinen erfahrungswissenschaftlichen Kriterien zu gestalten.

Keine direkte Übertragung naturwissenschaftlicher Verfahren auf die Gegenstände der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften.

Zum erfahrungswissenschaftlichen Vorgehen gehören zwei Hauptaktivitäten: beschreibend-feststellende („Was ist der Fall?“) und erklärende („Worauf ist das Festgestellte zurückzuführen?“).

Zu Erklärungszwecken werden Hypothesen gebildet, logische Folgerungen aus ihnen gezogen und mit den Beschreibungen konfrontiert; auf diese Weise werden die theoretischen Hypothesen empirisch überprüft.

Das kognitive Interpretieren stellt ein Erklären besonderen Typs dar.

Die kH steht im Gegensatz zu allen Literaturtheorien, welche die Interpretation literarischer Texte für grundsätzlich nicht wissenschaftsfähig halten.

Gegensatz zwischen Sinn-Subjektivismus und Sinn-Objektivismus. Die kH erweist die Überlegenheit des Sinn-Objektivismus:

1. In jedem literarischen Text wird eine *Textwelt* konstruiert, in der z.B. bestimmte Textfiguren leben und handeln. Alles, was zur jeweiligen Textwelt gehört, fassen wir unter dem Be-

griff des *Textwelt-Sinns* zusammen. Der Textwelt-Sinn ist ein objektiver, im Text enthaltener Sinn, den es richtig zu erfassen gilt.

2. Jeder literarische Text ist durch bestimmte Instanzen geprägt, die ihn zu dem Text gemacht haben, der faktisch vorliegt. Hier sprechen wir vom *Prägungs-Sinn* eines Textes. Der Prägungs-Sinn ist ebenfalls ein objektiver, im Text enthaltener Sinn, den es richtig zu erfassen gilt.

Das Erfassen des Textwelt- wie auch des Prägungs-Sinns ist ein Vorgang, der auf konstruktive Leistungen des Erkennenden angewiesen ist.

Basis- und Aufbauarbeit. Als Basisarbeit bezeichnen wir die gründliche Untersuchung des einzelnen Textes, während die Aufbauarbeit darin besteht, den Text in einen bestimmten Kontext einzuordnen und kontextbezogen zu erforschen. Ein literarischer Text kann in mehrere Kontexte eingeordnet werden.

Die KH enthält eine Theorie der Textinterpretation, die sich vorrangig mit die Erkenntnis betreffenden Interpretationsproblemen und deren Lösung befasst.

Unterscheidung zwischen Basis-Analyse und Basis-Interpretation.

Die kognitive Grundfrage im Bereich der Basis-Analyse lautet: Wie ist der vorliegende Text beschaffen?

Die kognitive Grundfrage im Bereich der Basis-Interpretation lautet: Wie kommt es, dass der vorliegende Text die festgestellte Beschaffenheit aufweist?

Ohne Rückgriff auf den Textproduzenten lässt sich nicht erklären, wieso ein Text mit dieser feststellbaren Beschaffenheit vorliegt.

*Theorie der drei textprägenden Instanzen.*

1. Jeder literarische Text ist die Umsetzung eines Textkonzepts.

Eine Hypothese über das den prägende Konzept kann zunächst allein auf der Grundlage des Textes gebildet werden.

Optionenvergleich empfohlen.

2. Jeder literarische Text ist dadurch, dass er die Umsetzung eines Textkonzepts ist, immer auch die Umsetzung des Literaturprogramms, das der konkreten künstlerischen Zielsetzung zugrunde liegt.

3. Jeder literarische Text ist dadurch, dass er die Umsetzung eines Textkonzepts und eines Literaturprogramms ist, immer auch die Artikulation eines bestimmten Überzeugungssystems.

Der Begriff der Intention des Autors wird als Leitbegriff ersetzt durch den komplexeren Leitbegriff der textprägenden Instanzen, der sich auf drei Größen bezieht, die zu einem erheblichen Teil auf nichtbewusste Weise wirken.

Jeder Text ist ein *positionsgebundener* Text, und diese Positionsbindung gilt es zu erkennen.

## Frage für die Nachbereitung

*Kognitive Hermeneutik*

Stellen Sie das Zusammenspiel von Hintergrundtheorie, Literaturtheorie und Methode zusammenfassend dar!